Ludendorff

Meine Kriegserinnerungen

Volksausgabe



Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin S/W.

Erich Ludendorff

Meine Kriegserinnerungen

1914—1918

Erich Ludendorff

Meine Kriegserinnerungen 1914–1918

Volksausgabe



Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Verlagsbuchhandlung
Berlin 1921


Zahlreiche Anregungen haben mich veranlaßt, von meinen Kriegserinnerungen auch eine gekürzte **Volksausgabe** erscheinen zu lassen. Bei der Bearbeitung hat mich Herr Pfarrer Priebe, Berlin-Grunewald, tatkräftig unterstützt. Trotz der notwendig gewordenen Streichungen hoffe ich, daß der Leser ein abgerundetes Bild der wesentlichen Zusammenhänge und der großen Taten erhält.

Im Sommer 1920.

Ludendorff.

Ich widme dieses Buch
den im Glauben an Deutschlands
Größe gefallenen Helden.

Vorwort.

Während der vier Kriegsjahre konnte ich keine Aufzeichnungen machen. Mir fehlte die Zeit dazu. Da ich jetzt Muße habe, hole ich dies nach und schreibe meine Kriegserinnerungen, vornehmlich aus dem Gedächtnis.

Das Leben hat mich in führende Stellungen gebracht. Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich wurden berufen, im Verein mit anderen Männern den Verteidigungskampf des Vaterlandes zu leiten.

Die Kriegserinnerungen sollen von den Taten des deutschen Volkes und Heeres erzählen, mit denen mein Name für alle Zeiten verbunden bleiben wird. Sie schildern mein Streben und geben Kunde von dem, was ich in dem Völkerringen erlebte: Es war dies das Kämpfen ohnegleichen, das Dulden, das Erlahmen des deutschen Volkes.

Noch hat der Deutsche die Zeit zum Selbstbesinnen und zur Einkehr nicht gefunden. Es lastet zu viel auf ihm. Und doch kann er sich stolz aufrichten an den gewaltigen Taten seines Heeres und den Leistungen daheim. Aber er hat keine Zeit zu verlieren, aus den Geschehnissen, die zu seinem Unglück führten, zu lernen, denn die Weltgeschichte schreitet unerbittlich weiter und zertritt die Völker, die sich in Uneinigkeit selbst zerfleischen.

Geschrieben in Schweden in Hessleholmsgård vom November 1918 bis Februar 1919, ergänzt in Berlin bis zum 23. Juni, dem Tage der Annahme — des Friedens.

Ludendorff.

Inhaltsverzeichnis.

Als Chef des Generalstabes im Osten
vom 22. August 1914 bis 28. August 1916.

Als Erster Generalquartiermeister
vom 29. August 1916 bis 26. Oktober 1918.

Abkürzungen:

A.K. = Armeekorps.
A.O.K. = Armee-Oberkommando.
Inf. Div. = Infanterie-Division.
k. u. k. = kaiserlich und königlich.
Kav Div. = Kavallerie-Division.
Ldw. Div. = Landwehr-Division.
O.H.L. = Oberste Heeresleitung.
R.K. = Reservekorps.



Mein Denken und Handeln.

Der Handstreich auf Lüttich eröffnete die Reihe deutscher Siege. Es war ein kühner Entschluß und verwegen die Ausführung.

Die Feldzüge im Osten in den Jahren 1914 und 1915 sowie im Sommer 1916 waren gewaltige Leistungen, ebenbürtig den größten Taten der Kriegsgeschichte aller Zeiten. Sie stellten die höchsten Anforderungen an Führer und Truppen. Der Russe war um vieles stärker als die dort kämpfenden verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen.

Der Krieg vollends, den der Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich vom 29. August 1916 an, dem Tage unseres Eintritts in die Oberste Heeresleitung (O.H.L.) zu führen hatten, gehört zu den schwersten der Weltgeschichte. Gewaltigeres und Erschütternderes sah der Erdball noch nie. Deutschland mit schwachen Verbündeten rang in Unterlegenheit gegen die Welt. Entschlüsse von ungeheurer Schwere waren zu fassen.

Die Heere und die Marinen bekämpften einander so, wie sie es in früheren Kriegen getan hatten, mochten Streitkräfte und Kriegsmittel auch gewaltiger sein als je zuvor. Anders aber als in den letzten Kriegen standen die Völker mit ihrer ganzen Kraft dicht aufgeschlossen hinter ihrer Wehrmacht und durchdrangen sie. Nur Frankreich gab 1870/71 schon ein ähnliches Bild.

Wo die Kraft des Heeres und der Marine begann, wo die des Volkes aufhörte, war in dem jetzigen Kriege nicht mehr zu unterscheiden. Wehrmacht und Volk waren eins. Die Welt sah den Volkskrieg im buchstäblichen Sinne des Wortes. In dieser gesammelten Kraft standen die mächtigsten Staaten der Erde gegeneinander. Zum Kampf gegen die feindlichen Streitkräfte gesellte sich das Ringen gegen den Geist und die Lebenskraft der feindlichen Völker mit dem Zweck, sie zu zersetzen und zu lähmen.

Leicht und wenig gefahrvoll ist es, mit starken Bataillonen Krieg zu führen und Schlachten zu schlagen. In solche Lagen sind aber der Generalfeldmarschall und ich in den drei ersten Kriegsjahren nicht gekommen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach Pflicht und Gewissen zu handeln und das auf uns zu nehmen, was wir für Erringung des Sieges als notwendig ansahen. Der Erfolg war in dieser Zeit auf unserer Seite.

Als wir vom März 1918 an in einem so günstigen Stärkeverhältnis angriffen, wie es der Krieg für Deutschland noch nicht gezeitigt hatte, reichte die Kraft zu großen Siegen, doch nicht zur schnellen Entscheidung aus. Dann erlahmte sie, während der Feind sich verstärkte.

Dieser Welt- und Volkskrieg verlangte Ungeheures von uns Deutschen. Jeder einzelne mußte das Letzte hergeben, wenn wir ihn gewinnen wollten. Wir mußten bis zum letzten Bluts- und Schweißtropfen kämpfen und arbeiten und dabei kampfwillig und, mehr noch, siegfreudig bleiben, eine schwere, aber zwingende Anforderung trotz der Not des Lebens, die der Feind uns bereitete, trotz des Ansturms der feindlichen Propaganda, die äußerlich so unmerklich, aber doch von so urgewaltiger Stärke war.

Heer und Marine allein konnten Deutschland den Enderfolg sichern. Mit ihnen führte das Vaterland den Titanenkampf gegen die Welt. Sie wurzelten im Vaterland wie die Eichen im deutschen Boden, sie schöpften aus der Heimat ihre Kraft und konnten nur mit dem kämpfen, was sie ihnen an geistiger Spannkraft, Menschen und Kriegsgerät gab.

Der Seelenzustand und der Kriegswille daheim waren daher zu festigen; wehe uns, wenn sie Schaden litten! Die personellen und materiellen Kräfte des Vaterlandes waren für die Kriegführung bis zum äußersten zu entfalten und sicherzustellen.

Das waren gewaltige Aufgaben für die Heimat. Sie war der kraftspendende Quell, der silberklar und machtvoll erhalten werden mußte, damit er Heer und Marine stählen und ihre Kräfte immer wieder erneuern konnte. Volks- und Wehrmachtskraft waren nicht voneinander zu trennen. Die Kriegsfähigkeit der Streitkräfte am Feinde hing von der Kriegsfähigkeit des Volkes daheim ab. In der Heimat mußte ein Arbeiten und Leben für den Krieg entstehen, wie nie zuvor. Und dies Leben und Arbeiten hatte die Regierung, hatte der verantwortliche Reichskanzler zu führen und kraftvoll zu erhalten.

Diesem erwuchs noch eine zweite große Aufgabe der Kriegführung: die Leitung des Kampfes gegen die feindlichen Heimatfronten. Sollte Deutschland dies mächtige Kriegsmittel, das es täglich am eigenen Leibe spürte, nicht auch gebrauchen? Sollte an dem Seelenzustande der feindlichen Völker nicht ebenso gerüttelt werden, wie es der Feind bei uns leider so erfolgreich tat? Allerdings fehlte Deutschland eine mächtige Hilfswaffe der Propaganda: Die Hungerblockade gegen die Bewohner der feindlichen Länder.

Die deutsche Regierung hatte große Aufgaben für die glückliche Beendigung des Krieges zu lösen. Größeres wurde noch von keiner gefordert, als die geeinte Kraft des deutschen Volkes dem Kaiser zum Siege auf dem Schlachtfelde zur Verfügung zu stellen und den Kampf gegen den Geist und die Stimmung der feindlichen Völker zu führen. Das Arbeiten und Handeln der Regierung gewann so eine kriegsentscheidende Bedeutung. Das erforderte von Regierung, Reichstag und Volk ein vollständiges Aufgehen in dem Kriegsgedanken. Es war nicht anders: Die Kraft der Kriegführung ruhte in der Heimat, die Kraftäußerung lag an der Front.

Dem großen Ziele, zum Frieden zu kommen, wurde allein durch kraftvolle Kriegführung entsprochen. Mit ihrer Kriegsarbeit förderte daher die Regierung zugleich den Frieden, den unmittelbar herbeizuführen, ihre weitere hehre Aufgabe war.

Der Generalfeldmarschall und ich teilten bald nach unserer Berufung in die O.H.L. dem Reichskanzler diese Anschauungen mit. Wir riefen ihn zur kriegerischen Zusammenarbeit auf und waren hoffnungsfreudig trotz des bedrohlichen Ernstes der Lage.

Die Regierung hatte unseren Eintritt in die O.H.L. begrüßt. Wir kamen ihr mit offenem Vertrauen entgegen. Bald aber begannen zwei Gedankenwelten miteinander zu ringen, vertreten durch die Anschauungen der Regierung und die unsrigen. Dieser Gegensatz war für uns eine schwere Enttäuschung und zugleich eine ungeheure Belastung.

In Berlin konnte man sich nicht zu unserer Auffassung der Kriegsnotwendigkeiten bekennen und nicht den eisernen Willen finden, der das ganze

Volk erfaßt und sein Leben und Denken auf den einen Gedanken: Krieg und Sieg einstellt. Statt alle vorhandenen Kräfte für den Krieg zu sammeln und anzuspannen, um auf dem Schlachtfelde zum Frieden zu kommen, schlug man in Berlin einen anderen Weg ein; man sprach immer mehr von Versöhnung und Verständigung, ohne gleichzeitig dem eigenen Volk einen starken kriegerischen Willen zu geben. Man glaubte, die feindlichen Völker müßten den versöhnlichen Worten sehnsüchtig lauschen und würden ihre Regierungen zum Frieden drängen. So wenig kannte man die Geistesrichtung der feindlichen Völker und Regierungen mit ihrem starken nationalen Denken und stahlharten Wollen. Berlin hatte aus der Geschichte früherer Zeiten nichts gelernt. Man fühlte hier nur das eigene Unvermögen gegenüber der Geistesverfassung des Feindes, man verlor die Hoffnung auf den Sieg und ließ sich treiben. Der Wunsch, zum Frieden zu gelangen, wurde stärker als der Wille, für den Sieg zu kämpfen.

Reichstag und Volk glitten ohne Führung, die sie zum großen Teil heiß ersehnten, mit der Regierung auf der abschüssigen Bahn bergab. Die gewaltigen Fragen des Krieges wurden immer mehr beiseite geschoben. Innerpolitische Fragen und das Denken an das eigene Ich überwucherten sie. Das wurde zum Unglück für das Vaterland.

Mag sein, daß die Revolution, die jetzt Europa durchbebt, eine andere Weltordnung herbeiführt und die Völker für einen Frieden der Gerechtigkeit und Versöhnung reifer macht. Während ich Erster Generalquartiermeister war, war dies noch nicht der Fall.

Die O.H.L. vertrat die Ansicht, erst solle die Menschheit eine andere werden, dann könnten auch wir die Waffen niederlegen und an Verständigung denken; sonst sei mit Sicherheit vorauszusehen, daß wir Schaden leiden würden. Die Friedenspalme ist keine Wehr gegen das Schwert. Solange die Menschen und namentlich unsere Feinde so blieben, wie die Menschheit bisher war, hieß es für uns das Schwert festzuhalten und immer von neuem zu schärfen. Es war daher unsere Pflicht, gegenüber der Regierung auf der Durchführung der Kriegsnotwendigkeiten zu beharren und zu versuchen, sie mit der Entschlossenheit zu erfüllen, die wir als allein richtig ansahen.

In allen Fragen wandte sich die O.H.L. an die verfassungsmäßigen Behörden. Der Krieg verlangte in jedem Augenblick schnelle und wichtige Entschlüsse. In Berlin blieb man aber in dem gewohnten Friedensgleise. Antworten, auch in den wichtigsten Fragen, gingen oft erst nach Wochen ein. Infolge dieses ungemein schleppenden Geschäftsganges wurde der gegenseitige Verkehrston zuweilen hart. Wir haben dies bedauert. Uns brannte aber das Feuer auf der Seele. Es mußte schnell gehandelt werden, denn es galt oft, unermeßlichen Schaden zu verhüten.

Nur schwer konnten sich überdies die Reichsämter daran gewöhnen, daß mit Kriegsausbruch in der O.H.L. eine Stelle erstanden war, die nicht nur die Verantwortung mit dem Reichskanzler teilte, sondern so Ungeheures trug, daß sie um so mehr zu tatkräftigem Handeln gezwungen wurde, je weniger sie dies in Berlin vorfand.

Auf einigen Gebieten mußte die O.H.L. schon gleich nach Ausbruch des Krieges eingreifen, während es Aufgabe anderer Stellen gewesen wäre. Das weite Gebiet der Presse, der Zensur, der Abwehr feindlicher Spionage und Sabotage daheim, sowie der Feststellung der auf Umsturz der Staatsordnung

im Kriege hinarbeitenden Kräfte blieb zum Schaden der Kriegführung der militärischen Selbsthilfe überlassen. Die Leitung lag hiermit in der Hand des Generalstabes. Die Durchführung dagegen verblieb häufig den heimischen Behörden. Reibungen waren daher unvermeidlich. Eine klare entschlossene Führung im Innern, die auf jede Unterstützung des Generalstabs rechnen konnte, hätte auch dies verhindert.

Als Erstem Generalquartiermeister oblag es mir oft persönlich, die Forderungen der O.H.L. gegenüber der Regierung zu vertreten.

Um politische Persönlichkeiten und Parteien habe ich mich nicht bekümmert. Jene Parteien, die immer nur von Verständigung sprachen, statt den Kriegswillen der Nation zu entfachen, sahen die Notwendigkeit der Forderungen nicht ein. Die Regierung dachte wie sie. Und so fanden sich Regierung und Mehrheitsparteien zusammen und lehnten mich mit meinem soldatischen Denken und Wollen innerlich ab.

Es war klar, daß ich mehr Anhänger bei den Parteien fand, die gleich mir eine friedliche Verständigung mit den Feinden nicht für möglich hielten und daher für die höchste Energie in der Kriegführung eintraten. Ich habe mich nie an sie gewandt, aber sie vertrauten mir. Darum stempelten mich die anderen, obschon ich nur an die Kriegführung dachte, zum „Reaktionär". Hätte ich die entsprechenden Anschauungen bei den demokratischen Parteien gefunden, so hätte ich auch bei ihnen Anhänger gehabt und ich wäre dann vielleicht bei der Rechten als „Demokrat" verschrieen gewesen.

Ich bin weder „Reaktionär" noch „Demokrat". Ich trete allein für die Wohlfahrt, das kulturelle Gedeihen und die nationale Kraft des deutschen Volkes, für Autorität und Ordnung ein. Auf diesen Pfeilern ruht die Zukunft des Vaterlandes. Während des Krieges hieß das Ziel: Höchste Energie der Kriegführung und Sicherstellung der militärischen und wirtschaftlichen Lebensmöglichkeit, auch für die Zeit nach dem Kriege.

Aus der Untätigkeit der Reichsleitung auf vielen Gebieten erwuchs für mich der Übelstand, daß ich von Mißwollenden, zuweilen auch von übereifrigen Freunden, immer mehr ohne mein geringstes Hinzutun und ohne je hervorzutreten, in den Streit der Parteien hineingezogen wurde. Was ich tat, wurde entstellt und aus dem Zusammenhang herausgerissen. Handlungen und Sätze erhielten eine Auslegung, die ihnen nicht innewohnte. Unklare, durch nichts begründete Behauptungen wurden weitergegeben. Mein offenes, soldatisches Denken lehnte dieses alles zunächst ab, es war zu unwesentlich neben der großen Aufgabe, für die ich handelte. Später bedauerte ich diese Erscheinungen, vermochte sie aber nicht zu ändern. Die Presse bat ich wiederholt, sich nicht mit mir zu befassen. Im übrigen war ich zu sehr beschäftigt, um selbst dazu Stellung zu nehmen. Mir fehlte auch das Podium, um mich auszusprechen; überdies traute ich dem deutschen Volke mehr Sinn für die harte Wirklichkeit zu. Der Regierung aber war es recht, einen Blitzableiter gefunden zu haben; statt für mich einzutreten, ließ sie die Hetzer gewähren, sie stellte mich als Diktator hin und verschärfte dadurch die Stimmung gegen mich.

Immer mehr wurde ich auch für vieles Ungemach in der Heimat verantwortlich gemacht. So für die Härten und Fehler des Verpflegungssystems, mit dem ich nie etwas zu tun gehabt habe. So für die Handhabung des Versammlungsrechtes, die ganz außerhalb meiner Zuständigkeit lag. Auch die Verkehrs- und Kohlennot im Winter 1916/17 wurde mir zur Last gelegt. Ich habe im

Gegenteil zu ihrer Besserung durch Entlassung von Bergleuten aus der Front Entscheidendes getan, ohne daß es mir gedankt oder auch nur angerechnet wäre.

Bei der ungeheuren Verantwortung, die auf mir ruhte, wünschte ich die Beendigung der Feindseligkeiten. Oft sprach ich mich in diesem Sinne aus. Es mußte aber ein Frieden erreicht werden, der dem Vaterlande die Lebensmöglichkeit sicherte, sonst war der Krieg verloren. Ich sah die Friedensmöglichkeit nur dann für vorliegend an, wenn auch der Feind friedensbereit war. Ein einseitiges Betonen unserer Friedensbereitschaft schien mir gefahrvoll.

Ich war mir bewußt, daß man Frieden noch lange nicht bekommt, wenn man von ihm spricht und ihn mit heißem Herzen ersehnt. Der pazifistische Gedanke eines Versöhnungsfriedens war bei vielen ein Werkzeug wider uns; viele meinten es ehrlich. Wußten aber die Betreffenden, ob auch der Feind so dachte, und, wenn dies nicht der Fall war, waren sie sich klar darüber, daß sie mit der Verbreitung des Gedankens, wir könnten jeden Augenblick einen solchen Frieden haben, unsägliches Unglück heraufbeschworen, indem sie so, wie die Menschen nun einmal sind, den Kriegswillen, der gar nicht genug zu heben war, entscheidend schwächten? Sie haben unser Volk friedenssehnsüchtig gemacht, nicht den Feind friedenswillig. Sie erschwerten dadurch den Frieden, da die Entente die Zustände bei uns übersah und ausnutzte; sie erschwerten dadurch auch das Streben der O.H.L., den Feind mit den Mitteln, die im Kriege allein zum Ziele führen, zum Frieden geneigt zu machen. Sie sind trotz allem Idealismus am Unglück des Vaterlandes schuldig!

Ich kenne bei der Haltung der Feinde keine Gelegenheit zu einem billigen und gerechten Verständigungsfrieden. Alles, was darüber mündlich oder in der Presse verbreitet wird, ist unrichtig. Die Regierung hat der O.H.L. nie eine solche Friedensmöglichkeit gezeigt.

Wir hätten gewiß jeden Augenblick einen Frieden haben können, so wie wir ihn jetzt schließen müssen. Welcher Reichskanzler, welcher Staatsmann, welcher deutsch denkende Mann hätte ihn gewollt? Nicht nur die deutschen Militärs, sondern fast das ganze deutsche Volk würde einen solchen Frieden abgelehnt haben, solange es noch in stolzem Selbstvertrauen Kraft zum Kampf fühlte! Dieses Selbstvertrauen und diese Kraft mußten die Staatsmänner stählen, um das Vaterland zum Siege zu befähigen und vor einer Niederlage mit ihrem unermeßlichen Unheil zu bewahren. Ein Mittelding gab es nach dem Willen unserer Feinde nicht. Unser Wille spielte demgegenüber gar keine Rolle. Noch war der des Feindes nicht gebrochen. War dies durch den militärischen Sieg endgültig geschehen, dann konnten die Diplomaten von Versöhnung sprechen.

Vier Jahre haben wir in tiefster Harmonie wie ein Mann zusammengearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich. Ich sah es mit tiefinnerer Genugtuung, daß er die Idealgestalt dieses Krieges für das deutsche Volk, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen wurde.

Der Generalfeldmarschall ließ mich teilnehmen an seinem Ruhm. Bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages am 2. Oktober 1917 kleidete er dies in besonders tiefempfundene Worte.

Der Feldherr hat die Verantwortung. Er trägt sie vor der Welt und, was noch schwerer ist, vor sich, vor der eigenen Armee und dem eigenen Vaterlande. Als Chef und Erster Generalquartiermeister war ich voll mit-

verantwortlich und bin mir dessen stets bewußt gewesen. Ich stehe jederzeit für mein Handeln ein.

Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte.

Wir hatten auch die gleiche Auffassung über den Charakter dieses Volkskrieges und die sich hieraus ergebenden Notwendigkeiten. Ebenso waren unsere Ansichten über den Frieden dieselben. Der Generalfeldmarschall erstrebte mit mir, das Leben des deutschen Volkes vor neuem Angriff zu sichern. Er trat auch für dies alles mit seiner Persönlichkeit ein.

Der Ruhm des Generalfeldmarschalls steht fest in den Herzen des deutschen Volkes.

Ich habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vornehmen Sinn ebenso geschätzt wie seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit.

Mein Leben war Arbeit für das Vaterland, den Kaiser und die Armee. Während der vier Kriegsjahre lebte ich nur für den Krieg.

Meine Tage verstrichen regelmäßig. So lange ich Chef im Osten war und Truppen unmittelbar zu führen hatte, richtete sich alles nach den Anforderungen der militärischen Lage. Ich war von 6 oder 7 Uhr morgens bis spät in die Nacht auf dem Geschäftszimmer.

Als Erster Generalquartiermeister war ich in ruhigen Zeiten gegen 8 Uhr im Dienst. Etwa eine Stunde später kam der Generalfeldmarschall, und wir sprachen kurz über die kriegerischen Ereignisse und Absichten und über schwebende Fragen.

Um 12 Uhr hatten wir Vortrag bei Seiner Majestät dem Kaiser.

Punkt 1 Uhr war Frühstück, das ½ bis ¾ Stunden dauerte. Gegen ¼4 Uhr war ich wieder auf dem Geschäftszimmer. Um 8 Uhr aßen wir zu Abend; nach einer Pause von 1½ Stunden hielt die Arbeit bis 12 oder 1 Uhr nachts an.

Diese Einförmigkeit wurde nur selten unterbrochen. Auch die vier bis fünf Tage meines Kriegsurlaubs waren vom Dienst nicht frei.

Mit allen Teilen der Front und den verbündeten Obersten Heeresleitungen war ich durch Fernsprecher und Fernschreiber verbunden. Die Armeen meldeten regelmäßig morgens und abends, besondere Ereignisse stets.

Auf der einen Seite war es notwendig, über alle Ereignisse an den gewaltigen Fronten klar zu sehen, auf der anderen aber eine ungemeine Belastung, den Pulsschlag der Kämpfe unmittelbar zu fühlen. Die O.H.L mußte jedoch alle wichtigen Ereignisse sofort erfahren. Denn nur zu oft waren bei dem Mangel an Reserven folgenschwere Entscheidungen unmittelbar zu treffen.

Die Truppenführung, die Sorge für das Heer und für die Kriegsfähigkeit der Heimat gingen allen anderen Arbeiten vor. Die militär-politischen Zukunftsfragen kamen erst in zweiter Linie.

Bei meiner ungeheuren Arbeitslast und meiner schweren Verantwortung konnte ich nur selbsttätige, aufrechte Menschen um mich gebrauchen, von denen ich verlangte, daß sie mir rücksichtslos ihre Ansicht sagten, was sie auch — manchmal recht gründlich — taten. Unsere Zusammenarbeit war auf gegenseitigem Vertrauen von Mann zu Mann aufgebaut. Selbstbewußt und sicher standen meine Mitarbeiter mir treu zur Seite. Sie waren mir hingebungsvolle und selbständige Gehilfen, durchdrungen von höchstem Pflichtgefühl. Natürlich lag bei mir die Entscheidung, denn die Verantwortung erlaubte kein Zögern. Der Krieg verlangte ein schnelles Handeln. Aber in der Entscheidung lag keine Willkür, und da, wo ich einmal von dem Vorschlage meiner Mitarbeiter abwich, habe ich nicht verletzt. Hier und wenn Ansichten auszugleichen waren, habe ich mich bemüht, abweichende Meinungen anzuerkennen. Ich freue mich des Ruhmes und des guten Rufes meiner Mitarbeiter.

Unser Zusammenleben war harmonisch. Besonders kameradschaftlich verliefen in größerem Kreise die gemeinsamen Mahlzeiten. Der Generalfeldmarschall liebte muntere und angeregte Unterhaltung. Ich beteiligte mich gern, besprach aber auch dienstliche Angelegenheiten. Selbstverständlich wurde peinlich darauf geachtet, daß operative Maßnahmen hier nicht behandelt wurden.

Besuch kam oft, zu Tisch oder auch nur auf das Geschäftszimmer. Gäste waren zuweilen gerade in besonders kritischen Lagen anwesend. Sie waren dann eine starke Nervenbelastung.

Von durchreisenden Offizieren der verschiedenen Waffen und aus Divisionen von allen Teilen der Front erfuhren wir, wie es in dem Heere zuging, zuweilen besser als durch große offizielle Berichte. Auf enge Verbindung mit der Front legte ich den größten Wert und erhielt viele Anregungen, denen immer nachgegangen wurde. Diese militärischen Besuche waren mir besonders lieb und wertvoll.

Häufig kamen Herren der Regierung aus Berlin und den Bundesstaaten. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg besuchte uns bereits im Herbste 1914 in Posen und dann im Februar 1915 in Lötzen. Auch die anderen Reichskanzler kamen oft zu uns. Zuweilen hatten wir parlamentarischen Besuch. Ich gewann immer den Eindruck, daß die Herren gern bei uns waren, welcher Partei sie auch angehörten.

Vertreter der Groß- und Schwerindustrie, des Handels und der Arbeitnehmer- und Angestellten-Verbände kamen zuweilen und haben an unserem Tisch gesessen.

Es kamen die neutralen Militär-Attachés, neutrale Offizier-Abordnungen, die die Front bereisten, heimische und fremde Berichterstatter, auch Männer der Presse und der Wissenschaft sowie der Kunst.

An der Tafel des Oberbefehlshabers Ost waren Vertreter aus allen Teilen Ost- und Westpreußens besonders häufig anwesend.

Viele Fürsten waren bei uns zu Gast.

Eine besondere Ehrung war es natürlich, wenn Seine Majestät der Kaiser uns besuchte. Die Unterhaltung blieb auch dann zwanglos, wir hatten das Gefühl, daß Seine Majestät gern bei uns war.

Mir war der Gästebesuch bei Tisch deshalb ganz besonders lieb, da ich hier Gelegenheit fand, die verschiedenen Fragen, die zur Erörterung standen, zu besprechen. Ich hatte nachher mehr Zeit für meine rein militärischen Aufgaben.

Die Heeresgruppen- und die Armee-Oberkommandos leisteten uns selbsttätige und verständnisvolle Mitarbeit bei unserer so überaus schweren Aufgabe. Wir standen mit ihnen in regem Gedankenaustausch; die Entscheidung aber lag bei uns. Die O.H.L. hatte auch auszugleichen und für Einheitlichkeit der Auffassung auf den unendlich vielen Gebieten zu sorgen, die das Leben der Armee ausmachen. Bei dem häufigen Verschieben der Truppen wurde dies besonders wichtig. Mit diesen gebotenen Einschränkungen waren die Kommandobehörden in ihren Befehlsbereichen selbständig.

Auf mündliche Aussprache und das Sammeln unmittelbarer Eindrücke legte ich den größten Wert. Ich fuhr oft und gern an die Front und benutzte als Erster Generalquartiermeister stets einen Sonderzug mit besonderen Arbeits- und Telegraphenwagen. Der Dienst hörte während der Fahrt nicht auf. Auf bestimmten Stationen wurden die Tagesmeldungen wie im Hauptquartier entgegengenommen und im Bedarfsfalle mit aller Welt in Verkehr getreten.

Mein persönliches Verhältnis zu Stäben und Truppen war harmonisch. Man schenkte mir viel Vertrauen.

Besonders gern denke ich an meine Beziehungen zum Hauptquartier des Deutschen Kronprinzen. Der Kronprinz zeigte viel Verständnis für den militärischen Beruf und stellte kluge, sachgemäße Fragen. Er liebte den Soldaten und bekümmerte sich um die Truppe. Er war nicht für den Krieg, sondern sprach für den Frieden. Dies bleibt richtig, auch wenn andere das Gegenteil behaupten. Der Kronprinz hat es stets bedauert, daß er für seinen Beruf als späterer Kaiser nicht genügend vorbereitet wurde, und hat sich alle mögliche Mühe gegeben, dies nachzuholen. Er meinte mir gegenüber, er habe es schlechter als ein Facharbeiter. Auch hat er eine Denkschrift darüber ausgearbeitet, die er seinem Kaiserlichen Vater und dem Reichskanzler überreichte. Ihm haben seine Äußerlichkeiten geschadet; er war mehr, als er schien.

Bei meiner Anwesenheit an der Front trugen mir die Chefs die Lage vor. Sie sprachen sich genau so unumwunden aus wie die Herren des Hauptquartiers. Sie wußten, daß ich ihre eigene Ansicht hören und Klarheit haben wollte. An den Vortrag schloß sich eine Erörterung, in der die Oberbefehlshaber eingriffen, wenn sie nicht selbst den Vortrag übernahmen. Das dem Vortrag in der Regel folgende Zusammenbleiben gab mir Gelegenheit zur Aussprache mit den Oberbefehlshabern über viele andere Fragen.

Mein Verkehr mit den Armeen blieb nicht auf die wöchentlichen Reisen beschränkt. Ich sprach jeden Morgen durch den Fernsprecher mit den Armeechefs und hörte ihre Sorgen und ihre Zuversicht. Oft kamen sie mit Bitten. Wo ich helfen konnte, geschah es, das wußten sie. Ich habe den Chefs oft gut zugesprochen und dann das Gefühl gehabt, daß die Herren wieder vertrauensvoller an ihre schwere Aufgabe gingen. Von dem sogenannten grünen Tisch war die militärische Lage manchmal einwandfreier zu übersehen als an Ort und Stelle unter der Wirkung starker persönlicher Eindrücke.

Es handelte sich für mich bei den Ferngesprächen um eine Orientierung. Befehle wurden dabei nur in dringenden Fällen gegeben und dann schriftlich an die Oberkommandos nochmals ausdrücklich wiederholt.

Selbstverständlich wurde den Oberbefehlshabern mein Gespräch gemeldet. Einer Chefherrschaft war ich durchaus abhold. Die Oberbefehlshaber waren auch zu selbständige Naturen, als daß dies einreißen konnte.

Wo ich nicht selbst sehen konnte, entsandte die O.H.L. Generalstabsoffiziere zur Berichterstattung nach vorn oder zu den Armee-Oberkommandos, um so ein möglichst klares Bild von der Lage zu gewinnen.

Änderungen in der Stellenbesetzung der obersten Dienststellen waren unvermeidlich. Sie wurden durch die Kommandobehörden bei dem Chef des Militärkabinetts, für den Generalstab bei dem Chef des Generalstabes des Feldheeres beantragt. Oft wurden Kommandostellen abgelöst. Solche Maßnahmen waren nötig, wenn es darauf ankam, an den Brennpunkten des Kampfes besonders kriegserfahrene Offiziere zu haben, oder wenn ein natürliches Bedürfnis nach Ruhe oder ein Nachlassen der Spannkraft infolge der ungeheuren Nervenbelastung vorlag. Ohne Härten, vielleicht auch Ungerechtigkeiten, wird hierbei trotz aller Gewissenhaftigkeit nicht immer verfahren sein.

Lüttich.

Der Sturm auf die Festung ist mir die liebste Erinnerung meines Soldatenlebens. Er war eine frische Tat, bei der ich kämpfen konnte wie der Soldat in Reih und Glied, der im Kampf seinen Mann stellt.

Bei Ausbruch des Krieges war ich Brigadekommandeur in Straßburg. Lange Zeit war ich im Generalstabe gewesen. Der Aufmarsch, der im August 1914 stattfand, stammt aus der Gedankenwelt des Generals Grafen v. Schlieffen. Er war von ihm für den Fall geplant, daß die Neutralität Belgiens von Frankreich nicht geachtet werden würde oder daß Belgien sich Frankreich anschlösse. Unter dieser Voraussetzung ergab sich der Einmarsch der deutschen Hauptkräfte in Belgien von selbst. Jede andere Operation wäre durch die dauernde Bedrohung des deutschen rechten Heeresflügels aus Belgien gelähmt worden und hätte eine schnelle Entscheidung gegen Frankreich ausgeschlossen. Diese war aber notwendig, um der großen Gefahr des russischen Eindringens in das Herz Deutschlands rechtzeitig begegnen zu können. Angriff auf Rußland und Verteidigung gegen Westen bedeutete von vornherein einen langen Krieg und wurde vom Grafen v. Schlieffen verworfen.

In unserer ungünstigen militärpolitischen Lage, inmitten Europas umringt von Feinden, mußten wir mit einer großen gegnerischen Überlegenheit rechnen und uns rüsten, wenn wir uns nicht freiwillig erdrücken lassen wollten. Wie Rußland zum Kriege trieb und sein Heer dauernd verstärkte, war bekannt. Es wollte Österreich-Ungarn entscheidend schwächen und Herr des Balkans werden. In Frankreich lebte der Revanchegedanke in neuer Stärke auf, die alten deutschen Reichslande sollten wieder französisch werden. Viele Vorgänge in Frankreich, die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, ließen an den dort herrschenden Absichten keinen Zweifel aufkommen. England sah mit Mißbehagen unseren wirtschaftlichen Aufschwung, unsere billige Arbeit und unseren eisernen Fleiß. Deutschland war dabei die stärkste Landmacht Europas. Es hatte zudem eine gute, in voller Entwicklung befindliche Flotte. Dies ließ England für seine Weltbeherrschung fürchten. Der Angelsachse fühlte sich in den Gewohnheiten seines Herrenlebens bedroht. Die englische Regierung vereinigte ihre Seestreitkräfte, deren Schwerpunkt noch vor kurzem im Mittelmeer lag, in der Nordsee und im Kanal. Die drohende Rede Lloyd Georges vom 21. Juli 1911 warf ein grelles Schlaglicht auf die Absichten Englands, die es sonst so überaus geschickt verhüllte. Es war mit immer steigender Sicherheit darauf zu rechnen, daß der Krieg uns bald aufgezwungen und daß es ein

Kampf werden würde, der seinesgleichen auf dieser Welt noch nicht hatte. Die Unterschätzung der voraussichtlichen gegnerischen Kräfte, wie sie in Deutschland in nichtmilitärischen Kreisen angetroffen wurde, war gefährlich.

Noch in der letzten Stunde, im Herbst 1912, als alle Zweifel an den feindlichen Absichten geschwunden waren und im Heer mit aller Kraft und eisernem Fleiß in deutscher Pflichttreue gearbeitet wurde, entwarf ich den Plan zu einer großen Heeresverstärkung, die den Wünschen einsichtsvoller Volkskreise und klar blickender parlamentarischer Parteien entgegenkam. Ich vermochte den General v. Moltke zu bewegen, damit an den Reichskanzler heranzutreten. Er veranlaßte den Kriegsminister, eine Vorlage auszuarbeiten, ohne indessen wenigstens nunmehr eine klare und zielbewußte Politik, die die Psyche der Völker richtig einschätzte, zu treiben. Die Milliardenvorlage trug ihrer ganzen Entstehungsgeschichte nach keinen aggressiven Charakter, sie glich nur das schlimmste Mißverhältnis aus und bezweckte die tatsächliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Noch immer gab es Tausende von Wehrpflichtigen, die nicht dem Vaterlande dienten. Es wurden auch Verstärkung unserer Festungen und Material verlangt. Alles wurde bewilligt; mein dringend geäußerter Wunsch aber, daß drei neue Armeekorps aufgestellt würden, wurde nicht erfüllt. Sie wurden gar nicht angefordert. Dies hat sich schwer gerächt. Die Korps fehlten zu Beginn des Krieges, und die Neuformationen, die wir im Herbst 1914 aufstellen mußten, zeigten alle Nachteile einer Improvisation.

Noch bevor die ganze Vorlage abgeschlossen war, wurde ich nach Düsseldorf als Kommandeur des Füsilier-Regiments 39 versetzt. Von hier kam ich im April 1914 nach Straßburg.

Am 1. August wurde die Mobilmachung ausgesprochen. Meine Frau war sogleich nach Berlin abgereist, da alle Offizier- und Beamtenfamilien Straßburg verlassen mußten. Wir haben währen der vier Kriegsjahre uns kein eigenes Heim einrichten können. Ich konnte meine Frau nur ganz selten wie im Fluge sehen. Meine Familie ist zu kurz gekommen in dieser gewaltigen Zeit, da mich der Dienst dauernd band.

Ich fuhr am 2. August früh nach Aachen, wo ich abends eintraf. Meine Mobilmachungsbestimmung ließ mich Oberquartiermeister bei der 2. Armee werden, deren Oberbefehlshaber General v. Bülow war.

Ich trat zunächst zum General v. Emmich, der die Aufgabe hatte, mit einigen schnell mobilgemachten, gemischten Infanterie-Brigaden die Festung Lüttich durch Überraschung zu nehmen. Dem Heere sollte hierdurch der Weg nach Belgien hinein freigemacht werden.

Am 3. August früh sah ich General v. Emmich zum ersten Male. Tiefe Hochachtung verband mich von da ab mit diesem bedeutenden Soldaten bis zu seinem Tode.

Am 4. August früh erfolgte der Vormarsch über die belgische Grenze, während in Berlin sich der Reichstag mit einer vaterländischen Kundgebung hinter die Regierung stellte und die anwesenden Parteiführer nach Verlesung der Thronrede dem Kaiser feierlich durch Handschlag das Gelöbnis unbedingter Treue in hellen und dunklen Tagen ablegten. Am gleichen Tage machte ich bei Visé, hart an der holländischen Grenze, mein erstes Gefecht mit. Es war ganz klar, daß Belgien auf unsern Einmarsch seit langem vorbereitet war. Die

Straßen waren so planmäßig zerstört und gesperrt, wie es nur bei anhaltender Arbeit möglich war. An der belgischen Südwestgrenze haben wir nichts von ähnlichen Sperren entdecken können. Warum hat Belgien gegen Frankreich nicht die gleichen Maßnahmen ergriffen?

Die Frage, ob wir die Brücken bei Visé unversehrt besetzen würden, war von besonderer Bedeutung. Ich begab mich zu dem Kavalleriekorps v. der Marwitz, das dorthin angesetzt war. Es kam nur langsam vorwärts, da ein Verhau nach dem andern die Straße sperrte. Auf meine Bitte wurde eine Radfahrer-Kompagnie vorgeschickt. Bald darauf kam ein Radfahrer zurück: die Kompagnie wäre nach Visé hineingefahren und vollständig vernichtet. Ich machte mich mit zwei Mann dorthin auf und fand zu meiner Freude die Kompagnie unversehrt, nur der Führer war gerade durch einen Schuß vom anderen Maasufer her schwer verwundet. Die Erinnerung an diese kleine Episode hat mir später geholfen. Ich wurde unempfindlicher gegen Tataren- oder, wie es später hieß, Etappengerüchte.

Die schönen, großen Maasbrücken bei Visé waren zerstört: Belgien war eben auf den Krieg eingestellt.

Am Abend war ich in Hervé, meinem ersten Quartier auf feindlichem Boden. Wir übernachteten in einem Gasthof gegenüber dem Bahnhof. Alles war unversehrt. Wir legten uns ruhig schlafen. In der Nacht erwachte ich durch ein lebhaftes Geschieße, auch gegen unser Haus. Der Franktireurkrieg in Belgien begann. Er lebte am nächsten Tage allerorts auf und hat so ausschlaggebend zu der Erbitterung beigetragen, die diesen Krieg im Westen, im Gegensatz zu der Stimmung im Osten, in den ersten Jahren kennzeichnen sollte. Die belgische Regierung hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Sie hat den Volkskrieg planmäßig organisiert. Solche Art von Krieg entsprach nicht den kriegerischen Gebräuchen. Es ist unserer Truppe nicht zu verdenken, wenn sie mit größter Schärfe dagegen einschritt. Unschuldige werden mit zu leiden gehabt haben, aber die „belgischen Greuel“ sind eine durchaus geschickte und mit aller Abgefeimtheit erfundene und verbreitete Legende. Sie müssen einzig und allein der belgischen Regierung zur Last gelegt werden. Ich selbst war mit dem Gedanken einer ritterlichen und humanen Kriegführung ins Feld gezogen. Dieser Franktireurkrieg mußte jeden Soldaten anwidern. Mein soldatisches Empfinden hatte eine schwere Enttäuschung erlitten.

Die Aufgabe, die die vorausbeförderten Brigaden vor Lüttich zu lösen hatten, war schwer. Es war auch eine unerhört kühne Tat, durch die Fortlinie einer neuzeitlichen Festung in ihr Inneres einzudringen. Die Truppen fühlten sich beklommen. Aus Gesprächen mit Offizieren entnahm ich, daß die Zuversicht auf Gelingen des Unternehmens nur gering war.

In der Nacht vom 5. zum 6. August begann der Vormarsch durch die Werke nach Lüttich hinein. Gegen Mitternacht verließ General v. Emmich Hervé. Wir ritten zur Versammlung der 14. Inf. Brig., Generalmajor v. Wussow, nach Micheroux, etwa 2 bis 3 km von Ft. Fléron entfernt. Auf der Straße, die von dem Fort aus unmittelbar bestrichen werden konnte, sammelten sich in tief dunkler Nacht die Truppen mit den ihnen noch recht ungewohnten, aber so überaus segensreichen Feldküchen in einer wenig kriegsmäßigen Weise. In diese Versammlung hinein fielen einige Schüsse aus einem Hause südlich der Straße. Es entstanden Kämpfe. Das Fort aber schwieg;

es war ein Gotteswunder. Etwa gegen 1 Uhr begann der Vormarsch. Er führte uns nördlich vom Ft. Fléron vorbei über Retinne hinter die Fortlinie und dann auf die am Rande der Stadt gelegenen Höhen der Chartreuse. Dort sollten wir am frühen Vormittag sein.

Der Stab des Generals v. Emmich war ziemlich am Ende der Marschkolonne. Plötzlich ein Halt von längerer Dauer. Ich schob mich von hinten durch die Marschkolonne nach vorn hindurch. Der Halt war ohne jeden Grund entstanden, im Gegenteil war die Auffassung der Lage, die ihn verursacht hatte, eine recht bedauerliche gewesen. Ich selbst war eigentlich nur Schlachtenbummler, hatte keine Befehlsgewalt und sollte nur mein später eintreffendes Armee-Oberkommando über die Vorgänge bei Lüttich unterrichten sowie die Maßnahmen des Generals v. Emmich mit den zu erwartenden Anordnungen des Generals v. Bülow in Einklang bringen. Ich setzte die Kolonne selbstverständlich in Marsch und blieb an ihrem Anfang. Die Verbindung nach vorn war inzwischen verlorengegangen. In voller Dunkelheit, mit Mühe den Weg verfolgend, kamen wir nach Retinne. Der Anschluß nach vorn fehlte immer noch. Ich trat mit der Spitze aus einem falschen Dorfausgang hinaus. Schüsse schlugen uns entgegen. Rechts und links fielen Leute. Den hörbaren Einschlag der Geschosse in menschliche Körper werde ich nie vergessen. Wir machten einige Sprünge gegen den nicht sichtbaren Feind, dessen Feuer lebhafter wurde. In der Dunkelheit war das Zurechtfinden nicht leicht. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß wir falsch gegangen waren. Wir mußten aus dem Feuer zurück, das war peinlich. Die Mannschaften konnten nur glauben, ich hätte Furcht. Es half nichts, Höheres stand auf dem Spiel. Ich kroch zurück und gab den Leuten den Befehl, bis an den Dorfrand zu folgen.

In Retinne schlug ich mit geringer Begleitung den richtigen Weg, die Chaussee nach Queue du Bois, ein. Plötzlich ein Feuerschein vor mir. Ein Kartätschschuß prasselte die Straße entlang, wir blieben unverletzt. Nach wenigen Schritten stießen wir auf einen Haufen toter und verwundeter deutscher Soldaten. Es war die Spitze mit General v. Wussow, ein früherer Kartätschschuß mußte sie getroffen haben. Ich beschloß, die Führung der Brigade zu übernehmen. Zunächst galt es, die Geschütze zu beseitigen, die die Straße beschossen. Die Hauptleute v. Harbou und Brinckmann vom Generalstabe schoben sich mit einigen tapferen Leuten durch die Hecken und Gehöfte zu beiden Seiten der Chaussee an die Geschütze heran. Die starke Besatzung ergab sich. Der weitere Weg war frei.

Wir gingen vor und traten bald darauf in Queue du Bois in einen schweren Häuserkampf. Es wurde allmählich hell. Eine Feldhaubitze und später eine zweite wurden vorgeholt. Sie säuberten die Straßen und schossen in die Häuser rechts und links. So kamen wir langsam vorwärts. Ich mußte die zögernden Mannschaften oft ermahnen, mich nicht allein gehen zu lassen. Endlich lag das Dorf hinter uns.

Beim Heraustreten aus dem Dorf erkannten wir nach der Maas zu eine in Richtung Lüttich marschierende Kolonne. Es waren Belgier, die über die Maas kopflos abzogen, statt uns anzugreifen. Lange Zeit dauerte es, bis die Lage festgestellt war. Inzwischen verstärkten sich die bei mir befindlichen Kräfte durch das Eintreffen zurückgebliebener Soldaten. Der Durchbruch durch die Fortlinie war gelungen. Das Infanterie-Regiment 165 unter Oberst v. Oven rückte geschlossen heran. General v. Emmich traf ein.

Der Weitermarsch fand ohne Zwischenfälle statt. Im Angesicht der Werke an der Nordfront Lüttichs erstiegen wir aus dem Maastal die Höhen östlich der Chartreuse. Als die Brigade dort eintraf, war es etwa 2 Uhr geworden. Die Geschütze wurden gegen die Stadt gerichtet. Ab und zu wurde ein Schuß abgegeben, teils als Signalschuß für die anderen Brigaden, teils um den Kommandanten und die Stadt willfährig zu machen. Ich ließ die Brigade rasten und verpflegte sie, so gut es ging, durch Beitreibungen aus den umliegenden Häusern.

Von den Höhen hatten wir einen schönen Überblick über die Stadt zu unseren Füßen. Aus ihr heraus, auf dem jenseitigen Ufer der Maas, erhob sich die Zitadelle. Dort wurden plötzlich weiße Fahnen gesetzt. General v. Emmich wollte einen Parlamentär hinsenden. Ich schlug vor, den feindlichen zu erwarten. Der General blieb bei seinem Entschluß. Hauptmann v. Harbou ritt in die Stadt. Um 7 Uhr abends kam er wieder: die weiße Flagge wäre gegen den Willen des Kommandanten gezeigt. Zum Einmarsch in Lüttich war es zu spät geworden. Eine schwere Nacht stand bevor.

Unsere Lage war ungemein ernst. Von den anderen Brigaden kam keine Nachricht. Meldereiter waren nicht durchgekommen. Es wurde immer klarer, die Brigade befand sich allein im Fortgürtel, abgeschlossen von der Außenwelt. Wir mußten mit feindlichen Gegenangriffen rechnen. Besonders unbequem waren für uns etwa tausend belgische Gefangene. Als erkannt wurde, daß die vor uns liegende Chartreuse, ein altes Festungswerk, unbesetzt war, sandte ich eine Kompagnie mit diesen Gefangenen dorthin. Der Kompagniechef muß an meinem Verstande gezweifelt haben.

Die Nervosität der Truppe steigerte sich bei Einbruch der Dunkelheit. Ich ging die Fronten ab und ermahnte die Leute zur Ruhe und festen Haltung. Das Wort „Wir sind morgen in Lüttich" richtete sie auf.

Ich werde die Nacht vom 6./7. August nie vergessen. Gespannt lauschte ich, ob irgendwo ein Kampf hörbar würde. Ich hoffte immer noch, daß wenigstens die eine oder andere Brigade die Fortlinie durchbrochen habe. Alles blieb still, nur alle halbe Stunde fiel ein Haubitzschuß auf die Stadt. Die Spannung war unerträglich. Gegen 10 Uhr abends gab ich einer Jäger-Kompagnie den Befehl, die Maasbrücken in Lüttich zu besetzen, um eine Sicherung für die Brigade weiter vorn zu haben. Der Hauptmann sah mich an — und ging. Die Kompagnie erreichte ohne Kampf ihr Ziel. Meldungen kamen nicht zurück.

Es wurde Morgen. Der Entschluß, einzurücken, stand fest. Während ich die Aufstellung der Brigade verbesserte und versuchte, die Vormarschstraße der 11. Inf. Brig. zu erreichen, erteilte mir sehr bald darauf der General v. Emmich den Befehl zum Antreten. Während des Einmarsches ergaben sich viele umherstehende belgische Soldaten. Oberst v. Oven sollte die Zitadelle besetzen. Meldungen veranlaßten ihn, dies nicht zu tun, sondern den Weg in Richtung Ft. Loncin, im Nordwesten der Stadt, einzuschlagen und sich an diesem Ausgang von Lüttich aufzustellen. In der Annahme, daß Oberst v. Oven auf der Zitadelle sei, fuhr ich mit dem Brigade-Adjutanten in einem belgischen Kraftwagen dorthin voraus. Kein deutscher Soldat war dort, als ich eintraf. Die Zitadelle war noch in feindlicher Hand. Ich schlug an das verschlossene Tor. Es wurde von innen geöffnet. Die paar hundert Belgier ergaben sich mir auf meine Aufforderung.

Die Brigade rückte nun an und besetzte die Zitadelle, die ich sofort zur Verteidigung einrichtete.

Meine selbstübernommene Aufgabe war damit beendet. Ich konnte General v. Emmich bitten, mich nunmehr zu entlassen. Ich beabsichtigte, auf dem gleichen Wege, auf dem ich hineingekommen, aus der Festung herauszufahren, um das Armee-Oberkommando von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, die anderen Brigaden aufzusuchen und den Artillerieaufmarsch gegen die Forts einzuleiten. Die 34. Inf. Brig. war auf dem westlichen Maasufer mit ihren Anfängen durchgebrochen, hatte aber dann den Kampf aufgegeben. Dann kam noch die 11., später die 27. Inf. Brig., so daß General v. Emmich, als ich ihn verließ, doch über eine gewisse Macht verfügte.

Mein Abschied von General v. Emmich war bewegt. Um 7 Uhr trat ich die Fahrt nach Aachen an. Mit Hilfe verschiedener Fahrgelegenheiten traf ich dort spät abends ein. Ich wurde in dem Hotel Union wie ein vom Tode Auferstandener begrüßt. Hier fand ich auch unsere große Bagage mit meinem Burschen Rudolf Peters, der mir Treue während sechs langer Jahre bewahrt hat. Ich aß schnell und fuhr dann in der Nacht nach vorn, um die Brigaden zu suchen. Beinahe 90 Stunden kam ich nicht aus den Kleidern. Ich traf zufällig mein altes Regiment, das in aller Eile auf die Bahn gesetzt war, um bei Lüttich zu helfen. Auch die O.H.L. in Berlin hatte über unser Schicksal die schwersten Befürchtungen gehegt.

Die Lage unserer Truppen in der Festung war hochgespannt. Diese Spannung löste sich aber, der Feind tat nichts.

Die Festungswerke kamen nach und nach und so rechtzeitig in unsere Hand, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres den Vormarsch über die Maas nach Belgien hinein ungehindert ausführen konnte. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen.

Seine Majestät verlieh mir für die Führung der Brigade den Orden Pour le mérite. General v. Emmich erhielt ihn selbstverständlich als Erster. Er war der verantwortliche Führer. Auch die Einnahme von Lüttich war eine Tat, bei der nicht einer allein, sondern eine Reihe von Männern mitgewirkt hat, die sich in den Ruhm teilen können, die Festung bezwungen zu haben.

Den weiteren Vormarsch in Belgien machte ich in meiner Stellung als Oberquartiermeister mit. Ich hatte Gelegenheit, alle Fragen der Heeresversorgung gründlich kennen zu lernen, deren Beherrschung mir mein späteres Amt als Chef sehr erleichterte.

Am 22. August morgens erhielt ich meine Berufung nach dem Osten.

Als Chef des Generalstabes im Osten
vom 22. August 1914 bis 28. August 1916.

Tannenberg.

Der Brief des Generals v. Moltke, der mich in das Große Hauptquartier nach Coblenz berief und mir mitteilte, daß ich Chef des Generalstabes der 8. Armee in Ostpreußen geworden sei, erreichte mich am 22. August 9 Uhr vormittags im Hauptquartier der 2. Armee halbwegs Wavre—Namur.

General v. Moltke schrieb:

„Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs. . . . . Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie von einem Posten abberufe, auf dem Sie vielleicht dicht vor einer entscheidenden Aktion stehen, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch dies Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser sieht mit Vertrauen auf Sie. Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen."

Ich erfuhr noch, General v. Hindenburg solle Oberbefehlshaber werden, man wisse jedoch nicht, ob der General zu finden sei und annehmen werde.

Ich war stolz auf meine Aufgabe und gehoben von dem Gedanken, dem Kaiser, der Armee und dem Vaterlande in schwerster Lage an entscheidender Stelle zu dienen. Vaterlandsliebe und Königstreue sowie die klare Erkenntnis, daß jeder einzelne der Pflicht für Familie und Staat zu leben hat, waren das Erbteil, das ich aus meinem Elternhause in das Leben nahm. Meine Eltern waren nicht begütert, irdischen Lohn brachte ihre treue Arbeit nicht. Wir lebten sehr sparsam und einfach ein harmonisches und glückliches Familienleben. Mein Vater sowohl wie meine Mutter gingen ganz in der Fürsorge für uns sechs Geschwister auf. Den Eltern sei Dank hierfür vor aller Welt.

Als junger Offizier mußte ich mich redlich durchs Leben schlagen. Meine Lebensfreudigkeit litt nicht darunter. Ich saß viel in meiner bescheidenen Leutnantswohnung in Wesel, Wilhelmshaven und Kiel und las Geschichte und Kriegsgeschichte sowie geographische Schriften. Was ich als Kind in mich aufgenommen hatte, erweiterte sich. Ich wurde stolz auf mein Vaterland und seine bedeutenden Männer. Glühend verehrte ich Bismarcks gewaltige und leidenschaftliche Größe. Das Wirken unseres Herrscherhauses für Preußen-Deutschland zeichnete sich deutlich ab. Aus der Treue, die ich geschworen hatte, wurde ein tief inneres Gefühl der Hingabe. Der ausschlaggebende Wert von Heer und Flotte für unsere Sicherheit, nachdem Deutschland immer wieder das Schlachtfeld Europas gewesen war, drängte sich mir förmlich auf, wenn ich die Geschichte Schritt für Schritt verfolgte. Ich erkannte zugleich durch den Blick ins Leben die Größe und Bedeutung der friedlichen Leistungen des Vaterlandes für die Kultur und die Menschheit.

Als ich 1904 in die Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes versetzt wurde, begann mein unmittelbares Wirken für die Armee.

Ich hatte unter General v. Moltke viele Generalstabsreisen mitgemacht und einen tiefen Blick in den großen Krieg getan. Meine neue Stellung bot mir Gelegenheit, zu zeigen, ob ich die Gedanken des großen Lehrmeisters des Generalstabes, des Generals Grafen v. Schlieffen, wenn auch nur im engeren Rahmen, in die Tat umzusetzen verstände. Mehr konnte einem Soldaten im Krieg nicht geboten werden. Daß ich diese Stellung in einer für das Vaterland so überaus ernsten Lage erhielt, bedauerte ich tief. Mein ganzes Inneres und mein deutsches Empfinden spornten mich zur Tat.

Um 6 Uhr abends war ich in Coblenz. Ich meldete mich sogleich beim General v. Moltke. Nun erfuhr ich Näheres über die Lage im Osten. Die 8. Armee hatte am 20. August bei Gumbinnen die russische Njemen-Armee unter Rennenkampf angegriffen. Der Offensivstoß hatte trotz anfänglicher Fortschritte keinen Erfolg gebracht. Die Armee befand sich seitdem in vollem Rückzuge nach Westen und hatte die Absicht, das Land östlich der Weichsel zu räumen; nur die Festungen sollten verteidigt werden. An der Südgrenze Ostpreußens wurde das XX. A. K., General v. Scholtz, östlich Gilgenburg von der russischen Narew-Armee unter Samsonow hart bedrängt. Auf meine Bitte wurde sofort nach dem Osten befohlen, daß der Rückzug der 8. Armee für den 23. einzustellen, das I. A. K., das von Königsberg her nach Goßlershausen im Abtransport begriffen, nach Deutsch-Eylau zu fahren wäre, und alle noch verfügbaren Teile der Kriegsbesatzungen von Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg um Straßburg und Lautenburg zu versammeln seien. Alles Weitere konnte erst an Ort und Stelle angeordnet werden. Ohne neue Schlacht sollte der Russe nicht abkommen.

Ich meldete mich auch bei dem Kaiser. Seine Majestät war in ruhiger Stimmung, sprach ernst über die Lage im Osten und bedauerte tief, daß ein Teil des deutschen Vaterlandes feindlichem Einfall ausgesetzt sei. Der Kaiser übergab mir mit anerkennenden Worten den Orden Pour le mérite. Es wird dies eine stolze und wehmütige Erinnerung für mein Leben sein.

Um 9 Uhr abends fuhr ich im Sonderzug von Coblenz nach dem Osten. Kurz vor meiner Abfahrt erhielt ich die Mitteilung, daß General v. Hindenburg den Oberbefehl angenommen habe. In Hannover stieg er um 4 Uhr morgens in den Zug. Ich meldete mich bei ihm. Wir sahen uns zum erstenmal. Alles andere gehört in das Gebiet der Legendenbildung. Ich trug kurz die Lage vor, dann begaben wir uns zur Ruhe.

Am 23. August, gegen 2 Uhr nachmittags, waren wir in Marienburg, wo das Oberkommando uns erwartete. Die Lage hatte sich geändert. Der Entschluß, hinter die Weichsel zu gehen, war auch dort aufgegeben.

Unser Empfang in Marienburg war frostig. Mir war es wie eine andere Welt: Von Lüttich und dem schnellen Vormarsch im Westen in diese gedrückte Stimmung. Alles änderte sich schnell. Die Stimmung hob sich. Das Zusammenleben im Stabe wurde so, wie ich es früher beschrieb.

Der Entschluß zur Schlacht gegen die Narew-Armee war von ungeheurer Schwere. Er war tief begründet durch die Aufgabe, trotz unserer Unterlegenheit zu siegen, und baute sich auf der Schwerfälligkeit der russischen Führung auf. In seinen Einzelheiten formte sich unser Plan allmählich in der Zeit vom 24. bis 26. August.

Die große Frage war, ob das I. R. K. und das XVII. A. K. von der Armee Rennenkampf unbehelligt weggeführt und mit anderen Teilen der 8. Armee zu dem Schlage gegen die Narew-Armee vereinigt werden konnten. Es gelang. Rennenkampf nutzte seinen Erfolg bei Gumbinnen nicht aus und ging nur ganz langsam vor. Die beiden Korps lösten sich vom Feinde und marschierten in scharf südwestlicher Richtung in den Rücken der von Neidenburg auf Allenstein vorgehenden Narew-Armee. Sie boten dabei den eigenen Rücken der Armee Rennenkampf ohne nennenswerte Deckung auf zwei bis drei Tagesmärsche Entfernung. Als dann die Schlacht am 27. in aller Schwere begann und nicht, wie es in früheren Kriegen Regel war, an einem Tage beendet wurde, sondern sich bis zum 30. hinzog, stand Rennenkampfs gewaltige Armee wie eine drohende Gewitterwolke im Nordosten. Er brauchte nur anzutreten, und wir waren geschlagen. Aber Rennenkampf marschierte mit seinem Gros nur unwesentlich vor, und wir errangen einen glänzenden Sieg. Die Sorgen, mit denen ich während dieser langen Tage auf die Njemen-Armee sah, kannten nur wenige.

Um das XVII. A. K. und I. R. K. zur vollen Wirkung kommen zu lassen, mußte die andere Gruppe der 8. Armee selbstverständlich angreifen. Zunächst durfte sie sich allerdings nicht schlagen lassen. Das verstärkte XX. A. K. hatte sehr schwere Tage durchlebt. Am 23. stand es auf den Höhen nordöstlich Gilgenburg, mit der Front scharf nach Süden, während der Feind von Neidenburg, also von Südwesten her, anrückte. Wohl gelang es General v. Scholtz, überlegene feindliche Kräfte abzuschlagen. Er mußte aber doch seinen linken Flügel scharf zurücknehmen. Diese Bewegung, so unbequem sie für die Truppe war, hatte auch ihr Gutes: Der Russe fühlte sich als Sieger. Er glaubte an keinen weiteren deutschen Widerstand, geschweige denn an einen deutschen Angriff. Er sah den Weg in das deutsche Gebiet östlich der Weichsel frei.

Am 24. wurde uns ein aufgefangener feindlicher Funkspruch zugesandt, der uns ein klares Bild von den gegnerischen Maßnahmen in den nächsten Tagen gab. Die Narew-Armee marschierte links gestaffelt mit ihrem rechten Flügel auf Bischofsburg, mit ihrem linken über Waplitz. Noch weiter links rückwärts marschierte von Mlawa über Soldau das russische I. A. K.

Es kam darauf an, in diese Bewegung mit der südlichen Gruppe der 8. Armee von Westen her hineinzustoßen. Die Versuchung war stark, dabei südlich Soldau herumzugreifen, um auch das I. russische A. K. zu umfassen. Aber die Kräfte reichten dazu nicht aus. So schlug ich dem General v. Hindenburg vor, mit dem I. A. K. von Deutsch-Eylau, Montowo her, mit dem rechten Flügel des XX. A. K. von Gilgenburg auf Usdau anzugreifen und das russische I. A. K. nach Süden über Soldau zurückzuwerfen. Darauf hatte unser I. A. K. in Richtung Neidenburg durchzustoßen, um so wenigstens die Hauptmasse der Narew-Armee im Verein mit dem XVII. A. K. und I. R. K. zu umfassen. Wir mußten uns hier beschränken, wenn wir gewinnen wollten.

Es entwickelte sich nicht alles so glatt, wie ich es hier darstellen kann. Alle Truppen waren ungemein mitgenommen und durch das stete Kämpfen auch zahlenmäßig geschwächt. Die Befehlsübermittlung stieß auf Schwierigkeiten. Feindliche Kavalleriepatrouillen machten das Gelände unsicher. Es blieb fraglich, ob der Feind uns Zeit zur Ausführung unserer Absichten lassen würde.

Besonders störend waren die Flüchtlinge hinter der Gruppe v. Scholtz. Sie zählten viele Tausende, waren zu Fuß und zu Wagen und sperrten die Straßen. Sie klebten an der Truppe. Ein plötzlicher Rückzug der Armeegruppe hätte die schmerzlichsten Folgen für die Flüchtlinge und die Truppen haben müssen. Viele traurige Bilder sind mir haften geblieben.

Der Angriff auf Usdau sollte am 27. 4 Uhr früh beginnen. Wir wollten hier dem schlachtentscheidenden Kampf beiwohnen, um auch das Zusammenwirken des I. und XX. A. K. an Ort und Stelle zu überwachen. Bereits bei unserer Abfahrt aus Löbau nach Gilgenburg kam die freudige Nachricht, Usdau sei gefallen. Ich hielt die Schlacht für gewonnen. So weit waren wir

aber noch nicht. Es stellte sich leider zunächst heraus, daß Usdau noch nicht genommen sei. Wir bekamen es erst in den späteren Vormittagsstunden. Die Narew-Armee war jetzt taktisch durchbrochen. Das I. A. K. warf den Feind über Soldau zurück und marschierte auf Neidenburg ab.

Das XX. A. K., stark erschöpft, focht nicht so erfolgreich. Auch weiter nördlich wurde kein Gelände gewonnen. Nicht voll befriedigt kehrten wir am Nachmittage nach Löbau zurück.

Bei unserem Eintreffen kam die Meldung, daß das I. A. K. geschlagen sei. Die Trümmer träfen bei Montowo ein. Die Nachricht war schwer zu glauben. Eine Fernspruchanfrage bei der dortigen Bahnhofskommandantur ergab aber, daß sich dort Truppen des I. A. K. sammelten. Später stellte sich heraus, daß es sich nur um ein Bataillon handelte, das in eine schwierige Lage gekommen war und nachgegeben hatte. Auch recht eilig durch Löbau zurückgehende Trainkolonnen brachten neue Unruhe. Auf den Führer stürmt viel ein. Er muß gute Nerven haben. Der Laie glaubt zu leicht, im Kriege wäre alles nur ein Rechenexempel mit bestimmten Größen. Es ist alles andere, nur das nicht. Es ist ein gegenseitiges Abringen gewaltiger unbekannter physischer und seelischer Kräfte, und zwar um so schwieriger, je größer die eigene Unterlegenheit ist. Es ist ein Arbeiten mit Menschen von verschiedener Charakterstärke und mit eigenen Gedanken. Der Wille des Führers allein ist der ruhende Pol.

Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg in Führerstellen mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage und den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden. Für einen Soldaten gibt es nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres, als an der Spitze einer Armee oder des ganzes Feldheeres zu stehen.

Wir erhielten in Löbau am späten Abend noch die Meldung, daß das I. R. K. Wartenburg erreicht habe. Vor dem XVII. A. K. war das russische VI. A. K., das am 26. bei Gr.-Bössau geschlagen war, in vollem Rückzuge über Ortelsburg; es wurde südlich Bischofsburg abermals geworfen. Dorthin verfolgten schwächere Kräfte, während das Gros des XVII. A. Ks. am Abend des 27. bei Mensguth und nördlich lagerte.

Für den 28. war nur zu befehlen, daß das I. A. K. sich in den Besitz von Neidenburg zu setzen habe. Es war inzwischen selbst nach dorthin abgedreht. Das XX. A. K. sollte den Angriff, der ihm für den 27. aufgegeben war, durchführen, insonderheit die 41. Inf. Div. scharf vortreiben. Die Ldw. Div. v. der Goltz hatte Hohenstein anzugreifen. Das I. R. K. und das XVII. A. K. wurden westwärts auf Allenstein—Passenheim unter Sicherung gegen Ortelsburg herangezogen.

Wir fuhren am 28. früh nach Frögenau und standen am Ostausgang des Dorfes unter freiem Himmel. General v. Scholtz war in der Nähe. Mit dem I. A. K. verband uns eine jämmerliche Feldfernsprechleitung. Mit den anderen Verbänden war Verbindung überhaupt nicht möglich.

Die Eindrücke, die wir zunächst erhielten, waren keineswegs günstig. Neidenburg war zwar genommen. Die 41. Inf. Div. hatte Waplitz im Nebel angegriffen und war abgeschlagen. Sie hatte sehr schwer gelitten, stand jetzt westlich davon und sah einem feindlichen Gegenangriff nur mit großer Sorge

entgegen. Ich sandte einen Offizier im Kraftwagen zu ihr. Er meldete über ihren Zustand nichts Gutes. Die Landwehr bei Mühlen kam nicht vorwärts. Es konnte hier auf dem rechten Flügel des XX. A. K. noch eine ernste Krise eintreten, wenn der Feind mit versammelter Macht angriff. Die Schlacht mußte sich zum mindesten länger hinziehen. Endlich konnte Rennenkampf marschieren. Der Feind blieb aber vor der 41. Inf. Div. untätig, und die Njemen-Armee marschierte nicht.

Am Nachmittage änderte sich die Lage weiter zu unseren Gunsten. Westlich Hohenstein gewannen die 3. Res. Div. und später ebenso die 37. Inf. Div. Gelände, auch die Ldw. Div. v. der Goltz, die von Schleswig-Holstein her in Eile herangeführt war, drang in Hohenstein ein. Die feindliche Front schien sich zu lockern. General v. Hindenburg fuhr nach Mühlen vor. Wir kamen gerade in eine vorübergehende Panik, die durch russische Gefangene verursacht war, die in großen Mengen zurückgeführt wurden. Sie machte einen unangenehmen Eindruck und pflanzte sich weit nach rückwärts fort.

Abends begaben wir uns nach Osterode. Darüber, daß die Schlacht gewonnen war, herrschte kein Zweifel mehr. Ob es ein Cannae wurde, war aber noch ungewiß. Das I. A. K. erhielt Befehl, eine Abteilung nach Willenberg zu entsenden, dorthin hatte sich auch das XVII. A. K. zu wenden. Den Russen war der Rückzug abzuschneiden.

Im Laufe der Nacht hörten wir Näheres. Das russische XIII. A. K. war von Allenstein auf Hohenstein marschiert und hatte hier die Landwehr schwer bedrängt. Das I. R. K. hatte die Gegend südwestlich Allenstein erreicht, sein Weitermarsch mußte den Ring um das XIII. russische A. K. schließen und hier die Schlacht beenden, während das I. und XVII. A. K. den anderen Teilen den Rückzug verlegten.

Ich beschloß, am 29. vormittags nach Hohenstein zu fahren, um dort die sich zusammendrängenden Truppen zu entwirren. Ich kam über das Schlachtfeld. Es machte auf mich einen tiefen Eindruck. Östlich Hohenstein schoben sich eigene Kolonnen und russische Gefangenenmassen zusammen. Es war keine Kleinigkeit, hier Ordnung zu schaffen.

Die Schlacht neigte sich ihrem Ende zu. Die 3. Res. Div. war tief durch den Feind gestoßen und nach Muschaken, östlich Neidenburg, gekommen. Die später hierher durch wirres Waldgelände zurückflutenden Russen versuchten noch an mehreren Stellen den deutschen Ring zu durchbrechen. Es kam besonders noch in Muschaken am 30. zu sehr ernsten, heftigen Kämpfen, aber an der Entscheidung war nichts mehr zu ändern.

General Samsonow erschoß sich. Die gefangenen russischen Kommandierenden Generale kamen nach Osterode und meldeten sich beim General v. Hindenburg. Die Gefangenen- und Beutezahlen sind bekannt. Auch die blutigen feindlichen Verluste waren schwer. Die weitverbreitete Erzählung, daß die Russen zu Tausenden in Sümpfe getrieben und dort umgekommen seien, ist Sage. Weit und breit war kein Sumpf.

Eine der glänzendsten Schlachten der Weltgeschichte war geschlagen. Truppen hatten die Tat vollbracht, die seit Wochen, zum Teil unglücklich, gefochten hatten. Die Schlacht ist für Führer und Truppen, für Offizier und Mann, für das ganze Vaterland ein Ruhmesblatt.

Deutschland und Österreich-Ungarn jubelten — die Welt schwieg.

Die Schlacht wurde auf meinen Vorschlag die Schlacht von Tannenberg

genannt, zur Erinnerung an jenen Kampf, in dem der Deutsche Ritterorden den vereinigten litauischen und polnischen Armeen unterlag (1410).

Ich konnte mich des gewaltigen Sieges nicht aus vollem Herzen freuen; die Nervenbelastung durch Rennenkampfs Armee war zu schwer gewesen. Wir waren aber stolz auf die Schlacht. Durchbruch und Umfassung, kühner Siegeswille und einsichtige Beschränkung hatten diesen Sieg zuwege gebracht.

In der protestantischen Kirche zu Allenstein sagten General v. Hindenburg und ich Gott dem Allmächtigen tiefbewegt Dank.

Ich erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse und legte es mit Stolz an. Wenn ich an Lüttich und Tannenberg denke, dann erfüllt auch jetzt noch mein Herz berechtigte Genugtuung. Die Bewertung des Eisernen Kreuzes II. Klasse hat in der Länge des Krieges nachgelassen; dies ist eine bedauerliche, wenn auch natürliche Erscheinung. Jeder, der es sich ehrlich verdient hat, sollte es mit Stolz tragen.

Mir blieb kein Augenblick Zeit, mich zu entspannen. Ich mußte an die Gruppierung der Armee für den weiteren Feldzug denken. Es war eine ungemein schwere Aufgabe, die eine Schlacht zu Ende zu schlagen und die nächste vorzubereiten.

Rennenkampf hatte, wohl unter dem Eindruck der Schlacht von Tannenberg, seine Vortruppen einige Kilometer zurückgenommen, er schien aber doch zwischen Pregel und Mauer-See stehen bleiben zu wollen. Die 8. Armee mußte eine zweite Schlacht schlagen und dazu alle Kräfte zusammenfassen.

In Ausführung dieser Absicht wurden die Verstärkungen, die wir nach der Schlacht aus dem Westen erhalten hatten, bei Allenstein—Elbing ausgeladen und die bisherige 8. Armee in der Linie Willenberg—Allenstein zum Vormarsch bereitgestellt. Bei Soldau blieben zum Grenzschutz nur schwache Kräfte; sie sollten in Richtung Mlawa nach Polen hinein vorrücken.

Nach beendetem Aufmarsch wollten wir Rennenkampfs breite Front zwischen dem Pregel und dem Mauer-See angreifen und seinen linken Flügel über Lötzen und weiter südlich umfassen. Unserem äußersten Südflügel fiel dabei die Sicherung der Armee gegen Augustow und Ossowjetz zu, wo feindliche Truppenausladungen erwartet wurden. Die zur Zeit vereinigte 8. Armee sollte dadurch in drei Gruppen zwischen Pregel und Mauer-See, östlich Lötzen und in Richtung Lyck kämpfen.

Der Vormarsch begann am 4. September. Wir legten uns am 7. mit dem Garde-R.K., I. R.K., XI. und XX. A.K. vor der stark ausgebauten feindlichen Stellung in der Linie Wehlau—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg, zwischen Pregel und dem Mauer-See fest und griffen sie in den folgenden Tagen planmäßig an. Die Kämpfe verliefen nicht günstig. Der Russe machte einen kraftvollen Gegenstoß.

Auch östlich Lötzen, das sich inzwischen gegen feindliche Angriffe tapfer gewehrt hatte, sah es zunächst nicht gut aus. Das XVII. A.K. sowie die 1. und 8. Kav. Div., die durch die Feste vorgegangen waren, kamen in dem Seengelände nordöstlich davon am 8. und 9. September nur langsam vorwärts. Das I. A.K., das über Nikolaiken und Johannisburg angesetzt war, mußte östlich der Seenlinie in sehr scharf nördlicher Richtung vorgezogen werden. Es machte am 9. abends dem XVII. A.K. Luft. Die 3. Res. Div. und die Ldw. Div. v. der Goltz blieben im Vormarsch Richtung Bialla—Lyck. Sie stießen bereits am 8. September bei Bialla auf stark überlegenen Feind.

Auch die neue Operation der 8. Armee war von unerhörter Kühnheit. Die Njemen-Armee mit 24 Infanterie-Divisionen war ihr stark überlegen. Die 8. Armee zählte nur 15 bis 16 Divisionen. Die russischen Divisionen zählten zudem 16, die unsrigen damals noch 12 Bataillone. Zu den russischen Streitkräften kamen noch 4 bis 6 Divisionen, die um Ossowjetz und Augustow in Versammlung waren. Jeden Augenblick konnten diese Kräfte zu einem Schlage gegen uns zusammengezogen, unser rechter Flügel östlich der Seen erdrückt werden. Wir haben keinen Augenblick gezaudert, auch in dieser Lage die Schlacht zu wagen. Unsere überlegene Ausbildung war für uns. Tannenberg hatte uns ein großes Übergewicht gebracht.

Am 10. September früh kam die entscheidende Nachricht, daß der Feind in der Nacht vor dem I. R.K. nördlich Gerdauen seine Stellung geräumt habe. Man kann sich die Freude im Hauptquartier denken. Ein großer Erfolg war wiederum errungen, aber noch keine Entscheidung. Die russische Armee war noch keineswegs geschlagen. Es kam darauf an, dem zurückweichenden Feind mit aller Energie auf möglichst vielen Marschstraßen frontal zu folgen und ihn immer wieder in engem Zusammenwirken der Kolonnen zum Kampf zu stellen, während der Umfassungsflügel gegen die Straße Wirballen—Kowno vorging. Wir wollten hiermit den Russen, soweit möglich, gegen den Njemen drängen. Es war aber zugleich in Rechnung zu stellen, daß Rennenkampf auch jetzt noch im Verein mit den weiter südlich eintreffenden Verstärkungen imstande war, nach beliebigen Richtungen hin einen kräftigen Angriff zu führen. Unsere Linien waren überall sehr dünn, aber die beiden nördlichen Gruppen, die bisher durch den Mauer-See getrennt waren, hatten sich wieder vereinigt. Die Lage blieb trotzdem weiterhin ungemein gespannt.

Die Bewegungen verliefen nicht ganz so, wie ich gehofft hatte. Freund und Feind waren schwer auseinanderzuhalten. Die eigenen Kolonnen beschossen sich zuweilen. Die Truppen griffen zu scharf frontal an und warteten das Eingreifen der Nachbarkolonnen nicht ab.

Die Leistungen der 8. Armee waren aber dennoch hervorragend. Der ganze Vormarsch, der in vier Tagen weit über 100 km gewann, war ein glänzender Siegeszug dieser durch lange Kämpfe und Anstrengungen aller Art hart mitgenommenen Truppen. Unsere rastlosen Bewegungen, verbunden mit der Umfassung, trieben die russische Armee so scharf vor uns her, daß sie in aufgelöstem Zustande über den Njemen kam. Sie brauchte für die nächsten Wochen nicht mehr als vollwertiges Kampfwerkzeug angesehen zu werden, sofern ihr der Russe nicht neue Truppen zuführte.

Das Ergebnis der Schlacht war nicht so in die Augen springend wie bei Tannenberg. Es fehlte die Einwirkung gegen den feindlichen Rücken; sie war nicht möglich. Der Feind blieb nicht stehen, sondern zog ab; so kam es nur zu einem frontalen und flankierenden Nachdrängen bis weit über die Grenze bei Wirballen, während weiter südlich bei Suwalki, Augustow und vor Ossowjetz gekämpft wurde. Bei Tannenberg zählten wir über 90 000 Gefangene, jetzt 45 000.

Die zweite Schlacht hat nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdient. Es war ein groß angelegter und planmäßig durchgeführter Entscheidungskampf gegen eine außerordentliche Überlegenheit; er war mit schweren Ge-

fahren verbunden, der Feind sich aber seiner Stärke nicht bewußt: Er nahm nicht einmal den Endkampf an, sondern entzog sich ihm durch übereilten Rückzug, der unter unserem Druck den Charakter der Flucht annahm.

Während des ganzen Vormarsches der 8. Armee aus der Gegend von Allenstein bis in das feindliche Gebiet hinein war das Armee-Oberkommando den Truppen dichtauf gefolgt. Ich habe stets darauf gehalten, daß wir in engster Berührung mit den Führern und Truppen blieben. Auch die Befehlserteilung und der Meldedienst machten dies unabweislich notwendig: die technischen Nachrichtenmittel waren damals noch unvollkommen. Die Fernsprechmöglichkeit in der Provinz Ostpreußen war recht dürftig. Die Beamten hatten zum Teil ihre Stellen verlassen. Nur die Kavallerie und das Armee-Oberkommando besaßen Funkenstationen. Ich mußte deshalb meine Zuflucht vor allem zu dem Kraftwagen nehmen und Offiziere des Stabes entsenden. Die wenigen Flieger brauchte ich dringend zur Aufklärung, zum Überbringen der Meldungen konnte ich sie nicht benutzen. Trotz der Spärlichkeit der Nachrichtenmittel gelang es doch, stets orientiert zu sein und die Befehle des Armee-Oberkommandos rechtzeitig durchzubringen. Ich sprach auch selbst viel am Fernsprecher, spornte an, wo es zweckmäßig schien, und griff ein, wo es für das Gelingen des Ganzen unerläßlich war.

Wir hatten eine Reihe neuer Quartiere. In Nordenburg kamen wir das erstemal in einen Ort, der längere Zeit im Besitz der Russen gewesen war. Die Verschmutzung dort war unglaublich. Wir hatten auch Gelegenheit, die russischen Stellungen eingehender zu besichtigen. Uns alle überkam tiefes Dankgefühl, daß wir sie nicht hatten zu stürmen brauchen. Es hätte uns viel Blut gekostet. Die russische Armee hatte auf Ostpreußen schwer gelastet. Jetzt war es das stolze Gefühl, deutsches Land vom Feinde befreit zu haben. Der Jubel und die Dankbarkeit der Bevölkerung waren groß. Das Land ist nicht errettet worden, damit es unter fremdes Joch kommt. Vor solcher Schmach bewahre uns der Himmel.

Am 14. September waren wir in Insterburg im Vollgefühl des Sieges und großer Leistungen. Um so überraschender traf mich meine Versetzung als Chef der unter dem General v. Schubert in Breslau zu bildenden Südarmee.

In Galizien war inzwischen die Lage ungünstig geworden. Die Masse des russischen Heeres hatte sich gegen die österreich-ungarischen Armeen geworfen und sie Ende August westlich und östlich Lemberg vollständig geschlagen. Sie gingen jetzt unter großen Verlusten über den San zurück. Ein russischer Einfall in Mähren, dann auch in Oberschlesien wurde möglich. Der k. u. k. Armee mußte geholfen werden, wenn sie nicht vernichtet werden sollte.

In dem Befehl, den ich in Insterburg bekam, war ausgeführt, daß zwei Armeekorps der 8. Armee die Südarmee in Oberschlesien zu bilden hätten. Das sah nur nach Abwehr und wie eine Schutzmaßnahme aus. Es genügte jedenfalls nicht, um die Lage in Galizien auch nur einigermaßen wiederherzustellen. Wir durften nicht nur abwehren, wir mußten handeln. Ich schlug deshalb in einem Ferngespräch der O.H.L. sofort vor, die Masse der 8. Armee unter dem inzwischen dazu ernannten Generaloberst v. Hindenburg nach Oberschlesien und Posen zu senden. Nur schwache Teile dürften zum Schutze Ostpreußens selbst auf die Gefahr hin, daß Rußland mit frischen Kräften von neuem in das arme Land einfiel, zurückgelassen werden.

General v. Moltke stellte mir die Prüfung meines Vorschlages in Aussicht und machte mir in tiefer Bewegung kurz Mitteilung über den Umschwung

der Lage im Westen. Bis dahin hatten wir nur gerüchtweise davon gehört. Der deutsche Vormarsch hatte hier mit einem Rückschlag geendet. Der Rückzug von der Marne war befohlen worden, ob begründet oder nicht, habe ich nie feststellen können. Der Krieg mußte jetzt lange dauern, vom Vaterlande Ungeheures gefordert werden. Alles war auf den Krieg einzustellen und das Volk hierauf vorzubereiten. Es war mein letztes Dienstgespräch mit diesem menschlich so hervorragenden Mann. In diesen Tagen begann der Kriegsminister General v. Falkenhayn die Operationen zu leiten.

Am 14. September abends nahm ich Abschied von Generaloberst v. Hindenburg und meinen Kameraden. Es war mir nicht leicht, sie nach zwei siegreichen Schlachten zu verlassen. General v. Hindenburg hatte meinen Vorschlägen stets zugestimmt und sie verantwortungsfreudig gutgeheißen. Es bildete sich ein schönes Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden gleichdenkenden Männern heraus. Im Stabe bestand vollständige Übereinstimmung in allen militärischen Anschauungen.

Am 15. September früh verließ ich Insterburg, um im Kraftwagen über Graudenz und Thorn meinen Bestimmungsort Breslau zu erreichen. Über meinen neuen Wirkungskreis war ich mir vollständig im unklaren. Er erschien mir kleiner als mein bisheriger. Bald fand ich ein weites, wichtiges Arbeitsfeld.

Der Feldzug in Polen Herbst 1914.

Am 16. September früh traf ich in Breslau ein. Bald darauf erreichte mich ein Telegramm, daß die O.H.L. auf meinen Vorschlag vom 14. abends eingegangen sei. Generaloberst v. Hindenburg mit dem Hauptteile der 8. Armee sollte zur unmittelbaren Unterstützung der k. u. k. Armee nach Oberschlesien gefahren werden. Diese Teile, 8. Kav. Div., XI., XVII., XX. A. K., Garde-R. K., 35. Res. Div. und Ldw. Div. Graf v. Bredow, bildeten die 9. Armee, deren Aufmarsch jetzt zu bestimmen war.

Das Armee-Oberkommando selbst wollte die Armee zwischen Beuthen und Pleschen versammeln. Die O.H.L. hielt es indes für erforderlich, den Aufmarsch schärfer nach Südosten zu verschieben, um die deutsche Verstärkung für Österreich-Ungarn augenfälliger werden zu lassen. Der rechte Flügel der 9. Armee kam so nach Krakau, der linke wurde entsprechend nach Süden gezogen. Der nahe Anschluß an die k. u. k. Armee mußte naturgemäß die Operationsfreiheit der 9. Armee beengen. Besondere Nachteile sind aber hieraus nicht entstanden.

Am 17. September traf Generaloberst v. Hindenburg mit einem Teil des Stabes in Breslau ein. Wir waren nunmehr wiederum an wichtiger Stelle zur kriegerischen Zusammenarbeit berufen.

Ich selbst fuhr schon am 18. nach Neu-Sandec, dem Hauptquartier der k. u. k. Armee. Die Fahrt dorthin bei trübem, regnerischem Wetter brachte mir Neues. Oberschlesien mit seiner hohen Kultur war mir bisher fremd gewesen. In Galizien lernte ich wohl das verwahrlosteste Land Europas kennen und bekam einen Begriff von der polnischen Wirtschaft.

In Neu-Sandec meldete ich mich beim Erzherzog Friedrich, einem Mann mit warmem, deutschen Herzen und echt soldatischen Empfindungen. Der geistige Leiter der Operationen der k. u. k. Armee war General v. Conrad, ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General. Er war ein

Feldherr mit seltenem Gedankenreichtum und gab der k. u. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein ewiges Verdienst bleiben. Die k. u. k. Armee war aber nicht kraftvoll genug, seine kühnen Entwürfe in jedem einzelnen Fall auszuführen. Für die Armee war im Frieden zu wenig geschehen. Sie war vernachlässigt und hatte in ihrer Heimat nicht das Ansehen wie unsere Armee in Deutschland. Die Blüte des Frontoffizierkorps und der tapfere, gute Soldatenstamm waren zudem jetzt auf den Schlachtfeldern geblieben.

Mein Verhältnis zu General v. Conrad ist immer zufriedenstellend geblieben; es wirkte besonders günstig, wenn wir uns zuweilen sahen.

Die Operationen wurden besprochen. Die k. u. k. Armee hatte bei weiterem Rückzuge nicht nur den San, sondern auch die Wisloka überschritten, sie stand jetzt mit über 40 Divisionen zusammengedrängt zwischen den Karpathen und der Weichsel auf dem westlichen Wislokaufer. Die Armee war sehr schwer mitgenommen. Es war eine ganze Tat des Generals v. Conrad, daß er sich im Vertrauen auf Deutschlands Hilfe entschloß, Anfang Oktober von neuem die Offensive zu ergreifen.

Die 9. Armee deckte durch ihren Aufmarsch den Nordflügel gegen eine mögliche Umfassung; sie sollte zunächst die Höhe der k. u. k. Armee gewinnen und dann deren Vormarsch nördlich der Weichsel begleiten. Die verbündeten Armeen hatten den Russen anzugreifen, wo sie auf ihn stießen. Die 9. Armee mußte dabei scharf auf ihren linken Flügel und auf ihre offene linke Flanke achten.

Russischerseits standen in dem weiten, nach Westen geöffneten Weichselbogen bisher nur einige Kavallerie-Divisionen und Schützen-Brigaden. Diese konnten es nicht verhindern, daß der deutsche Grenzschutz sich auf polnischem Gebiet festgesetzt hatte und das Landwehrkorps Woyrsch quer durch Polen über Radom an die Weichsel marschiert war, um hier, nördlich der Sanmündung, überzugehen.

Die gewaltige Masse des russischen Heeres stand noch östlich, mit schwachen Teilen westlich des San, mit den in Ostpreußen geschlagenen Teilen am oberen Narew und Njemen. Für die Weiterführung der Operationen mußte erwartet werden, daß die russische Armee der k. u. k. Armee trotz aller Marschschwierigkeiten folgen würde. Dabei war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Russe auch unterhalb der Sanmündung vormarschieren würde. Mit wieviel und in welchem Umfange, war nicht zu übersehen. Tatsächlich setzte der Russe, sobald er über den deutschen Vormarsch klar sah, alles zu einem gewaltigen Vormarsch über die Weichsel, von Warschau aufwärts bis zur Sanmündung, ein. Bei den Besprechungen in Neu-Sandec war die Lage noch in voller Entwicklung. Wir mußten uns auf das Nächstliegende: Vormarsch des Russen über den San und mit Teilen nördlich der oberen Weichsel, einrichten.

Die militärischen Verabredungen wurden zur vollen Zufriedenheit und in vollster Übereinstimmung erledigt.

Die 9. Armee war am 27. September mit der Masse um Krakau und in Oberschlesien operationsbereit. Armeehauptquartier war Beuthen.

Die Lage unserer Verbündeten hatte sich gegen Ende September erheblich gebessert. Der Russe war über die Wisloka nur zurückhaltend gefolgt. Die k. u. k. Armee konnte zu Atem kommen und in den ersten Oktobertagen den Vormarsch antreten. Die für das Vorgehen nördlich der oberen Weichsel bestimmte 1. k. u. k. Armee und das Landwehrkorps Woyrsch, das im Rahmen der verbündeten Armee so glänzend gekämpft hatte, standen südlich des Stroms zwischen dem Dunajec und Krakau bereit, sich dem Vormarsch der 9. Armee anzuschließen.

Der Vormarsch der 9. Armee begann am 28. September. Der Feind leistete zunächst keinen Widerstand und zog sich vor uns zurück.

Das Hauptquartier ging nach Wolbrom, dann nach Mjechow und Jendrtschejew. Wolbrom war nur eine Fabrik, die beiden Städte trugen die Merkzeichen der kleinen verschmutzten polnischen Städte. Wanzen waren an der Tagesordnung. In Mjechow waren wir sehr weit vorn. Kosakenpatrouillen streiften in der Nähe. General v. Woyrsch, der sich beim Generaloberst v. Hindenburg meldete, mußte Umwege machen, um ihnen zu entgehen.

In Kielce hatten wir wieder ein ordentliches Quartier mit günstigen Geschäftszimmern; das erleichterte die Arbeit.

Die Anstrengungen, denen sich unsere Truppen beim Vormarsch unterziehen mußten, waren außerordentlich. Die Wege waren grundlos, das Wetter schlecht. Trotzdem mußten sehr große Märsche von 30 und mehr Kilometern gefordert werden, um den Feind noch beim Weichselübergang zu treffen oder ihn auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten.

Es kristallisierte sich immer mehr der operative Gedanke heraus, daß die k. u. k. Armee südlich der Weichsel die Entscheidung zu suchen, Przemysl zu entsetzen und den San zu überschreiten habe, während die Teile nördlich der Weichsel mehr hinzuhalten hätten. Das war nur möglich, wenn man den Feind noch an der Weichsel traf. Stand er mit starken Kräften, wie er es jederzeit konnte, auf dem westlichen Weichselufer, dann waren wir zu schwach, um ihm erfolgreich zu widerstehen. Das Bild begann sich seit den Abmachungen in Neu-Sandec im großen wie im kleinen unausgesetzt zu verschieben. Darum gehört dieser Feldzug zu den abwechslungsreichsten, die je geführt worden sind. Er verdient in den Annalen der Kriegsgeschichte einen der ersten Plätze.

Das Oberkommando stand jeden Tag vor neuen schweren Entschlüssen. Die Unterführer kamen zu selbständigem Handeln. Es war ein kühnes Zugreifen in das Ungewisse hinein, ein energisches Kämpfen und ein vorsichtiges Weichen. Die schwachen Kräfte der Armee waren auf weite Entfernungen auseinandergezogen. Es herrschte aber doch nur ein klarer zielbewußter Wille.

Die Truppenbewegungen hingen im höchsten Maße von dem Nachschub ab. Die Verhältnisse hierfür waren bei dem unbeschreiblichen Zustand der Wege und dem schlechten Wetter denkbar ungünstig, selbst die große Chaussee von Krakau nach Warschau war knietief ausgefahren. Auf ihr ruhte eine fußhohe Schmutzdecke. Für die Wiederinstandsetzung der Wege wurde von der Truppe und den Straßenbau-Kompagnien unermüdlich gearbeitet. Als wir in der zweiten Oktoberhälfte zurückgingen, war das Straßenbild ein ganz anderes geworden. Wir hatten eine Kulturarbeit geleistet.

Die Eisenbahnverhältnisse waren gleich schwierig. Die für uns in erster Linie in Betracht kommende Bahn über Kielce führte durch den Tunnel von Mjechow, er war zerstört und mußte schleunigst wiederhergestellt werden. Auch weitere umfangreiche Arbeiten, wie die Umnagelung der breiten russischen Spur auf Normalspur und Brückenbauten, mußten ausgeführt werden.

Dank der unermüdlichen Arbeit einiger Herren meines Stabes kamen die rückwärtigen Verbindungen schnell in eine feste Form. Alle Schwierigkeiten wurden so rechtzeitig überwunden, daß die Operationen nicht litten.

Die Anforderungen an die technischen Nachrichtenmittel waren noch schwieriger als in Ostpreußen. Die Russen hatten die wenigen vorhandenen Stangenleitungen zerstört und umgelegt. Einige Feldleitungen wurden gebaut, wir mußten damit auskommen; wir waren noch nicht verwöhnt. Personenkraftwagen und Meldereiter waren die sichersten Verbindungsmittel. Die wenigen Funkenstationen leisteten wieder gute Dienste. Auch hier ist es mir gelungen, stets klar zu sehen und die Befehle rechtzeitig durchzubringen.

Die Bevölkerung bereitete uns keine Schwierigkeiten. Sie war willig und widersetzte sich unseren Anordnungen nicht.

Am 4. Oktober begannen auch die Hauptkräfte der k. u. k. Heeres den Vormarsch, sie gingen am 5. über die Wisloka und erreichten bereits am 9. den San.

Die k. u. k. 1. Armee und der rechte Flügel der 9. Armee kämpften am 4. Oktober erfolgreich bei Klimontow und Opatow.

Das XX. A. K. erreichte die Gegend nordwestlich Kielce, das XVII. Radom, der linke Flügel der Armee Tomaschew—Bahnhof Koljuschki.

Inzwischen wurde es gewiß, daß sibirische Armeekorps bei Warschau ausgeladen würden und starke Kräfte sich auf dem rechten Weichselufer von der Sanmündung nordwärts schöben. Wir gewannen den Eindruck, daß sich eine große feindliche Operation gegen die 9. Armee vorbereite. Ich wurde in meiner Ansicht über die eigene Operation bestärkt. Wir hatten die Weichsel bis Warschau hinab zu gewinnen und zu halten, während die k. u. k. Armee am San die Russen angriff und schlug.

Die 9. Armee allein war für die Lösung der sich hieraus ergebenden Aufgaben zu schwach. Die k. u. k. 1. Armee mußte hierzu mit verwendet und erheblich nordwärts geschoben werden. Das war möglich, ohne daß ihr Stoß bei Przemysl litt.

Der linke Flügel der 9. Armee unter General v. Mackensen erhielt den Befehl, auf Warschau vorzugehen.

Die Mitte sollte Iwangorod beobachten und jeden Weichselübergang bei der Festung und weiter oberhalb verhindern.

Das XI. A. K. trat in den Rahmen der k. u. k. 1. Armee, um ihr Halt zu geben. Sie sollte die Weichsellinie südlich bis Annopol halten.

General v. Mackensen stieß am 9. Oktober bei Grojetz auf die sich hier versammelnden sibirischen Korps und warf sie auf Warschau zurück.

Bei einem toten oder verwundeten russischen Offizier wurde auf dem Gefechtsfelde ein Befehl gefunden, der uns ein klares Bild über die feindlichen Absichten gab. Der Plan des Großfürsten war großzügig und für uns gefahrvoll. Weit über 30 russische Armeekorps, stark nach rechts zusammengeballt, sollten zwischen Warschau und der Sanmündung die Weichsel, andere Kräfte weiter südlich den San überschreiten. 14 Divisionen allein hatten die fünf der Gruppe Mackensen zu schlagen, die seit dem 12. dicht vor Warschau stand. Der Großfürst wollte die 9. Armee stark von Norden umfassen und sie wie auch die k. u. k. Armeen frontal angreifen, während er mit dem linken Flügel die Höhen östlich Przemysl hielt. Gelang der Plan, so war der Sieg Rußlands, auf den die Entente rechnete, sicher.

Unter diesen Umständen konnte ein Rückzug nur zu leicht nötig werden. Die rückwärtigen Verbindungen wurden daher einer besonderen Nachprüfung unterworfen. Das Zerstören der Eisenbahnen wurde unter anderem durch Bereitstellen außerordentlicher Sprengstoffmengen vorbereitet.

Während General v. Mackensen sich seit dem 15. Oktober südlich Warschau starker feindlicher Angriffe zu erwehren hatte, versuchte der Russe immer wieder die Weichsel weiter oberhalb zu überschreiten. Das XX. A. K. wurde nach Norden verschoben. Das Garde-R. K. hatte die Einschließung von Iwangorod übernommen. Es wollte den bei Kosjenitze noch auf dem linken Weichselufer stehenden Feind zurückwerfen. Dieser Kampf wird mir stets unvergeßlich bleiben. Vier Brigaden kämpften in einer engen Weichselschleife, die bei dem strömenden Regen ein Sumpfbrei geworden war. Ich mußte befürchten, daß ein russischer Angriff von Iwangorod in ihre Flanke stieß, und habe in der Nacht kein Auge zugetan. Am nächsten Morgen stellte sich die Lage als nicht so gespannt heraus. Die Kämpfe bei Kosjenitze dauerten an. Alle beteiligten Truppen denken mit Schrecken an sie zurück.

Die Absicht, die Weichsellinie zu gewinnen, wurde erreicht, aber Warschau und Iwangorod blieben in Feindeshand, und nördlich von Iwangorod bei Kosjenitze hatte der Feind eine, wenn auch schlechte Übergangsstelle gewonnen.

Der k. u. k. Armee südlich der Weichsel war es nicht gelungen, den San zu überschreiten und östlich von Przemysl Gelände zu gewinnen. General v. Conrad hoffte indessen noch, Erfolge zu erringen. Je länger sich aber die Entscheidung südlich des San hinzog, desto dringender wurde die Verstärkung des linken Flügels der 9. Armee in seiner immer gespannter werdenden Aufstellung.

Das Eintreffen von Verstärkungen konnte hier die Lage eine Zeitlang halten. Das Armee-Oberkommando dachte daran, die von Süden im Anmarsch befindlichen k. u. k. Truppen vor Warschau einzusetzen. General v. Conrad sprach sich dagegen aus. Es sollten nunmehr die deutschen Truppen vor Iwangorod durch die k. u. k. Truppen abgelöst werden. Das konnte nicht vor dem 20. durchgeführt werden.

Inzwischen nahm die Lage vor Warschau eine Gestaltung an, die dringend einen Entschluß forderte. Die feindliche Umfassung rückte in immer greifbarere Nähe. Es trat eine gewaltige Hochspannung ein. Die Schlacht anzunehmen, wäre zu gefahrvoll gewesen. Es wurde klar, daß die Stunde kommen würde, in der General v. Mackensen von Warschau zurückgenommen werden mußte. Das durfte nicht zu früh und nicht zu spät geschehen. Es war ein schwerer Entschluß. Was würde die Heimat sagen! Am 17. Oktober abends hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, den Abmarsch zu befehlen. Ich bat den Generaloberst v. Hindenburg, nunmehr die Gruppe des Generals v. Mackensen von Warschau in westsüdwestlicher Richtung in die Linie Rawa—Skiernjewitze—Lowitsch zurückzunehmen.

General v. Mackensen marschierte in der Nacht vom 18./19. ab. Die Bewegungen, schon seit langem vorbereitet, gingen in musterhafter Ordnung vor sich. Der Feind machte keine Beute und drängte erst allmählich scharf nach. Am 25. und 26. Oktober wurden General v. Mackensen und das rechtzeitig an der Weichsel eingetroffene Landwehrkorps in den neuen Stellungen beiderseits Rawa ungemein heftig angegriffen.

Inzwischen erlitten die Österreicher bei Iwangorod eine empfindliche Niederlage und gingen nach Radom zurück. Die k. u. k. 1. Armee, die seit dem 21. Oktober auf der Wacht vor Iwangorod stand, hatte Russen über die Weichsel gelassen und war geschlagen worden.

Der Russe drang nun von Nowo Alexandrija und Iwangorod vor und

überschritt auch an der Pilitzamündung die Weichsel. Hierdurch hatte sich die Lage vollständig geändert. Jetzt war ein starkes Nachdrücken des Feindes auf der ganzen Weichselfront zu erwarten. Wir mußten bezweifeln, daß die k. u. k. Truppen dem widerstehen würden. Auch am San war ihre Lage immer kritischer geworden. Jede Hoffnung auf eine günstige Waffenentscheidung war endgültig geschwunden. Blieb die 9. Armee in dieser Gesamtlage stehen, so wurde sie mit der Zeit nur umgangen und geschlagen. Das Schicksal der k. u. k. Armee ergab sich damit von selbst. Die 9. Armee mußte, um wieder operieren zu können, zurückgenommen werden. Es war klar, daß sich diese Bewegung auf die k. u. k. Truppen übertragen würde. Die russischen Angriffe hätten sie indessen ohnehin zum Zurückgehen gezwungen.

Die Befehle für den Rückmarsch, dessen Wahrscheinlichkeit sozusagen in der Luft gelegen hatte, wurden am 27. Oktober ausgegeben. Die Lage war ungemein kritisch. Es schien jetzt das eintreten zu sollen, was durch den Aufmarsch Ende September in Oberschlesien und den daran anschließenden Vormarsch zu verhindern gewesen war: der Einfall des stark überlegenen russischen Heeres in Posen, Schlesien und Mähren wurde wahrscheinlich.

Die allgemeinen Weisungen für den Rückzug waren den deutschen Truppen schon bekannt. Ihnen war wiederholt aufgegeben worden, alles Entbehrliche weit zurückzuschieben. Im allgemeinen war dem entsprochen. Unsere schweren Fahrzeuge auf den schlechten Wegen haben mir trotzdem Sorgen gemacht.

Die Bewegungen sollten möglichst in westlicher Richtung ausgeführt werden, um aus der Umfassung herauszukommen.

Im wesentlichen verlief unser „strategischer Rückzug“, wie er von den Soldaten getauft wurde, planmäßig und in musterhafter Ordnung. Das Land wurde geschont, weil dies möglich war. Der Rückzug wird für alle Zeiten ein Wahrzeichen sicherer und humaner Kriegführung sein.

Die 9. Armee ging mit ihrer Masse auf Tschenstochau und südlich, die k. u. k. Armee auf Krakau und nach Westgalizien zurück. Der Russe folgte mit aller Macht. Wir suchten nach einer Gelegenheit, mit der Armee aus dem Rückzug in den Angriff überzugehen, aber die Nachbarschaft der k. u. k. Armee war für jede Operation ein zu unsicherer Faktor, jeder Stoß führte zudem frontal auf die feindliche Stärke. Ein Erfolg konnte nicht erzielt werden.

Es war ein neuer großer Entschluß zu fassen. Er konnte, wie mir immer klarer wurde, nur darin bestehen, starke Teile der Armee mit der Eisenbahn in die Gegend von Hohensalza und Thorn zu fahren und von dort längs der Weichsel, in Richtung Lodz—Lowitsch, gegen die Flanke des russischen Vormarsches vorzugehen, um ihn zum Stehen zu bringen.

Zunächst war es notwendig, dem Russen möglichst langen Aufenthalt zu bereiten und ihn von den deutschen Bahnen fernzuhalten. Die Eisenbahn- und Straßenzerstörungen waren in musterhafter Weise vorbereitet. Uns hatte die Erfahrung gelehrt, daß ein modernes Heer sich etwa 120 km von seinen Eisenbahnendpunkten entfernen kann. Traf dies zu und gelang es uns, die Eisenbahnen so zu zerstören, wie ich hoffte, so konnten wir damit rechnen, den russischen Massen noch vor unserer Grenze auch ohne Waffengewalt einen vorübergehenden Halt zu gebieten. Trotz aller Vorbereitungen war es nicht leicht, die Eisenbahnzerstörungen nun auch wirklich durchzusetzen, die Truppen wollten immer noch damit warten. Es half aber nichts, ich befahl und überwachte sie. Die Straßenbrücken wurden von den Truppen ohne weiteres

zerstört. Gewaltige Arbeit wurde geleistet. Ich hatte die Genugtuung, daß der feindliche Vormarsch immer langsamer wurde und schließlich zum Stehen kam, obschon wir große Landesvorräte zurückließen. Sie zu vernichten, hatte ich untersagt.

Noch Ende Oktober hatte mich General v. Falkenhayn nach Berlin gerufen. Ich konnte ihm bestimmte Aufschlüsse über unsere Absichten nicht geben. Es war noch alles in der Schwebe. In Berlin kam ich mir vor wie in einer anderen Welt. Der Unterschied zwischen der ungeheuren Anspannung, die ich seit Kriegsbeginn durchlebt hatte, und dem Treiben dort war zu gewaltig. Es herrschte Vergnügungs- und Genußsucht. Der Ernst gegenüber unserer schwierigen Kriegslage fehlte. Als ich wieder nach Tschenstochau zurückkam und mich im Kameradenkreise befand, war ich zufrieden.

Am 3. November vormittags stand in mir fest, daß neues Handeln geboten sei. Generaloberst v. Hindenburg stimmte dem früher erörterten Gedanken eines Aufmarsches bei Hohensalza zu. Die Befehle wurden sofort gegeben.

Inzwischen wurde auch die Lage bei Mlawa und an der Ostgrenze Ostpreußens mit jedem Tage ernster. Nach der Schlacht an den Masurischen Seen war die 8. Armee bis zur Njemenstrecke Grodno—Kowno vorgedrungen. Am 29. September hatte Rennenkampf, der nicht unerheblich verstärkt war, von neuem angegriffen und in den folgenden Wochen die 8. Armee gegen und bei Lyck auch über die Grenze zurückgedrängt. Das neugebildete XXV. R. K., zur Verstärkung nach Ostpreußen geschickt, hatte sich heldenmütig geschlagen, aber einen Umschwung der Verhältnisse nicht herbeigeführt. Es hatte einen wundervollen Menschenbestand in Reih und Glied, aber es waren noch keine Soldaten. Ihr Heldenmut und ihre Hingabe ersetzten die fehlende Ausbildung nicht.

Jetzt stand zu erwarten, daß der Großfürst nicht nur mit seiner gewaltigen Überlegenheit aus dem Weichselbogen Deutschland und Österreich entscheidend treffen, sondern gleichzeitig das deutsche Land östlich der Weichsel angreifen würde. An der ganzen Ostgrenze des Königreichs Preußen mußten sich Kämpfe entwickeln, die in engstem Zusammenhang miteinander standen. Eine einheitliche und straffe Führung war Erfordernis. Am 1. November hatte Seine Majestät den Generaloberst v. Hindenburg zum Oberbefehlshaber Ost unter gleichzeitiger Enthebung von der Stellung als Oberbefehlshaber der 9. Armee ernannt. Diese bekam auf unseren Vorschlag General v. Mackensen. Ich blieb Chef bei Generaloberst v. Hindenburg. Die Mehrzahl meiner Mitarbeiter trat zum neuen Stabe.

Unser Befehlsbereich erstreckte sich nun in ausgesprochener Weise über die 8. und 9. Armee und die stellvertretenden Generalkommandos in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien.

Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost wurde nach Posen verlegt. Wir nahmen Quartier im Königlichen Schloß und sind dort bis Anfang Februar 1915 geblieben. Es war eine ungemein aufreibende und arbeitsreiche Zeit. Hier bildete sich das regelmäßige Leben heraus, das ich bis zu meiner Verabschiedung geführt habe.

Durchdrungen von der ungeheuren Größe der Verantwortung, wußten wir im Hauptquartier alle, um was es ging. In Posen fühlten wir klarer als in Polen den Pulsschlag der Heimat, fühlten ihre Sorge vor einem feindlichen Einfall mit seinen ungeheuren Folgen. Wir mußten die Unruhe noch

durch militärische Maßnahmen vermehren. Der Ausgang der bevorstehenden Kämpfe war nicht gewiß. Die russische Überlegenheit war gewaltig, unsere Truppen waren stark mitgenommen, die Verbündeten wenig kampfkräftig.

Die wehrfähige Jugend der Grenzprovinzen wurde abgeschoben. Strategische Stellungen wurden erkundet und der Befehl für den Ausbau gegeben. Die Bergwerke in Polen wurden stellenweise schon unbrauchbar gemacht, Maßnahmen zur Zerstörung der Eisenbahnen und der Bergwerke des deutschen Grenzgebiets getroffen, deren Ausnutzung dem Russen auf lange Zeit hinaus zu verwehren im militärischen Interesse lag. Die Stimmung der polnischen Bevölkerung unserer Grenzprovinzen war zurückhaltend und abwartend. Kein klarblickender Mann konnte es anders erwartet haben.

Bei unserer Unterlegenheit war es für die bevorstehende Entscheidung bedeutungsvoll, aus den preußischen Ost-Festungen und von den uns unterstehenden stellvertretenden Generalkommandos alle verwendungsfähigen Truppen und das für den Feldkrieg brauchbare Kriegsgerät herauszuholen. Wir hatten schon im August 1914 damit begonnen und haben im Laufe der Zeit im Osten aus Landsturm, Landwehr und sonstigen Festungsformationen zahlreiche Divisionen gebildet. Sie haben mehr geleistet, als billigerweise von ihnen erwartet werden konnte; in der Verteidigung der Heimat und damit von Hab und Gut, Weib und Kind gaben sie ihr Bestes hin.

Je mehr ich mich in die uns bevorstehende neue Aufgabe hineindachte, je schärfer sich die Lage und die ungeheure Gefahr abzeichneten, desto fester wurde in mir der Entschluß, die früher beschlossene Operation, falls möglich, zu einem großen Schlage auszugestalten; der allein konnte uns endgültig retten. Trotz der geringen Mittel mußte versucht werden, die russischen Kräfte im Weichselbogen nicht nur durch einen entscheidenden Schlag zum endgültigen Stehenbleiben und zum Verzicht auf die Fortsetzung des Vormarsches zu bringen, sondern sie vernichtend zu treffen. Dies gelang, wenn wir sie von Warschau abdrängten. Waren wir hierzu zu schwach, so mußten wir uns mit dem geringeren Ergebnis begnügen und den Feind zum Stehen bringen. Auch dies war ein gewaltiges. Auch die Gedanken über diese Operation sind nicht plötzlich entstanden, sie haben sich allmählich gebildet.

Was der Oberbefehlshaber Ost selbst hergeben konnte, wurde für den Angriff zwischen Wreschen und Thorn versammelt. Die 8. Armee wurde erheblich geschwächt. General v. Conrad kam uns in seinem soldatischen Empfinden in weitestem Umfange entgegen und schob k. u. k. Truppen in die Gegend nördlich Tschenstochau. Weiter nördlich in Kalisch standen nur schwache Kräfte. Vom Westen bekamen wir noch nichts.

Im November nahm die kriegerische Handlung den erwarteten Fortgang; das russische Heer schritt überall zur Ausführung der ihm vom Großfürsten zugewiesenen großen Aufgaben.

Die 8. Armee sah sich angegriffen. Gegen Mitte November wurde sie in die Masurische Seen- und Angerappstellung zurückgenommen.

Das östliche Ostpreußen war damit wieder den Russen überlassen. Der Russe folgte der Armee scharf und griff auch die neuen Stellungen an.

Das Korps Zastrow, das aus den Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen gebildet war, wurde in seiner Stellung bei Mlawa—Prasznysch angegriffen und sah sich zum Rückzug in die Linie Soldau—Neidenburg gezwungen. In schweren Kämpfen kam der feindliche Angriff hier zum Stehen. Die ganze

Lage im Lande östlich der Weichsel schien gefährdet, Westpreußen war auf das höchste bedroht.

Inzwischen war planmäßig der Aufmarsch der 9. Armee zwischen Wreschen und Thorn beendet. Die Eisenbahn hatte allen Anforderungen entsprochen. Schon am 10. November abends stand die Armee vormarschbereit.

Im Weichselbogen war Wloclawek von den Russen besetzt, im übrigen die Lage bis zur Warthe ziemlich unklar. Es stand hier die 1. russische Armee, die aber noch auf das rechte Weichselufer übergriff. Sie war 10 bis 14 Divisionen stark. Auf 8 bis 10 Divisionen war zwischen Weichsel und Warthe mit Bestimmtheit zu rechnen. Hart nördlich der Warthe drängte starke russische Kavallerie gegen die Grenze vor. Die Masse des russischen Heeres hatte in zusammenhängender Linie diesen Fluß nördlich Sieradz—Nowo Radomsk—Gegend nordöstlich Krakau erreicht. Andere Teile waren in Galizien am Dunajec eingetroffen und tief in die Karpathen hineingeschoben. In den gegnerischen Bewegungen war aber ein Stillstand eingetreten. Die Eisenbahnzerstörungen hatten die beabsichtigte Wirkung ausgeübt. Es lagen jetzt Anzeichen vor, daß mit der Wiederaufnahme des Vormarsches zu rechnen war.

General v. Mackensen begann bereits am 11. November die Operation; wir hatten dem nur beipflichten können. Schon in den ersten Tagen des Vormarsches kam es bei Wloclawek, Kutno, Dombe zu sehr heftigen und beiderseits sehr verlustreichen Kämpfen mit dem vollständig überraschten Russen, der überall geworfen wurde.

Während die Hauptteile der 9. Armee auf Lodz—Bahnhof Koljuschki unaufhaltsam weiter vordrangen, deckte General v. Morgen mit dem I. R. K. in dem Gelände nördlich Lowitsch ihre Flanke. Er wurde sehr hart bedrängt. Zunächst wehrte er sich durch eigenes tatkräftiges Zugreifen, dann sich verteidigend, gegen die über Nowo Georgiewsk auf das linke Weichselufer langsam anrückenden russischen Korps.

Die Mitte der 9. Armee, Kav. Korps v. Richthofen, die 3. Garde-Div. und das XXV. R. K., brach endgültig den sich ihr entgegenstellenden Widerstand. Sie überschritt die Linie Lowitsch—Lodz und drang über Brsheshiny weit nach Süden vor. Sie sah nur dorthin und nach Westen und strebte einen großen Erfolg an. Ein Befehl der 9. Armee, sich bei Skiernjewitze zu sichern, erreichte sie nicht.

Die Korps auf dem rechten Flügel, die sich sehr eng zusammengeschoben hatten, trafen am 17. nördlich Lodz auf starken Feind und rangen mit ihm.

Der Russe dachte nach einem aufgefangenen Funkspruch an den Rückzug von Lodz. Unsere Freude war groß. Der gewaltige Wille des Großfürsten hielt aber seine Korps, wie wir aus einem zweiten Funkspruch erfuhren, fest. Wir hatten eine schwere Enttäuschung erlitten.

Die russischen Truppen auf dem rechten Weichselufer erhielten mit Ausnahme von Teilen, die bei Mlawa blieben, Befehl, über die Weichsel zu gehen.

Die über Skiernjewitze auf Warschau geschlagen zurückflutenden Kräfte wurden hart westlich der Festung gesammelt, von neuem vorgeführt und drangen von Skiernjewitze her, durch nichts aufgehalten, nach Brsheshiny vor.

Der rechte russische Flügel ballte sich um Lodz zusammen. Der Feind wurde nicht geworfen. Das XXV. R. K. und die bei ihm befindlichen Teile, die weit über Brsheshiny vorgestoßen waren, wurden abgeschnitten.

Die Einzelheiten der sich nun bei der 3. Garde-Div., General Litzmann, dem XXV. R. K. und dem Kav. Korps v. Richthofen entspinnenden Kämpfe sind bekannt. Aus den feindlichen Funksprüchen erfuhren wir, weitab vom Schlachtfelde in Posen, wie hoffnungsvoll der Russe die Lage ansah, wie er zu den entscheidenden Kämpfen ansetzte, wie er triumphierte, verschiedene deutsche Armeekorps gefangen zu nehmen. Schon stellte er Eisenbahnzüge zum Abtransport der Gefangenen bereit. Was ich dabei empfand, kann ich nicht schildern. Was stand auf dem Spiel! Nicht nur die Gefangennahme so vieler tapferer Männer, verbunden mit dem Triumph des Feindes, sondern ein verlorener Feldzug! Die 9. Armee hätte nach dieser Niederlage zurückgenommen werden müssen. Wie wäre dann das Jahr 1914 ausgegangen?

Die Episode von Brschesiny endete mit einer glänzenden Waffentat. Die eingeschlossenen deutschen Truppen brachen in der Nacht vom 23./24. November nach Norden durch. Sie brachten über 10 000 Gefangene und viele erbeutete Geschütze mit.

Es bildete sich nun eine schärfer zusammenhängende Front, gegen die der Russe vergeblich heftig anrannte. Das große operative Ziel, die Vernichtung der russischen Armee im Weichselbogen, war nicht erreicht. Wir hatten nicht die nötige Kraft dazu gehabt. Aber die russische Heereswalze war zum Stehen gekommen.

Bis Ende November bedrängte der Russe nun seinerseits die 9. Armee sehr heftig und griff auch weiter südlich, überall ohne wesentlichen Erfolg, an.

Anfang Dezember hatte der linke Flügel der 9. Armee durch Korps aus dem Westen solche Stärke erhalten, daß nichts mehr zu besorgen war, er konnte sich langsam durch die feindlichen Stellungen gegen die Bsura vorarbeiten; es war aber nur ein rein frontales Abringen, keine großzügige Umfassung mehr. Gleichzeitig vermochten wir auch in der Front bis herunter zur Armeeabteilung Woyrsch einschließlich anzugreifen. Der Angriff hatte Anfang Dezember vollen Erfolg, er drang scharf in Richtung Lodz durch. Leider hatte dieser Druck 14 Tage vorher gefehlt.

Der Russe räumte Lodz am 6. Dezember und ging hinter die Miasga zurück. Auch weiter südlich gewannen wir nun Gelände, da er sich dort in der zweiten Novemberhälfte geschwächt hatte, um Lodz zu halten.

Am 15. Dezember wurde auf dem nördlichen Flügel Lowitsch genommen; in der Front waren weitere örtliche Fortschritte zu verzeichnen.

Südlich Krakau hatte sich Ende November die Lage verschärft. Das k. u. k. Armee-Oberkommando hatte dringend um eine deutsche Division zur Verstärkung seiner Front gebeten. Nur mit schwerem Herzen schickten wir sie dorthin. Sie kam gerade frühzeitig genug, um die Schlacht zu halten. General v. Conrad erstrebte eine Umfassung des russischen Südflügels aus den Karpathen heraus. Er hatte, um dies zu ermöglichen, seine Front stark verdünnt. In der krisenreichen Schlacht um Limanowa—Lapanow vom 3. bis 14. Dezember gelang es ihm, die Russen westlich des Dunajek zu schlagen; es war dies ein schöner Erfolg der österreichisch-ungarischen Waffen nach dem vielen Schweren, das die k. u. k. Armeen seit Feldzugsbeginn erlitten hatten.

Unter dem Druck unserer Fortschritte in Polen und Galizien fiel die russische Front hinter den Bsura—Rawka-Abschnitt, die obere Pilitza, die Nida und den Dunajek zurück.

Die Umfassung des Generals Boroevic aus den Karpathen heraus zwischen San und Dunajek stieß bald auf überlegenen Feind, der nicht zögerte, seinerseits zum Angriff überzugehen. Der österreichisch-ungarische Umfassungsflügel wurde in die Karpathen zurückgedrängt.

In dem polnischen Weichselbogen fand eine Reihe örtlicher Kämpfe statt, die besser unterblieben wären. Wir kannten den Schützengrabenkrieg noch zu wenig. Es wurde zuviel „herumbatailliert". Ich hätte gleich schärfer eingreifen sollen, wie ich es später tat. Die Gefahr lag nahe, daß die Verluste nicht mit dem Gewinn im Einklang ständen. Pflicht der Führung ist es, hierauf zu achten.

Auf dem nördlichsten Weichselufer besetzte der Russe Plotzk und drang bis in die Höhe von Wloclawek vor. Es entstand hier eine lange Flanke der 9. Armee zwischen der Bsuramündung und Wloclawek. Sie bedurfte dauernder Aufmerksamkeit. Die Weichsel fror aber nicht zu. Eine Gefahr für die 9. Armee trat deshalb nicht ein.

An der Südgrenze unseres Landes östlich der Weichsel änderte sich nichts. Die 8. Armee hielt unter dauernden spannungsvollen Kämpfen im wesentlichen ihre Linien.

An allen Fronten wurde an den Stellungen eifrig gearbeitet.

Während der Operationen machte uns die Inbetriebnahme der Eisenbahnen, die wir kurz vorher selbst so gründlich zerstört hatten, Sorge. Wir arbeiteten jetzt mit aller Macht an ihrer Wiederherstellung, aber es dauerte geraume Zeit, bis der Bahnverkehr wirklich regelmäßig wurde. Die Truppe, die überaus angestrengt war, hatte daher noch viel zu leiden. Besonders bedauerlich war es, daß wir nicht vermochten, ihr die Weihnachtspakete rechtzeitig zuzuführen. Es war dies eine erhebliche Aufgabe für die Bahn; damals flossen die Liebesgaben noch reichlich. Auch Beurlaubungen konnten nicht in dem erwünschten Umfange eintreten.

Auf die stolze Genugtuung, die wir über die Gestaltung der Kriegslage an der Ostfront empfanden, fiel ein Schatten. Die k. u. k. Armee hatte in Serbien unglücklich gekämpft. Sie war Ende November weit in das Land eingedrungen. Belgrad war am 2. Dezember genommen. In Österreich-Ungarn herrschte Freude. Doch schon in den Tagen der Einnahme von Lodz und der Schlacht von Limanowa gingen die k. u. k. Truppen geschlagen aus Serbien zurück. Sie waren kein vollkräftiges Kampfinstrument mehr. Sie hatten ihre Gegner zu Anfang unterschätzt, nun verfielen sie in das Gegenteil, sie überschätzten sie und empfanden Schrecken allein vor der Zahl.

Im Schloß zu Posen entwickelte sich beim Stab ein harmonisches Leben, wir waren zusammengeschweißt durch gemeinsam getragene Sorgen, wie durch gemeinsam erworbenen Ruhm. Es bildete sich die Gewohnheit heraus, daß wir nach dem Abendessen noch eine Zeitlang zusammenblieben. Wir saßen dann um einen runden Tisch, auf dem eine Fächerpalme stand, ein Geschenk Ihrer Majestät, unserer Kaiserin, einer wahrhaft deutschen Frau, deren ich stets in tiefster Verehrung gedenke.

Für mich war die kurze Stunde eine Zeit der Ruhe in der fast erdrückenden Arbeit dieser vier Kriegsmonate.

Ein gewaltiger Kampf war zu Ende. Neues war im Werden! Deutschland und Österreich-Ungarn waren von der Russengefahr gerettet. Alle Pläne des Großfürsten waren gescheitert. Sein Angriff auf die Ostgrenze Preußens,

der Vormarsch auf dem westlichen Weichselufer und damit alle Hoffnungen der Entente auf eine siegreiche Beendigung des Krieges im Jahre 1914 waren zusammengebrochen.

Auch der zweite Teil des Feldzuges in Polen war eine Tat. Die Kriegsgeschichte kennt nur wenig Ähnliches.

Unsere Truppen, die seit Anfang August dauernd im Kampf oder in Bewegung waren, hatten sich über alles Lob erhaben gezeigt. Sie hatten auch jetzt wieder eine beinahe doppelte Überlegenheit besiegt. Nur mit solchen Führern und Soldaten war es uns möglich gewesen, kühne Absichten auch gegen Übermacht in die Tat umzusetzen.

Ehre und ewiges Gedenken der deutschen Armee des Jahres 1914!

Die Winterschlacht in Masuren Februar/März 1915.

Der Feldzug des Jahres 1914 hatte eine Entscheidung nicht gebracht. Wie sie 1915 anzustreben sei, konnte ich nicht übersehen. Um die Jahreswende waren vier neue Armeekorps gebildet, die im Februar kampffähig sein sollten. Die Erfahrungen mit den Neuformationen des Herbstes 1914 hatten Berücksichtigung gefunden. Die Korps waren kampfkräftiger als jene Formationen, indem jede Kompagnie einen Stamm kriegserfahrener und besonders tüchtiger Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erhalten hatte. Auch die höheren Stellen waren recht gut besetzt. Ich wünschte selbstverständlich den Einsatz der vier Armeekorps im Osten, um auf Rußland weiter einzuhämmern und seine Widerstandskraft so weit zu schwächen, als es unsere Stärke möglich machte. Wir planten in Ostpreußen einen neuen Schlag.

Schon um die Jahreswende befürchtete das k. u. k. Oberkommando einen Einfall starker feindlicher Kräfte nach Ungarn hinein. Hier hatte der Russe seinen Angriff fortgesetzt und den Karpathenkamm gewonnen. General v. Conrad wollte jetzt selbst zu einem großzügigen Gegenangriff schreiten.

Mir schien eine Stützung der k. u. k. Armee in den Karpathen wegen ihrer inneren Zustände geboten; dies um so mehr, wenn die russische Armee nicht an anderer Stelle energisch angefaßt werden konnte. Ob sich das in Ostpreußen ermöglichen ließ, blieb noch fraglich; es war noch nicht bekannt, ob wir über jene vier Korps das Verfügungsrecht erhalten würden. Ich mußte deshalb für die Entsendung deutscher Kräfte nach Ungarn durch Abgaben aus dem Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost eintreten. Die 9. Armee in Polen stand sehr eng. Die Stellungen waren jetzt im Entstehen. Aus der Front konnte eine Reihe von Divisionen zu anderer Verwendung herausgezogen werden. Aus ihnen wurde, durch k. u. k. Truppen verstärkt, die deutsche Südarmee unter General v. Linsingen gebildet, welche die von General v. Conrad beabsichtigte Offensive aus den Karpathen gegen Przemysl auf der rechten Flanke decken sollte.

Während der Besprechungen über die Operationen wurde ich durch ein Telegramm der O.H.L. überrascht, daß ich Generalstabschef der Südarmee geworden sei. Generalfeldmarschall v. Hindenburg wollte sich nicht von mir trennen. Er bat in einem Schreiben Seine Majestät, mich bei seiner Person und in meiner bisherigen Stellung zu belassen. Ich nahm indessen, wie seinerzeit in Insterburg, Abschied vom Stabe und trat meine neue Stellung an, war jedoch sicher, bald zurückzukommen.

Das Hauptquartier des Oberkommandos der Südarmee wurde Munkacs. General v. Linsingen und ich bereisten von dort das Aufmarschgebiet und nahmen die Verbindungen mit den benachbarten Kommandobehörden und den k. u. k. Truppen auf, die bereits im Gebirge standen und zur Südarmee treten sollten.

Wir wurden in Ungarn wie auch später bei der Befreiung Siebenbürgens von der Bevölkerung sehr warm aufgenommen. Als wir aber unsere Schuldigkeit getan hatten, war das Gefühl der Dankbarkeit sehr bald geschwunden.

Für die unter unseren Befehl tretenden k. u. k. Truppen war ungenügend gesorgt, für den Stellungsausbau ebensowenig geschehen wie für die Unterkunft. Es blieb vieles nachzuholen.

Bei einem Gange in die Waldberge trat ich an einen Posten heran. Er machte mir in fremder, ich weiß nicht mehr welcher Sprache eine Meldung. Sie wurde auch von den mich begleitenden k. u. k. Offizieren nicht verstanden. So bekam ich einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen diese Armee zu rechnen hatte. Sie wurden noch dadurch erhöht, daß die Nationalitäten in den Regimentern sehr stark vermischt wurden, um sie zuverlässiger zu machen.

Auch hier, wie seinerzeit bei meiner Fahrt im September 1914 nach Neu-Sandec, gewann ich den Eindruck völliger Rückständigkeit bei allen den Volksstämmen, die nicht zu den herrschenden gehören. So führte mich auch eine Fahrt in die Huzulendörfer. Die Behausungen dieses unglücklichen Stammes werde ich in ihrer Dürftigkeit stets in Erinnerung behalten. Wie anders lagen dank weiser Maßnahmen seiner Fürsten die Dinge in Deutschland, und wie hoch standen Kultur und Fortschritt bei uns im Vergleich zu Österreich-Ungarn. Als ich jene Huzulenhütten sah, da wurde mir klar, daß dieses Volk nicht wissen könne, wofür es sich schlüge. Österreich-Ungarn hatte unendlich viel versäumt; als verbündete Macht hätten wir das zu verhindern wissen müssen. Hätten die Doppelmonarchie und die k. u. k. Armee nur halbwegs das geleistet, was mit Fug und Recht Deutschland von ihnen erwarten konnte, so wären deutsche Truppen wenigstens nicht in solchem Maße zur Stützung der österreichisch-ungarischen Fronten gebraucht worden; wir hätten auf die Dauer mehr Kräfte für den Westen verfügbar gehabt. Es war für uns jedenfalls ein Verhängnis, daß wir mit absterbenden Staaten wie Österreich-Ungarn und der Türkei verbündet waren. Ein Jude in Radom sagte zu einem meiner Herren, er könne nicht verstehen, daß ein so lebenswarmer und kräftiger Körper wie Deutschland mit einem Leichnam zusammenginge. Er hat recht gehabt, aber lebenskräftige Kampfgenossen gewann Deutschland nicht. Wir unterließen es auch, den absterbenden Verbündeten wenigstens vorübergehend neue Lebenskraft zu geben. Ich habe die Verhältnisse Österreich-Ungarns erst im Laufe des Krieges kennengelernt, vorher hatte ich dazu keine Gelegenheit. Einen solchen Tiefstand zu sehen, überraschte mich. Unsere verantwortlichen Stellen hatten wohl erkannt, daß die Doppelmonarchie zum kranken Mann in Europa geworden war, nur haben sie nicht die richtige Folgerung daraus gezogen. Wir hätten ihr Treue halten und sie führen sollen, statt uns ihr zu verschreiben und ihrer überlegenen, aber einseitigen Politik zu folgen.

Mein Aufenthalt in Munkacs dauerte nicht lange. Ende Januar war ich bereits wieder in Posen in meiner alten Stelle.

Bei dem Oberbefehlshaber Ost war inzwischen die Weisung der O.H.L.

eingetroffen, daß drei neue Korps und das XXI. A. K. für den Osten in der ersten Februarhälfte zur Verfügung stünden.

Es war mit der O.H.L. verabredet worden, die vier Armeekorps zu einem Schlage gegen die der 8. Armee gegenüberstehenden feindlichen Kräfte sofort nach erfolgter Ausladung einzusetzen. Die Erfahrungen von Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen hatten gezeigt, daß nur dann ein großer und schneller Schlachterfolg zu erringen sei, wenn der Feind von zwei Seiten gefaßt wurde. Hier bot sich die Möglichkeit, mit einer starken Gruppe von drei Armeekorps, in der Stoßrichtung Tilsit—Kalwarija zu umfassen, eine andere, zwischen Spirding-See und Grenze über Bialla auf Raigrod und weiterhin auf Augustow vorzuführen. Gleichzeitig war der Feind frontal durch Angriff zu fesseln. Auf beiden Flügeln war der Gegner schwach. Wir durften hoffen, stark Gelände zu gewinnen, bevor sich die feindlichen Hauptkräfte aus der angegriffenen Front loslösen konnten. Beide Stoßgruppen sollten den Feind umklammern; je früher dies geschah, desto besser war es.

Die geplanten Maßnahmen mußten wirkungsvoll die bekanntgewordenen feindlichen Absichten zerschlagen. Die Entente wollte noch 1915 durch Rußland den Krieg gewinnen. Während der Großfürst mit ganzer Kraft in den Karpathen anzugreifen beabsichtigte, sollten nach seinem sogenannten „gigantischen Plan" starke russische Kräfte zwischen dem Njemen und der Chaussee Gumbinnen—Insterburg gegen den nur schwachen nördlichen Flügel der 8. Armee eingesetzt werden, ihn eindrücken, die Armee umfassen und gegen die Weichsel werfen. Andere Truppen, namentlich starke Kavalleriemassen, sollten zwischen Mlawa und der Weichsel unsere dort stehenden schwachen Truppen schlagen und in Westpreußen einfallen. Die preußischen Landstriche östlich der Weichsel sollten erobert, die dort befindlichen deutschen Truppen vernichtet werden. In der Tat machte sich im Januar ein Verstärken des Feindes gegenüber dem linken Flügel der 8. Armee fühlbar. Die Ausführung des „gigantischen Planes" war erst im Entstehen. Die Augen des Russen waren aber bereits auf das Land östlich der Weichsel gerichtet. Er hatte schon Anfang Januar Truppen aus der Front westlich der Weichsel für Verwendung im Norden herausgezogen. Kamen wir mit unseren Absichten den seinigen zuvor, dann mußten wir mit starken Gegenangriffen sowohl über den Njemen wie über den Narew rechnen. Die Gegenangriffe kamen. Die Wucht und die Beharrlichkeit, mit denen sie geführt wurden, haben uns schwer zu schaffen gemacht. Der Großfürst war ein ganzer Soldat und Feldherr.

In dem polnischen Weichselbogen hatten inzwischen örtliche Kämpfe ihren Fortgang genommen. Wie weit dadurch die Aufmerksamkeit der Russen gefesselt wurde, war zweifelhaft. Im allgemeinen darf man sich von solchen Ablenkungen nicht viel versprechen, solange die feindlichen Truppen zuverlässig sind und halten. Erst wenn sich die Führung infolge von ungünstigen Erscheinungen unsicher fühlt, erlangen sie Bedeutung. Werden Demonstrationen zu taktischen Kampfhandlungen, die größere örtliche Erfolge zeitigen können, dann liegt die Sache schon anders.

Um die Russen an die Fortsetzung des Angriffs glauben zu machen, sollte Ende Januar die 9. Armee in der Gegend von Bolimow mit Kraft angreifen. Die O.H.L. stellte uns hierfür 18 000 Schuß, und zwar Gasmunition, zur Verfügung. Es ist charakteristisch für die Auffassung jener Tage, daß die Munitionsmenge als etwas ganz Besonderes angesehen wurde. Im Osten haben

wir nie Munitionsmangel gehabt, wir hatten stets so viel, wie bei den schlechten Wegen der Nachschub im Bewegungskrieg leisten konnte, und im Stellungskrieg wurden damals noch keine großen Bestände niedergelegt. Im Westen aber lagen die Verhältnisse anders; da mangelte es an Munition empfindlich. Alle kriegführenden Mächte hatten die Wirkung des zusammengefaßten Artilleriefeuers und den Munitionsverbrauch nicht richtig eingeschätzt.

Der Angriff der 9. Armee bei Bolimow fand am 31. Januar statt. Für eine Gaswirkung war es zu kalt; das wußte man damals noch nicht. Auch sonst war nicht alles so, wie man es wünschen konnte. Wir machten ein paar tausend Mann zu Gefangenen, im übrigen war der taktische Erfolg gering. Der Eindruck aber, den der Angriff auf den Russen gemacht hat, war groß. Es war damit strategisch das Erhoffte erreicht.

Der Aufmarsch der vier für den Angriff zugewiesenen Korps begann Anfang Februar und verlief glatt. Er war am 6. Februar beendet. Es standen die 8. Armee — General Otto v. Below — in und zu beiden Seiten der Masurischen Seen, die 10. — General v. Eichhorn — nordwärts Darkehmen bis zum Njemen. Wir verlegten das Hauptquartier nach Insterburg. Das Scheiden aus Posen war nicht leicht. Wir hatten dort eine große Zeit erlebt, aber auch Insterburg weckte in uns gute Erinnerungen aus dem September 1914.

Die Winterschlacht begann am 7. Februar. General Litzmann trat mit dem rechten Flügel der 8. Armee an diesem Tage an. Die übrigen Teile derselben und die 10. Armee hatten erst am 8. Februar vorzumarschieren und anzugreifen. Die Operation konnte nur in ihren Grundzügen durch Befehl festgelegt werden. Die Armee-Oberkommandos behielten den weitesten Spielraum. Die gleichen taktischen Anschauungen bei allen Stellen sicherten den Erfolg. Auch während der Schlacht hatte der Oberbefehlshaber Ost nur wenige Anordnungen für diese selbst zu treffen. Wir hatten vornehmlich an die Fortführung der Operation und den Flankenschutz zu denken.

Es war ein schwerer Entschluß, die Armeen so, wie ursprünglich beabsichtigt, antreten zu lassen. Der Winter war kalt. Seit dem 4. oder 5. Februar herrschte ein selten starker Schneesturm, der Straßen und Eisenbahnen verwehte und ein Vorgehen außerhalb der Wege ganz ungemein erschwerte. Mannshohe Schneewehen wechselten oft mit kahlen Stellen, die mit Glatteis bedeckt waren. Es blieb bei den ursprünglichen Anordnungen. Die Russen hatten mit größeren Schwierigkeiten zu rechnen. Sie bekamen den Troß in der Marschrichtung voraus.

Unsere Truppen waren für einen Winterfeldzug ausgestattet. Die Fahrzeuge hatten Schlittenkufen. Diese erwiesen sich aber später als unpraktisch. Auf den nur stellenweise mit Schnee bedeckten Wegen waren sie nicht zu gebrauchen.

Was von Mann und Pferd in den folgenden Tagen geleistet wurde, ist unbeschreiblich und eine Ruhmestat für alle Zeiten. Mühsam arbeiteten sich die Anfänge der Marschkolonnen durch die Verwehungen. Fahrzeuge blieben stecken, die Kolonnen stockten, sie wurden immer länger. Die Infanterie schob sich an Fahrzeugen und Geschützen vorbei und suchte nach vorn wieder Anschluß zu gewinnen. Geschütze und Munitionswagen wurden mit 10 bis 12 Pferden bespannt. So bedeckten allmählich die Marschstraßen lang hingezogene Heeressäulen mit vorwärtsstrebenden Infanteristen, dazwischen nur

wenig Geschütze mit noch weniger Munition. Für die Nacht oder im Kampfe schlossen die Kolonnen wieder etwas auf. Nach wenigen Tagen schlug das Wetter um, die Wege wurden grundlos, auf dem noch gefrorenen Boden außerhalb der Wege stand das Wasser an tiefen Stellen und auf den Sümpfen. Es war ein Glück, daß wir durch die weite Umfassung in den feindlichen Trainkolonnen Nahrungsmittel erbeuteten, sonst hätte die ganze Bewegung wegen Verpflegungsmangel eingestellt werden müssen.

Für die Generalkommandos und die niedere Führung entstanden ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Es dauerte bei Zusammenstößen mit dem Feinde lange, ehe gefechtsfähige Verbände zur Stelle waren. Befehle waren nicht durchzubringen, Leitungen zerrissen im Sturm, Meldungen kamen nicht an. Und trotzdem wurde das Höchste geleistet.

Die Truppen des Generals Litzmann kamen zunächst gut vorwärts. Sie nahmen am 8. Johannisburg und drangen in den folgenden Tagen auf Raigrod vor, wo sie starken Widerstand fanden. Von Ossowjetz her traf sie ein feindlicher Vorstoß, den sie abschüttelten. Gleichzeitig näherte sich die Mitte der 8. Armee, dem auf der ganzen Front weichenden Feind dicht folgend, Lyck. Führer und Truppen gaben ihr Bestes her, um schnell vorwärtszukommen. Für die große strategische Kombination ging es zu langsam. Lyck fiel erst am 14. nach erneutem heftigen Kampf. In der Nacht vom 16./17. erreichte die 8. Armee Augustow.

Inzwischen war auch die umfassende Wirkung der 10. Armee zur vollen Auswirkung gekommen. Nach außerordentlichen Marschleistungen und Überwindung unsäglicher Anstrengungen erreichte ihre Mitte schon in der Nacht vom 10. zum 11. die Straße Insterburg—Kowno bei Wirballen, und als Lyck am 14. fiel, waren die Marschkolonnen schon hart nördlich des großen Augustower Forstes bei Suwalki—Seiny eingetroffen.

Die zurückflutende russische Armee wurde entscheidend in der Flanke gefaßt und nach Süden abgedrängt. Sie war anscheinend auch diesmal überrascht. Unser Nachrichtenwesen hatte hier in Verbreitung falscher Gerüchte und in der Abwehr sehr gut gearbeitet. Den Russen war es nicht gelungen, Kenntnis von diesen Bewegungen zu erhalten. Es ist auch überaus schwer, genaue Angaben über den Feind, zumal rechtzeitig, zu bekommen, andernfalls wäre das Kriegführen, namentlich mit Unterlegenheiten, keine so ungemein schwierige Aufgabe.

Teile der russischen Kräfte, die auf Kowno ausgewichen waren und dauernd in der Flanke standen, hatten durch Angriffe vergeblich versucht, den Vormarsch zu verzögern. Sie wurden durch den Flankenschutz der 10. Armee auf Kowno—Olita zurückgeworfen.

Am 14. abends schien es, als ob es möglich werden würde, die Umfassung des Feindes noch hart östlich Augustow durchzuführen. General v. Eichhorn setzte seine beiden Flügel dorthin an. Der rechte stieß mit der Vorhut am 15. und 16. auf der Chaussee Seiny—Augustow in den Forst hinein weit vor, sie wurde aber hier von den nach Osten zurückströmenden russischen Kolonnen überrannt und zum Teil gefangen. Die 10. Armee schob nun kurz entschlossen bis zum 18. Februar am Nordrande des Forstes entlang Teile in die Gegend nordwestlich Grodno. Hier standen sie mit der Front nach Westen, mit dem Rücken dicht gegen die Werke der Festung. Sie verlegten in dieser kühnen Aufstellung dem Feinde den Rückzug. Die anderen deutschen Truppen drangen vom Norden und Westen in den Wald ein und erreichten nach der Einnahme von Augustow kämpfend auf der Chaussee nach Grodno Lipsk sowie den Bobr abwärts Krasnybor. Bei Lipsk wurde der Ring geschlossen.

Die Lage der Truppen vor Grodno war ungemein schwierig. Aus der Festung heraus, wohin der Russe Verstärkungen gefahren hatte, entwickelten sich namentlich am 20. und 21. sehr heftige Angriffe. Aus dem Augustower Forst stieß der dorthin zurückgeflutete Russe immer wieder hervor. Unter schweren Verlusten hielten die deutschen Truppen stand. Es war eine schöne Tat. In den nächsten Tagen ergaben sich die in dem Augustower Forst umherwogenden und sich verzweifelt wehrenden Russenmassen.

Das taktische Ergebnis der Winterschlacht in Masuren war bedeutend: 110 000 Gefangene und viele hundert Geschütze. Die russische 10. Armee war vernichtet, das russische Heer wiederum empfindlich geschwächt.

In dem Grundgedanken der Operation sollten nun von Augustow her Teile der dort kämpfenden Truppen den oberen Bobr überschreiten, während die 8. Armee den Angriff auf Ossowjetz von Grajewo her unter Einsatz schwersten Flachfeuers durchführte und den Schutz Ostpreußens von hier bis zum Orshitz übernahm.

Der Übergang über das Sumpfgebiet des oberen Bobr gelang nicht, trotz hartnäckiger Versuche unserer Truppen. Wir brauchten Frost, aber starker Regen ging noch immer nieder. Der Aufenthalt in dem Wald- und Sumpfgebiet war schwer erträglich. Der obere Bobr konnte außerhalb der bestehenden Wegeverbindungen nicht überschritten werden. Die Brücken waren zerstört. Unsere Truppen wurden durch die Ungunst der Witterung und die Anstrengung der Operation stark mitgenommen. So mußte die Einstellung des Angriffs befohlen werden.

Wir durften uns unter diesen Umständen dem Gedanken nicht verschließen, daß dem großen Siege die strategische Auswertung versagt blieb. Sehr schwere Erwägungen traten an das Oberkommando heran.

Die 10. Armee konnte in der Aufstellung, in der sie sich befand, nicht bleiben. Sehr starke Kräfte für den Flankenschutz nach Osten, gegen Olita—Kowno, waren nötig, sie standen aber nicht zur Verfügung. Die rückwärtigen Verbindungen und die Lebensbedingungen der Armee hatten sich bei den Unbilden der Witterung zu schwierig gestaltet. Die von den Russen gebaute vollspurige Bahn von Marggrabowa über Ratschki nach Suwalki vermochte diesem Zustande nicht entscheidend abzuhelfen. Die Straßen und Wege waren zu schlecht, die Witterung zu ungünstig und das Pferdematerial zu stark angestrengt. Lastwagen kamen auf den Chausseen mit ihren dünnen und ausgefahrenen Steindecken kaum vorwärts. Sie standen auch nur in geringer Zahl zur Verfügung. Die Armee mußte wieder in Verhältnisse kommen, in denen sie leben und sich wieder erholen konnte. Ein Zurückschwenken ergab sich hieraus mit zwingender Notwendigkeit. Nachdem der Augustower Wald aufgeräumt und die Verwundeten zurückgeschafft waren, nahm General v. Eichhorn Anfang März zuerst seinen rechten, später den linken Flügel in eine vorbereitete Stellung, etwa in der Linie Augustowo—Suwalki—Kalwarija—Pilwischki zurück. Gegen den rechten Flügel prallte der Russe noch einmal Mitte März, aber allmählich hörte die Kampftätigkeit auf.

Um so heftiger wurden die russischen Gegenangriffe gegen unsere lange Flanke an der Südgrenze West- und Ostpreußens.

Zunächst entwickelten sich nördlich der Sperrfeste Lomsha schwere Kämpfe. Die deutschen Truppen schlugen sich heldenmütig, bis der russische Angriff erlahmte. Die Lage blieb noch lange, bis zum Eintreffen von Verstärkung, gespannt.

Zwischen den Flüßchen Pissa und Orshitz griff der Russe aus Nowogrod und von Ostrolenka her unermüdlich an. Die Kämpfe wurden hier immer erbitterter. Es mußten immer mehr Truppen, die die Winterschlacht geschlagen hatten, hier eingesetzt werden. Entsprechend dem Charakter des Geländes mit seinen weiten ebenen Sumpfflächen und den dazwischenliegenden mit Waldstücken aus dürftigen Kiefern bedeckten Engen lösten sich die Kämpfe hier in viele Einzelhandlungen auf. Sie stellten besonders an die niedere Führung schwere Aufgaben. Der Mann kämpfte gegen den Mann. Und wenn auch die örtlichen Krisen kein Ende nehmen wollten, so blieben wir doch beim Abschluß der Kämpfe, die sich in den April hineinzogen, vorwärts der Grenze.

Auch westlich des Orshitz wurde Ende Februar und Anfang März sehr schwer gekämpft. General v. Gallwitz griff hier in Richtung Prassnysch an. Die stark befestigte Stadt wurde durch frisches Zufassen am 24. genommen, mußte aber schon am 27. vor dem Angriff sibirischer Korps aufgegeben werden. Der Russe drängte überaus scharf nach und griff bis Anfang März zwischen Mlawa und dem Orshitz unaufhaltsam unter den schwersten Verlusten vergeblich an. Wir führten nach Eintreffen von Verstärkungen gegen den durch seine Verluste geschwächten Feind einen kraftvollen Gegenstoß, der nördlich Prassnysch zum Stehen kam.

Fernab von den großen Entscheidungen fanden auch nördlich des Pregel Kämpfe statt. Russische Reichswehr- und Grenzwachtruppen drangen im März auf Memel vor, das der Landsturm aufgab, hausten dort unglaublich und gingen gleichzeitig in Richtung Tilsit weiter. Mit Hilfe eines Ersatzbataillons aus Stettin wurde Memel am 21. März wieder befreit, dem Russen wurden 3000 Verschleppte abgenommen. Ostpreußen war endgültig frei.

So wurde um diese Zeit an der ganzen ost- und westpreußischen Ost- und Südfront gekämpft. Anfang April trat endlich überall die ersehnte Ruhe ein.

Der große Gegenzug des Großfürsten gegen die Winterschlacht, der Angriff über den Narew gegen unsere nur schwach besetzte Flanke, war vereitelt; die Truppen und jeder einzelne Mann hatten sich der früheren Großtaten würdig geschlagen, die alten und neuen Formationen im Kampf miteinander gewetteifert. Die Führung war auf der Höhe ihrer Aufgaben, der vergangene Winterfeldzug eine stolze militärische Leistung. Die Hoffnungen aber, die ich auf eine unmittelbare strategische Ausnutzung der Winterschlacht gehegt hatte, mußte ich beiseite legen. Taktisch war sie geglückt, das erfüllte mich mit Genugtuung. Ich war befriedigt, daß die großen Angriffe des Großfürsten zusammengebrochen waren und wir überall auf feindlichem Gebiete standen. Der Entscheidung gegen Rußland, und auf die kam es mir in meinem innersten Denken und Fühlen an, hatten wir uns aber doch nur um einen Schritt genähert.

Die einzelnen taktischen Lagen hatten volle seelische Spannkraft und jeden Tag eine Unsumme von Entscheidungen gefordert. Es läßt sich nicht alles auf dem Papier niederschreiben, das stolze Hoffen, das Zagen des Herzens, die Enttäuschung, das Durchringen zum Entschluß, Mißmut über dies und jenes. Es lassen sich nicht die Reibungen schildern, die in vielen Fällen zu überwinden waren, auch nicht das wiedergeben, was ich für die Truppen empfand, die bei ungünstigster Witterung die Anstrengungen eines Winterfeldzuges zu ertragen hatten.

Das Hauptquartier war seit Mitte Februar in Lötzen.

Unser Quartier und die Geschäftszimmer waren eng, ich habe mich aber in ihnen wohlgefühlt. Gern denke ich an jene Zeit in dem freundlichen ostpreußischen Städtchen zurück.

Noch während der Kämpfe war der Ausbau rückwärtiger Stellungen eine unserer vornehmsten Aufgaben. An der ganzen Ostgrenze Preußens entstand ein Stacheldrahtzaun als erster Bestandteil des weiteren Stellungsbaues. Zahlreiche Armierungsbataillone aus nur notdürftig ausgebildeten, nicht feldverwendungs-, aber arbeitsfähigen Männern wurden auf meine Forderung hin aufgestellt. Sie haben vielfach im feindlichen Feuer arbeiten müssen und dies mit Hingebung getan. Das Wort „Schipper" ist eine Ehrenbezeichnung.

Auf Weisung der O.H.L. wurde im Westen die Umwandlung der Divisionen von 12 auf 9 Bataillone durchgeführt. Auch wir taten das gleiche. Das Operieren wurde leichter, das war gewiß von großem Vorteil. Ich wäre aber nach dem Kriege unbedingt für die starke Division eingetreten.

Was jetzt aus unserer schönen und stolzen Armee wird, die militärisch nicht vollwertige Bundesgenossen vier Jahre über Wasser gehalten, selbst der Welt getrotzt und fast die ganze Heimat vor den Schrecken des Krieges bewahrt hat, muß abgewartet werden. Soll eine solche Armee ganz verschwinden? Wird der Deutsche noch einmal Selbstmord begehen? Ich glaube dies nie und nimmermehr. Die 70 bis 80 Millionen Deutschen werden sich zusammenfinden und auf sich selbst besinnen. In Erinnerung an die überwältigenden militärischen Großtaten dieses Krieges werden sie nicht vergessen, was eine festgefügte Armee wert ist.

Der Sommerfeldzug gegen Rußland 1915.

Der im Januar von General v. Conrad beschlossene Angriff hatte keinen Erfolg gehabt. Der Russe schritt in den Karpathen sehr bald zum Gegenangriff. Ohne deutsche Truppen wäre die Lage hier nicht gehalten worden. Die Schwierigkeiten des Kriegsschauplatzes im Winter waren gewaltige. Sie erlegten der Truppe, die Wunderdinge leistete, ungeheure Anstrengungen auf. Der Abgang durch Frostschäden war groß. Przemysl fiel am 19. März.

Während die Angriffe gegen das deutsche Land östlich der Weichsel Anfang April abflauten, setzte der Großfürst seine Angriffe gegen die k. u. k. Armee mit dem ausgesprochenen Ziel fort, über die Berge nach Ungarn hinabzusteigen und damit Österreich-Ungarn zu Boden zu werfen.

Die militärische Lage der Doppelmonarchie wurde bedenklich. Mit dem Eintritt Italiens in den Kampf auf seiten unserer Feinde mußte immer bestimmter gerechnet werden. Österreich-Ungarn sah sich genötigt, seine Truppen an der italienischen Grenze erheblich zu verstärken; auch die serbische Armee schien wiederum mehr Beachtung zu fordern. Die Stimmung bei dem k. u. k. Oberkommando sank immer mehr. Der k. u. k. Verbindungsoffizier schilderte uns die Lage als hochernst. Wir gaben die Äußerungen und unsere Auffassungen an die O.H.L. weiter und sandten auch Verstärkungen in die Karpathen, die noch rechtzeitig kamen, um einer Niederlage vorzubeugen.

Die deutsche O.H.L. faßte nunmehr den Entschluß, die Entscheidung gegen Rußland zu suchen. Der Plan war großzügig, der Gedanke, sich im Westen trotz der dort herrschenden Spannung zu schwächen, zeugte von großer Verantwortungsfreudigkeit.

General v. Mackensen erhielt mit der neu zu bildenden 11. Armee, die im wesentlichen aus Truppen aus dem Westen bestand, die Weisung, Anfang Mai in Westgalizien in die Flanke der in den Karpathen mit großer Todesverachtung angreifenden Russen zu stoßen und sie zu schlagen. Der Oberbefehlshaber Ost wurde beauftragt, an seiner Front zu demonstrieren, um feindliche Kräfte zu binden. Das war nur wirksam, wenn wir selbst zur freien Bewegung gegen den Feind kamen und nur nördlich des Njemen nach Litauen und Kurland hinein ausführbar. General v. Lauenstein trat Ende April mit drei sehr sorgfältig ausgestatteten Kavallerie- und drei Infanterie-Divisionen in drei Kolonnen aus dem preußischen Gebiet nördlich des Njemen den Vormarsch auf Schaulen an. Die Stadt wurde am 30. besetzt. Der Zweck des kühnen Unternehmens war erreicht: Zusehends verstärkte sich der Russe.

Es kam für die Folge um Schaulen und westwärts zu einer Reihe spannungsreicher und aufreibender Kämpfe, die sich über die Monate Mai und Juni hinzogen. Wir mußten uns verstärken. Eine eigene Armee, die „Njemen-Armee" unter General Otto v. Below wurde gebildet.

Schaulen mußte schon im Mai dem Feinde wieder überlassen werden. Wir blieben hart südlich davon. An der Windau von Kurschany abwärts bis in die Höhe von Hasenpot hielt unsere Kavallerie die Flußlinie.

Am 7. Mai wurde Libau durch einen Handstreich genommen. Ernstlich verteidigt wurde es nicht. Die schwache Besatzung ergab sich. Die Einnahme war keine weltgeschichtliche Waffentat, aber ein glückliches Unternehmen ohne Verluste und daher besonders wertvoll.

General v. Mackensen hatte in den Morgenstunden des 2. Mai die russische Front am mittleren Dunajek in einem wohlvorbereiteten und von den Truppen glänzend ausgeführten Angriff durchbrochen. In den nächsten Tagen wurden weitere Stellungen genommen. Darauf ging der Russe aus Ungarn über den Karpathenkamm nach Norden zurück. Die k. u. k. Armee war nunmehr entscheidend entlastet. Es war Zeit, denn Italien trat in diesen Tagen in den Krieg. Es bildete einen ungeheuren Kräftezuwachs für die Entente.

General v. Mackensen drang unaufhaltsam gegen den San auf Jaroslau vor und erstürmte den Brückenkopf am 15. Mai. Die k. u. k. Nachbararmeen hingen sich zu beiden Seiten den vorwärtsdrängenden deutschen Truppen an, auch die deutsche Südarmee griff an und gewann Gelände. Przemysl wurde Anfang Juni den Russen wieder entrissen.

Die ungünstigen rückwärtigen Verbindungen geboten dem Vormarsch am San zunächst einen Halt. Die Schwierigkeiten waren Anfang Juni behoben. Der Angriff wurde nunmehr fortgesetzt. Immer lasteten die Hauptkampfaufgaben auf deutschen Truppen. Am 22. Juni wurde Lemberg wiedererobert, bald darauf Rawa Ruska erstürmt und der Russe zum weiteren Rückzug gegen den Bug gezwungen. Er ging nunmehr auch weichselabwärts weiter in Richtung Lublin—Iwangorod zurück.

Wir hatten in Lötzen naturgemäß in höchster Spannung den Ereignissen in Galizien zugesehen und uns dauernd ein Bild gemacht, wie wir die Operationen gegen Rußland weiterhin tatkräftig unterstützen könnten. Unsere Kräfte

waren zunächst verausgabt. Der Russe schwächte sich indes vor unserer Front und zog Truppen für Galizien ab. Auch wir hatten bereits viel herausgezogen und nach und nach für die Operationen im Südosten abgegeben. Bei der ungeheuer langen Front war das Herausnehmen der Truppen jedoch schließlich begrenzt. Die Stellungen mußten zum mindesten so besetzt werden, daß die Ablösung des einzelnen Mannes ermöglicht blieb. Erst als uns die O.H.L. im Juni einige neugebildete Landsturm-Regimenter zuwies, konnten wir daran denken, Divisionen für eigene Angriffshandlungen bereitzustellen.

Das frontale Zurückdrängen der Russen in Galizien brachte keine Kriegsentscheidung. Es mußte geprüft werden, ob nicht andere Operationen bessere Aussichten böten. Am verheißungsvollsten erschien es uns, zunächst die Festung Kowno, den Eckpfeiler der russischen Njemen-Verteidigung, zu nehmen. Dadurch war der Weg auf Wilna und in den Rücken des russischen Heeres frei. Dieses mußte einen gewaltigen Sprung nach rückwärts tun. Es war zu hoffen, diesen Sprung derart von Norden über Wilna in der Flanke zu fassen, daß der Sommerfeldzug 1915 mit einer entscheidenden Einbuße des russischen Heeres enden würde.

Die Vorarbeiten für diese Operationen sollten beginnen, als Seine Majestät den Generalfeldmarschall und mich für den 1. Juli nach Posen beschied. Der Kaiser bestimmte hier auf Vorschlag des Chefs des Generalstabes nach Anhörung des Vortrages des Generalfeldmarschalls die Fortführung der Offensive in Polen, insonderheit daß die 12. Armee den vor ihr befindlichen Feind zu durchbrechen und gegen den Narew vorzudringen habe, während die deutschen Truppen am polnischen Weichselbogen gegen die Weichsel vorgehen sollten. Die verbündeten Armeen würden im übrigen den Vormarsch zwischen Bug und Weichsel fortsetzen. Ich mußte meine Gedanken vorläufig zurückstellen.

Den Weisungen der O.H.L. entsprechend, wurde nun der Narewübergang in umfassendster Weise vorbereitet und nicht nur die 12., sondern auch der rechte Flügel der 8. Armee — General v. Scholtz — hierzu derart bereitgestellt, daß die 12. Armee zwischen Weichsel und Schkwa mit dem Schwerpunkt auf Pultusk—Roshan vorzudringen, die 8. Armee zwischen Schkwa- und Pissamündung den Fluß zu erreichen habe. Der Angriff begann am 13. Juli. Dank den sehr sorgsamen Anordnungen der Armee-Oberkommandos und dem vortrefflichen Angriffsgeist der Truppen hatte er vollen Erfolg. Die Divisionen des Generals v. Gallwitz gewannen im feindlichen Stellungssystem weit nach vorn Gelände und drangen unaufhaltsam vor. Pultusk und Roshan wurden am 23. Juli, Ostrolenka am 4. August erstürmt und damit der Narewübergang auf breiter Front erzwungen. Auch die 8. Armee hatte nach heftigen Kämpfen den Narew erreicht, aber nur mit schwachen Kräften auf dem Südufer Fuß gefaßt. Der Russe leistete überall hartnäckigen Widerstand und hatte die schwersten Verluste.

In dem polnischen Weichselbogen waren auch die 9. Armee und die Armeeabteilung des Generals v. Woyrsch angetreten. Letzterer hatte die Russen an der Ilshanka und bei Radom geschlagen, am 19. Juli diesen Ort besetzt und den Feind zum Rückzug hinter die Weichsel veranlaßt. Daraufhin ging er am 21. auch nördlich der Pilitza hinter die Weichsel und in eine Außenstellung von Warschau zurück. Jetzt schritt die nur noch schwache 9. Armee zum Angriff auf diese Stellung. Sie sollte auch Nowo Georgiewsk von Süden her abschließen.

Zwischen oberem Bug und Weichsel gewannen die verbündeten Armeen in steten frontalen Angriffen Gelände nach Norden.

Fernab von dem großen Kampffelde in Polen hatte die Njemen-Armee Mitte Juli ebenfalls den Angriff begonnen und war weit in östlicher Richtung vorgedrungen.

Ich vertrat nunmehr die Ansicht, daß es Zeit sei, die von mir gewünschte Operation am unteren Njemen auf Kowno und von da in den Rücken der Russen mit starken Kräften auszuführen. Die Truppen konnten der Armeeabteilung Woyrsch, der 9., 12. und 8. Armee entnommen werden. Schon war es spät geworden, die Wegnahme von Kowno erforderte Zeit, und der russische Rückzug in Galizien war bereits weit gediehen. Es erschien aber noch möglich, Großes, jedenfalls Größeres zu erreichen als bei der im Gange befindlichen Operation.

Die O.H.L. behielt indes ihren bisherigen Standpunkt bei. Es blieb daher bei einer Operation über Weichsel und Narew.

Die 9., 12. und 8. Armee blieben in ihrer von der O.H.L. festgelegten Stärke in der früheren Vormarschrichtung. Die Wegnahme von Nowo Georgiewsk wurde eingeleitet. Zugleich beschlossen wir, Kowno anzugreifen und die Njemen-Armee in ihrem Angriffe zu belassen; beides so gut es ging.

Die Bewegungen der verbündeten Armeen in Polen östlich der Weichsel führten, wie ich erwartet hatte, zu einem frontalen Nachdringen mit ununterbrochenen Kämpfen. Auch hier wurden immer wieder vergeblich Versuche gemacht, zu einer Umfassung der russischen Armee zu kommen. Sie wurde zwar in Bewegung erhalten, aber entkam. Sie machte häufig mit starken Kräften erbitterte Gegenangriffe und fand in den vielen versumpften Fluß- und Bachabschnitten immer wieder Gelegenheit, sich zu ordnen und erfolgreich längeren Widerstand zu leisten. Die Anstrengungen unserer Truppen waren allein durch die ununterbrochene Bewegung während vieler Wochen auf schlechten Wegen und bei meistens ungünstiger Witterung außerordentlich groß. Bekleidung und Schuhzeug rissen ab. Die Verpflegung wurde schwierig, Unterkunft gab es kaum, da der Russe systematisch Verpflegungsmittel und Ortschaften zerstörte oder verbrannte. Er trieb das Vieh mit sich fort, um es dann an der Landstraße verenden zu lassen. Die mitgeschleppte Bevölkerung wurde in die Sümpfe neben der Straße gejagt, wenn sie die Wege sperrte. Viele Szenen der russischen Kriegführung prägten sich dem Gedächtnis ein.

Die Nachschubverhältnisse wurden von Tag zu Tag ungünstiger. So verlangsamten sich die Kampfhandlungen und ermatteten. Ein hoher russischer Offizier sagte mir später nach dem Friedensschlusse mit Rußland, er habe nicht verstanden, daß wir nicht schärfer gedrängt hätten, die russische Armee würde sich aufgelöst haben. Führung und Truppen haben alles getan, um dies Ziel zu erreichen, aber wenn in voller Mannszucht bei bestem Willen und höchster Energie des einzelnen Mannes die Kräfte nachlassen, hilft auch der Führerwille nichts.

In der Ausführung der von der O.H.L. gegebenen Weisungen nahmen die Bewegungen ihren Fortgang. Cholm und Lublin fielen noch Ende Juli in unsere Hand.

Im Weichselbogen besetzte die 9. Armee am 5. August die Hauptstadt Polens. Die Armee schied jetzt aus unserem Befehlsbereiche aus und trat unmittelbar unter die O.H.L. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern erhielt zugleich den Befehl über die Armeeabteilung Woyrsch. Für mich erwuchs aus dieser neuen Befehlsgliederung keine Vereinfachung, um so mehr, als uns die Etappe der 9. Armee unterstellt blieb.

Die Einnahme von Warschau erfüllte uns mit besonderer Genugtuung. Hatten wir doch im Herbste 1914 schwer darum gerungen. Durch jene Feldzüge war aber die Grundlage zu den jetzigen Erfolgen gelegt, für die die Besetzung Warschaus das äußere Wahrzeichen bildete.

In den folgenden Tagen ging die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern zwischen Iwangorod und Warschau auf breiter Front mit allen ihren Teilen über die Weichsel. Der Russe wich aus. Während der Generalfeldmarschall v. Mackensen Brest-Litowsk zustrebte, wurde die Heeresgruppe Prinz Leopold gegen den Bug unterhalb der Festung vorgeführt.

Die 12. Armee erhielt nach vollzogenem Narewübergang die ausgesprochene Marschrichtung nach Osten, mit ihrem rechten Flügel bugaufwärts. Sie trat mit dem linken in enge Berührung mit der 8. Armee, die auf Lomsha vorging.

Inzwischen war die Einschließung von Nowo Georgiewsk auf allen Seiten beendet. General v. Beseler war vom Generalfeldmarschall mit der Einnahme der Festung betraut worden. Sie berührte die Fortsetzung der Operation nicht unmittelbar. Sie bildete eine Handlung für sich im Rücken der nach Osten vordrängenden Armeen. Die 80 000 Mann Kriegsbesatzung der Festung konnten sich nicht lange behaupten.

Am 9. August war die Einschließung beendet. Mitte August konnten schwerste Batterien das Feuer eröffnen. Die Nordostwerke waren bald niedergekämpft. Nun erfolgte der Angriff auf der ganzen Front nördlich der Weichsel. Unsere Truppen, im wesentlichen nur Landsturm und Landwehr, faßten fest zu und erstürmten die Werke. Die Festung fiel am 19. August.

Die Weisungen für die Wegnahme von Nowo Georgiewsk, die einheitliche Leitung der 8. und 10. Armee, der Angriff auf Kowno, die Verhältnisse in Litauen und Kurland stellten weiterhin hohe Anforderungen an meinen Stab und mich. Auch wenn wir die Operationen während des Sommerfeldzuges 1915 nicht in der Selbständigkeit leiteten wie die bisherigen Feldzüge, sondern in ihren Grundzügen den Weisungen der O.H.L. folgten, so blieb mir doch eine außerordentliche Arbeitsfülle und die Notwendigkeit, neben einer erheblichen Zahl kleiner auch große Entschließungen herbei- und durchzuführen.

Der Vormarsch nach Osten dauerte inzwischen an. Die Sperrfeste Lomsha war schon am 9. August von der 8. Armee genommen worden. Ossowjetz wurde von ihr am 22. besetzt. Bugaufwärts drang die 12. Armee über Bjalystok, den Sitz der ehemaligen Verwaltung in Neuostpreußen um die Wende des 18. Jahrhunderts, vor. Südlich davon marschierten die beiden Heeresgruppen Prinz Leopold von Bayern und v. Mackensen, erstere nach Durchquerung der Bjalowieser Heide, letztere nach Besetzung von Brest-Litowsk am 25./26. August auf Baranowitschi und Pinsk weiter.

Vorübergehend schien es, als ob die O.H.L. den Vormarsch nach Osten einstellen wollte. Sie führte starke Teile der Armee v. Mackensen, später auch der 12. und 8. Armee, nach dem Westen und Südungarn. Sie ließ aber den einmal durch die inzwischen erfolgte Wegnahme von Kowno und unser Vordringen in Litauen und Kurland begonnenen Operationen freien Lauf.

Die Erstürmung von Kowno war eine unerschrockene Tat. Um sie zu ermöglichen, mußte die 10. Armee in der Mitte und auf dem rechten Flügel ihrer so überaus weiten Stellung noch immer mehr und mehr verdünnt werden; nur so konnten wir westlich Kowno Truppen von einer gewissen Stärke zusammenziehen. General Litzmann sollte den Angriff durchführen.

Erschwerend für den Angriff war der Mangel an schwerstem Steilfeuer. Wir hatten im wesentlichen nur einige Batterien, die auf Schienen in Stellung gebracht werden konnten und nur geringe Schußweiten hatten. Wir ließen uns indes durch keine Schwierigkeiten abhalten und bauten die Bahnen. Daß der Angriff nur zwischen der Eisenbahn Wirballen—Kowno und dem Njemen geführt werden konnte, ergab sich aus der ganzen Lage.

Anfang August waren die Eisenbahnen fertig. Nun fehlte es an Munition für die schweren Feldhaubitzen. Ich gab meine Reserven aus, und der Angriff konnte beginnen. Mit geringeren Mitteln ist noch keine Festung angegriffen worden, aber die Truppe, die es tun sollte, war von dem frischen Geist ihrer Führer beseelt.

Am 8. begann der Artilleriekampf und hielt in den nächsten Tagen an. Eine Reihe starker Stellungen mußte sturmreif gemacht und genommen werden. Die Kraft der Angriffstruppen schien zu erlahmen. Zum Glück erwies sich der Russe gegen das Feuer der schwersten Artillerie wenig widerstandsfähig. Dadurch gelang es dem frischen Zugreifen einer Kompagnie, der sich die anderen Truppen anschlossen, am 16. in die westliche Fortlinie einzubrechen. Am 17. setzte General Litzmann über den Njemen und nahm die Stadt und die Ostforts. Die Beute war geringer als bei der Einnahme von Nowo Georgiewsk. Es war kein Angriff auf eine eingeschlossene Festung, ihr Rücken war blieb offen. Die Stadt war bis auf die Fabrikanlagen erhalten. Diese waren niedergebrannt, die Bevölkerung geflohen. Ich sah hier, in welch schwierige Lage die Truppen kamen, wenn sie sich ohne Mitwirkung der Bewohner unterbringen mußten.

Die 10. Armee erzwang jetzt weiter südlich unter heftigen Kämpfen den Njemenübergang. Ende August hatte sie den Fluß überschritten und ging langsam gegen die Bahn Grodno—Wilna vor. Grodno gab der Russe überraschend schnell auf, es wurde am 2. September von der 8. Armee besetzt.

Die Njemen-Armee hatte bis Mitte Juli die Linie der Dubissa bis südwestlich Schaulen, die Wenta und Windau bis in Höhe von Hasenpot und hinüber bis zur Küste gehalten. General v. Below war befohlen worden, den bei Schaulen stehenden starken Feind umfassend anzugreifen und, unter Sicherung seines linken Flügels gegen Riga, nördlich des Njemen nach Osten Gelände zu gewinnen.

Die rückwärtigen Verbindungen der Njemen-Armee waren schwierig. Die Vollbahnen hörten bei Laugzargen, nordöstlich Tilsit und bei Memel, auf. Libau konnte als Versorgungshafen nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Die russische Flotte und englische Unterseeboote beherrschten damals noch den östlichen Teil der Ostsee.

Am 14. Juli hatte General v. Below die Operationen begonnen. In ununterbrochenen Kämpfen, die sich bis zum 23. Juli ausdehnten und unter dem Namen „Schlacht bei Schaulen“ zusammengefaßt sind, war die 5. russische Armee über Schaulen hinaus auf Ponjewjesh zurückgeworfen worden. Sie vermochte mit Teilen zu entkommen, da es der in ihren Rücken gelangten deutschen

Kavallerie an Feuerkraft fehlte. Ponjewjesh wurde von uns am 29. Juli besetzt. Auf dem linken Flügel streifte die Kavallerie bis an den Rigaischen Meerbusen und schloß sich dem Vorgehen der Infanterie auf Mitau an, das am 1. August besetzt wurde. Südlich Riga behielt der Russe einen großen Brückenkopf, der für uns lange ein Gefahrsmoment bleiben sollte, dagegen wurde in den ersten Septembertagen die Düna zwischen Üxküll und Friedrichstadt erreicht und der hier stehende Feind auf das jenseitige Ufer geworfen.

In der zweiten Augusthälfte konnte dem Gedanken, östlich des Njemen das aus Polen zurückweichende russische Heer in der Flanke zu treffen, Gestalt gegeben werden. Der Stoß war von der 10. Armee in der Richtung Kowno—Wilna—Minsk zu führen. Die Njemen-Armee und starke Reitergeschwader sollten durch Vorgehen auf Dünaburg und gegen die Linie Polotzk—Minsk den Flankenschutz übernehmen. Bei dem sehr weit nach Osten fortgeschrittenen Rückzug der Russen durfte die Operation keinen Tag länger als nötig hinausgeschoben werden. Die Vorbereitungen kosteten aber Zeit, die Wege waren schlecht, die Truppen nicht mehr frisch. Die 10. Armee wurde zudem von Wilna her heftig angegriffen. Es waren wieder spannungsvolle Tage.

Am 9. September begann endlich der Vormarsch. Die Njemen-Armee kam gegen Jakobstadt—Dünaburg gut vorwärts. Vor beiden Städten leistete der Gegner aber in Brückenköpfen erbitterten Widerstand. Zwischen Dünaburg und der Wilija hatten die Kavalleriedivisionen freie Bahn und drangen mit frischem Reitergeist weit nach Osten vor. Die 10. Armee schob unter ganz außerordentlichen Anstrengungen auf schlechten Wegen und in schlechtem Wetter ihren linken Flügel die Wilija aufwärts auf Wileika vor, während ihr Angriff in der Front langsam vorschritt. Dem doppelten Druck hielt der Russe nicht stand und wich nun auf der ganzen Front langsam kämpfend zurück. Er hatte aber doch die ihm drohende Gefahr erkannt. Östlich Dünaburg verstärkte er sich, führte von Lida und Slonim her eine große Rückwärtsschwenkung aus, durch welche die deutsche Umfassung östlich Wilna zum Stehen kam, und ging selbst über die Wilija zum Gegenstoß über.

Es wurde uns klar, daß die Operation abgebrochen werden mußte. Wir nahmen den weit vorgeschobenen Flügel der 10. Armee zurück. Gegen die neue Front brandete die russische Flut, dann glättete sich allmählich die See.

Der Sommerfeldzug gegen Rußland war beendet. Der Russe war zwar nicht geschlagen, aber frontal zurückgedrängt worden. Wir hatten trotzdem einen neuen, großen Schritt vorwärts getan. Der starkwillige Großfürst trat ab. Der Zar stellte sich an die Spitze des Heeres.

Allerorts hatten unsere Truppen und Führer ihre Schuldigkeit getan, und in dem deutschen Soldaten festigte sich mit Recht das Gefühl unbedingter Überlegenheit über den Russen. Die Zahl verlor ihren Schrecken.

Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost in Kowno Oktober 1915 bis Juli 1916.

Die Zeit der Ruhe.

Das Jahr 1915 schloß mit einem Plus für uns ab. Für das kommende Jahr verstärkten wir uns, holten aber lange nicht alles Mögliche und Erforderliche aus der Heimat heraus. Auch die Rüstungen unserer Feinde nahmen

ihren Fortgang. Sie wurden dabei von den Vereinigten Staaten weitgehend unterstützt. Gewaltige Kämpfe mußten im Jahre 1916 entbrennen.

In dem großen Rahmen weltgeschichtlicher Ereignisse treten die Begebenheiten in dem Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost in den Hintergrund, nachdem sie seit November 1914 einen wesentlichen Teil, oft den entscheidenden, des ganzen Krieges gebildet hatten. Wir hatten nun mehr stille Arbeit zu leisten.

Die Verhältnisse, in denen sich die Ostarmeen bei Abschluß der großen Operation befanden, waren nach jeder Richtung hin unfertige, ebenso bedurften die Zustände des Landes, das wir im Laufe der Ereignisse besetzt hatten, der Regelung.

Um im Lande und den Armeen näher zu sein, gingen wir Ende Oktober nach Kowno.

Kowno ist der Typ einer russischen Stadt mit niedrigen, unansehnlichen Holzhäusern und verhältnismäßig breiten Straßen. Von den Höhen, die die Stadt eng umschließen, hat man einen interessanten Blick auf die Stadt und den Zusammenfluß des Njemen mit der Wilija. Jenseits des Njemen liegt der Turm eines alten deutschen Ordensschlosses als ein Zeichen deutscher Kulturarbeit im Osten und nicht weit von ihm ein Markstein französischer Weltherrscherpläne, jene Höhe, von der Napoleon 1812 den Übergang der großen Armee über den Strom beobachtete.

Gewaltige geschichtliche Eindrücke stürmten auf mich ein:

Ich beschloß, die Kulturarbeit, die die Deutschen während vieler Jahrhunderte in jenen Ländern getan hatten, in dem besetzten Gebiet aufzunehmen. Aus sich heraus schafft die buntgemischte Bevölkerung keine Kultur, auf sich allein angewiesen, verfällt sie dem Polentum.

Ich war stolz darauf, daß wir vor über hundert Jahren nach Zeiten echt deutscher Schwäche und bitterster Not fremdes Joch abgeschüttelt hatten. Jetzt stand dasselbe Deutschland dem überlegenen Feinde siegreich gegenüber und hatte glänzende Erfolge davongetragen. Ich hoffte auf den Sieg. Anders konnte es nicht kommen. Das deutsche Volk hatte schon zu Schweres erlebt, um noch einmal sich so furchtbarem Geschick auszusetzen. Die Männer, die Deutschland führten, brauchten nur seine Kräfte zu entfalten und das heilige Feuer zu schüren, das in aller Deutschen Herzen — so meinte ich damals — lebte. Eine glückliche Zukunft gesicherter Wohlfahrt schien sich für das Vaterland aufzutun.

Durch die Umsiedlung von Lötzen nach Kowno wurde die Arbeit naturgemäß nicht einen Tag unterbrochen. Die erforderlichen Fernsprechleitungen waren rechtzeitig in die Geschäftszimmer gelegt und die notwendigste Ausstattung mit Möbeln ergänzt.

In der Stadt besuchte ich häufiger den evangelischen Gottesdienst in der orthodoxen Kirche, einem machtvollen Bau russischer Herrschaft. Ich hörte dort als Kirchenlied die schöne, alte Weise:

Ich hab' mich ergeben
mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb' und Leben,
mein deutsches Vaterland.

Ich war tief ergriffen. Dieses Lied sollte fest in jedes Deutschen Herz eingegraben sein.

Die erste Arbeit galt der Festigung der Front und dem Streben, den Armeen das Leben erträglicher zu machen.

Es war eine ganze Reihe weitgehender Truppenverschiebungen nötig. Da, wo die Schwerpunkte der großen Angriffsbewegungen gewesen waren, standen die Truppen zu dicht, an anderen Stellen zu locker. Hier mußte ausgeglichen werden. Kavallerie-Divisionen waren durch Infanterie-Divisionen zu ersetzen. Es dauerte geraume Zeit, bis die Verschiebungen beendet waren und die Truppen wenigstens dorthin kamen, wo sie bis auf weiteres bleiben sollten. Von wirklicher Ruhe war aber vorläufig keine Rede. Die Stellungen mußten ausgebaut werden. Die einzelne Truppe hatte dabei weite Räume zu halten. Beides beanspruchte die Kraft der Soldaten. Die auszubauende Stellung wurde im allgemeinen da gewählt, wo der Angriff erstarrt war. Nicht zu haltende Punkte sollten aufgegeben werden. Führung und Truppen entschließen sich nur schwer dazu.

Der Stellungs- und Unterkunftsbau sowie das ganze Leben an der Front litten unter der schlechten Eisenbahnlage. Der Russe hatte überall die Bahnen gründlich zerstört. Die Brücken über den Njemen und die anderen größeren Flüsse waren durchweg gesprengt, die Bahnhöfe verbrannt, die Wasserversorgungsanlagen vernichtet, die Telegraphenleitungen umgelegt. Der Bahnkörper war zum Teil aufgerissen, die Schwellen und Schienen waren entfernt. Die Militär-Eisenbahnbehörden mit ihren Bau- und Betriebstruppen, unterstützt von Telegraphentruppen, hatten eine ungeheure Arbeit zu leisten.

Es wurde spät nach Weihnachten, bis der Betrieb auf allen Bahnen gesichert und einigermaßen regelmäßig war, so daß nun auch die ersehnten Urlauberzüge eingelegt werden konnten. Nur allmählich festigte sich die Eisenbahnlage im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost. Die großen Neubauten: die Bahnen Tauroggen—Radsiwilischki und Schaulen—Mitau wurden im Mai und August 1916 beendet, die Bahn Swenzjany—Richtung Narotsch-See erst später.

Die erstgenannten beiden Bahnen haben das Land auch in kultureller Beziehung erschlossen. Es steht dadurch in unserer Schuld.

Im Anschluß an dieses Bahnnetz entstand hinter der Front ein Netz von Feld- und Förderbahnen für die unmittelbare Versorgung der Truppen. Die Landstraßen und die Wege im Truppenbereich behielten ihre hohe Bedeutung. Die großen Chausseen von Grodno nach Lida, von Kowno nach Dünaburg und von Tauroggen nach Mitau kamen in vortrefflichen Zustand. An den übrigen Wegen geschah das, was möglich war. Zur Zeit der Schneeschmelze verwandelten sie sich teilweise in einen wüsten Brei, in dem fallende Pferde ertranken.

Mit dem Fortgang der Arbeiten an den Eisenbahnen und Wegen schritt der Stellungsausbau vor. Holz schnitt sich die Truppe, Stacheldraht verfertigten wir teilweise selbst. Besonders schwierig waren die Grundwasserverhältnisse für den Bau des ganzen Grabensystems. Die Geologen haben hier der Truppe gute Dienste geleistet.

Ich habe mich um diese Fragen naturgemäß nur in großen Zügen bekümmert und brauchte nur anregend und ausgleichend zu wirken.

Mir lag besonders die Unterbringung und die Verpflegung von Mann und Pferd am Herzen.

Die Unterkunftsverhältnisse waren an und für sich nicht ungünstig. Der Krieg war über das Gelände, in dem wir zum Schluß standen, verhältnis-

mäßig schnell hinweggegangen und hatte deshalb nicht zu vernichtend gewirkt. Auch hatte der Russe nicht alles verbrannt, wie weiter südlich in Polen. Es blieb aber doch, namentlich in der Nähe der Stellungen, für den Unterkunftsbau sehr viel zu tun übrig. Die Unterstände, die auch nur langsam fertig wurden, richtete die Truppe, soweit dies ging, wohnlich ein. Womit aber Offizier und Mann zufrieden sein mußten und auch zufrieden waren, das wissen nur diejenigen, die es draußen im Felde erlebt haben.

Baracken für Mann und Pferd mußten weiter rückwärts gebaut werden. Die Truppe erlangte darin eine große Gewandtheit. Der Kunstsinn entfaltete sich in einer gewissen Birken-Ornamentik.

Die Verpflegung des Mannes gestaltete sich im großen und ganzen vorschriftsmäßig. Bei einigen Truppen wurde sie manchmal knapp, besonders in der Kartoffelversorgung. Die Futterbelieferung für die Pferde war nicht genügend. Hafer fehlte, Rauhfutter war zu sperrig, um es in genügenden Mengen heranzubringen. Viele Pferde starben an Entkräftung. Wir gaben schließlich auch Holzmehl.

Besonderer Vorsorge bedurfte es, ein Verderben der mühsam herangeschafften Verpflegung auf den Bahnhöfen zu verhindern. Dort fehlten naturgemäß alle Schuppen und Zelte. Auch hierfür hatte ich zu sorgen. Überall war der Wille gut, aber die Schwierigkeiten häuften sich nach unten hin und machten manchen mutlos.

Bei der Bewältigung der Weihnachtssendungen war ähnliches zu überwinden.

Dem Gesundheitszustand von Mann und Pferd schenkte ich meine volle Aufmerksamkeit.

Die Verwundetenfürsorge während des Vormarsches war schwierig gewesen, jetzt waren die Bedingungen für sie etwas einfacher geworden. Es blieb aber noch ungemein vieles von den verantwortlichen Stellen zu erledigen. Die wenigen Sanitätsanstalten, die wir in dem besetzten Gebiet vorfanden, kamen kaum in Betracht. Ich drang darauf, daß so viele Verwundete wie möglich in die Heimat abgeschoben würden, aber ich mußte mich sehr lange gedulden. Leichtkranke und Leichtverwundete wurden später im besetzten Gebiet belassen, sie fanden hier neben Erholung auch leichte Arbeit.

Die Pflege und Unterbringung der Pferde war nicht immer einwandfrei. Der Oberbefehlshaber Ost wandte sich oft an die Armee-Oberkommandos, daß den Pferden mehr Aufmerksamkeit und Liebe zu schenken sei.

Der Ersatz der Bekleidung, die Ausrüstung mit Winterbekleidung und wollenen Sachen, die Lieferung von Stollenbeschlag stießen auf sehr starke Reibungen; ich mußte tatkräftig durchgreifen.

Die Schnelligkeit der Brief- und Zeitungssendungen unterzog ich Nachprüfungen. Es lag mir daran, Soldat und Heimat einander so nahe wie möglich zu bringen.

Hinter der Front und in den größeren Städten wurden Soldatenheime, zuweilen auch Offiziersheime eingerichtet. Mir konnte darin so leicht nicht genug geschehen. Die Soldatenheime entsprachen im Osten einem tiefen Bedürfnis. Das beweist ihr reger Besuch. Die Heimat hat mir wirksam geholfen, die Frauen die in Soldatenheime hinausgingen, haben ein gutes Werk getan.

Ich hatte die Freude, daß Bekannte dem Generalfeldmarschall und mir die Ausstattung der Truppen mit Büchereiwagen anboten. Die Versorgung

der Truppen mit geistiger Nahrung war uns eine liebe Aufgabe. Wir gingen daher freudig darauf ein. Die Büchereiwagen haben der Truppe gute Dienste geleistet.

Feldbuchhandlungen entstanden in großem Umfange. Sie führten gleichzeitig Zeitungen aller Parteirichtungen.

Die Armeen schufen eigene Armeezeitungen; der Oberbefehlshaber Ost vermittelte ihnen einen guten Nachrichtendienst.

Die Veranstaltung von Konzerten, Theatern und Lichtbildaufführungen lag in den Händen der Armeen, wir förderten auch dies.

Nach den ungeheuren Anforderungen, die der Oberbefehlshaber Ost an die Truppe hatte stellen müssen, war es uns eine liebe Aufgabe, nun für sie nach Möglichkeit zu sorgen.

Das dienstliche Leben der Truppe kam nicht zu kurz. Die Ausbildung wurde gefördert, so gut es ging, auch wenn Schulen nicht in dem Umfange errichtet wurden, wie es bereits im Westen der Fall war.

Die Njemen-Festungen Grodno und Kowno, auch Libau, wurden verstärkt. Die ehemalige Grenzstellung wurde unterhalten. Sie sollten als Rückhalt dienen. Zu weiteren Maßnahmen genügten die Arbeitskräfte nicht.

Die Aufgaben, die mir unmittelbar aus der Sorge für die Armeen erwuchsen, wurden sehr wesentlich durch Anforderungen von Heer und Heimat an das besetzte Gebiet sowie durch die Pflicht erweitert, für seine Bevölkerung zu sorgen. Ich machte mich gern an diese mir nach vielen Richtungen hin neuen Arbeiten und hatte den festen Entschluß, etwas Ganzes zu schaffen.

Bei dem Fehlen jedes heimischen Verwaltungsapparates und jeder Gerichtsbarkeit im Lande standen wir vor neuen großen Aufgaben. Ich kann hier nur ein kleines Bild von dem Geleisteten geben, tue dies aber gern, denn ebenso wie meinen Mitarbeitern auf rein militärischem Gebiet, schulde ich hier meinen Helfern Dank. Die Arbeit, die wir dort zusammen bis zu meinem Weggang Ende Juli 1916 geleistet haben, war eine große schöne und deutscher Männer würdige Tat. Sie war der Armee und der Heimat sowie dem Lande und seinen Bewohnern selbst zu Nutz und Frommen.

Für die verantwortungsreiche Aufgabe bedurfte ich zahlreicher Mitarbeiter. Sie wurden nicht auf einmal berufen, sondern nach und nach herangezogen, je nachdem sich die Notwendigkeit herausstellte. Es entstand neben meinem militärischen Stabe allmählich unter dem Oberquartiermeister General v. Eisenhart-Rothe ein umfangreicher Verwaltungsstab.

Ich legte Wert darauf, daß der militärische Charakter, wie es allein im Rahmen der Etappeninspektion möglich war, gewahrt und vornehmlich Angehörige des Soldatenstandes ausgewählt wurden, die nicht mehr frontverwendungsfähig waren. Ich nahm aber auch Nichtmilitärs. Es kam mir naturgemäß darauf an, fachtechnisch ausgebildete Persönlichkeiten zu bekommen, denn den Glauben, daß die Mehrzahl der Menschen befähigt ist, jedes Amt zu verwalten, kann ich nicht teilen. Für Landwirtschaft und Forsten, Gericht, Finanzen, Kirche und Schule waren Leute vom Fach unbedingt nötig. Bei der außerordentlichen Beanspruchung des Menschenbestandes durch Heer und Heimat war es namentlich im Anfang schwierig, die nötigen Männer zu erhalten; später, als die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost einen gewissen Ruf bekam, wurde es leichter. Über die sich Meldenden zogen wir bei den vorgesetzten Dienststellen der Heimat eingehende Nachfragen ein. Ich wollte

zuverlässige Menschen in dem fremden Land haben. Einheimische wurden nur in Kurland, aber auch hier mit Zurückhaltung angestellt.

Jeder gab sich gleich mir mit Eifer seiner schweren und mühevollen Arbeit hin. Wir wirkten in uns bis dahin vollständig unbekannten Verhältnissen, dazu in einem durch den Krieg zerrütteten Lande, in dem alle staatlichen und wirtschaftlichen Bande zerrissen waren. Wir sahen uns einer fremden Bevölkerung gegenüber, die aus verschiedenen sich gegenseitig befehdenden Stämmen zusammengesetzt war, uns sprachlich nicht verstand und größtenteils innerlich ablehnte. Der Geist treuer und selbstloser Pflichterfüllung, das Erbteil hundertjähriger preußischer Zucht und deutscher Tradition, beseelte alle.

Das von dem Oberbefehlshaber Ost zu verwaltende Land, so groß etwa wie Ost- und Westpreußen, Posen und Pommern zusammen, wurde in die Verwaltungsbezirke Kurland, Litauen, Suwalki, Wilna, Grodno, Bialystok gegliedert. Mit der fortschreitenden Durchführung der Organisation konnte ihre Zahl durch Zusammenlegung auf drei verringert werden: Kurland, Litauen, Bialystok-Grodno.

Die Verwaltungschefs waren den Etappeninspekteuren und dem Oberbefehlshaber Ost für die Verwaltung des Landes nach jeder Richtung hin verantwortlich. Sie hatten unter sich eine Behörde, die meinem Wirtschaftsstabe entsprach.

Die Verwaltungsbezirke waren in Kreise geteilt, häufig von der Größe eines Etappengebiets im Westen. Bei dem Kreishauptmann lag der Schwerpunkt der Verwaltung in verwaltungstechnischer und wirtschaftlicher Beziehung, ihm gleich war der Stadthauptmann der größeren Städte.

Unter den Kreishauptleuten betätigten sich Bürgermeister und Amtsvorstände für die kleineren Städte und das flache Land. Die Amtsvorstände verkehrten wiederum mit den Ortsvorständen. Für die landwirtschaftliche Ausnutzung des Landes waren den Kreishauptleuten besondere Wirtschaftsoffiziere angegliedert, denen die Überwachung der Bebauung des Landes, die Bewirtschaftung der Güter sowie die Sorge für Produktionssteigerung und die Verwertung der Ernte oblagen. Andere Organe dienten den Kreishauptleuten für das Aufbringen der Kriegsrohstoffe aller Art.

Die Einheitlichkeit der Verwaltung, wie ich sie eben skizzierte, wurde in den verschiedenen Bezirken erst nach und nach auf Grund einer am 7. Juni 1916 erlassenen Verwaltungsordnung durchgeführt.

Die Kreishauptleute verfügten als Polizeiorgane über Gendarmerie. Sie war in den Verwaltungsbezirken zu besonderen Gendarmerieabteilungen, im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost zu einem Gendarmeriekorps zusammengefaßt. Das Fehlen von heimischen Polizeiorganen daselbst habe ich besonders schmerzlich bedauert. Deutschland konnte Gendarmen nicht in der erforderlichen Zahl abgeben, ich mußte mir deshalb durch Abkommandierungen von älteren Mannschaften aus der Front helfen. Die ganze Einrichtung blieb ein Notbehelf. Vielleicht haben einzelne Gendarmen bedauerlicherweise zu der späteren Mißstimmung beigetragen. Viele haben aber ihre Treue im Kampf gegen die zahlreichen Banden mit dem Tode bezahlt. Das soll ihnen unvergessen bleiben.

In die Landesverwaltung, der Kreiseinteilung sich anpassend, fügte sich die Justizverwaltung ein. Jeder Kreis bekam sein Kreisgericht für die heimische Bevölkerung; wir mußten es schaffen, da jedes Gericht fehlte. Eine Art

höherer Gerichtsbarkeit entstand in den Bezirksgerichten, vielleicht waren sie unnötig. Als höchste Instanz diente das Obergericht in Kowno.

Die Tätigkeit der Etappengerichte wurde durch diese Landesjustizbehörden in keiner Weise beeinträchtigt. Beide Gerichtsbarkeiten arbeiteten gut mit- und nebeneinander.

Die Forstwirtschaft der verschiedenen Verwaltungsbezirke stand außerhalb der Kreiseinteilung. Je nach den Waldbeständen wurden Forstinspektionen geschaffen, deren bekannteste die Militär-Forstinspektion Bjalowjes geworden ist.

Der so eingerichteten Verwaltung war Leben zu geben, damit sie zu nutzbringender Arbeit befähigt wurde. Es sollte nicht bureaukratisch, sondern nach dem Bedürfnis gearbeitet werden. Gott sei Dank fehlte „der Vorgang", der Totengräber freier Entschlußkraft.

Besondere Aufmerksamkeit schenkten wir den hygienischen Verhältnissen der Bevölkerung. Der Kampf gegen das Fleckfieber, das an vielen Stellen herrschte, wurde erfolgreich durchgeführt. Er kostete uns große Opfer an Ärzten.

Für uns kam es vor allem darauf an, die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erfassen sowie für einen geregelten Betrieb der Landwirtschaft und die Ausnutzung des Grund und Bodens zu sorgen. Wir zogen deutsche Gesellschaften heran, die in dem dünnbevölkerten Lande mit ihren Mitteln die Bestellung fördern sollten. Wir nahmen große Güter in eigene Bewirtschaftung, Motorpflüge und landwirtschaftliche Maschinen aller Art wurden geliefert, Saatgetreide wurde verausgabt. Truppenpferde halfen bei der Bestellung aus. Die Hauptsache aber war, durch richtige Preisbildung neben der Barzahlung auf die ländliche Bevölkerung anregend zu wirken. Die Erträgnisse des Bodens waren im allgemeinen gering und enttäuschten unsere Hoffnungen. Der Antransport der Vorräte zur Bahn machte Schwierigkeiten. Auf schlechten Wegen mit kleinen ein- und zweispännigen Wagen mußten die ländlichen Produkte oft tagelang zur Abgabe dorthin gefahren werden.

Bei der starken Inanspruchnahme des heimischen Pferdebestandes und Viehstapels war die Ausnützung des besetzten Gebietes besonders wichtig. Es mußten Zählungen abgehalten werden. Die Arbeit war schwer, so wurden die Rinder in Kellern versteckt oder in die Waldungen getrieben, aber die Bestandsaufnahme gelang doch nach und nach, trotzdem jeder Kataster fehlte. Die Entnahme von Pferden und Vieh wurde von dem Lande besonders hart empfunden. Sie war notwendig, wollten wir die Heimat nicht noch stärker beanspruchen.

Dem Gemüse- und Obstbau wurde große Beachtung geschenkt; es entstanden Fabriken für Marmelade- und Konservenbereitung. Pilze wurden in großen Mengen gesammelt und getrocknet.

Der Fischfang in den zahlreichen großen Landseen wurde verpachtet, von Libau aus der Seefischfang organisiert.

Alles, was irgendwie für die Ernährung auszunutzen war, wurde gewonnen.

Die Notlage der städtischen Bevölkerung war groß, wir mußten sie im Winter 1915/16 durch Lieferungen aus den militärischen Proviantämtern mildern. Später besserten sich die Verhältnisse erheblich.

Zur Unterstützung des Landes ließen wir die Tätigkeit von auswärtigen Unterstützungskomitees der im besetzten Gebiete vorhandenen Nationalitäten

zu; ich forderte nur, daß sie nicht einseitig bei der Hilfsleistung an ihren Volksteil stehen blieben, sondern andere gleichfalls bedachten.

Das Aufbringen der Rohstoffe war eine besonders wichtige Aufgabe. Auch hier fand Barzahlung statt. Der Jude als Zwischenhändler war dabei unentbehrlich. Wir führten viele Häute und Felle, Kupfer und Messing, Lumpen und Schrott (Alteisen) der heimischen Kriegswirtschaft zu und entlasteten sie auch durch Inbetriebnahme von Fabriken in Libau, Kowno und Bjalystok.

Die reichen Waldbestände regten besonders zur Ausnutzung an, jeder Raubbau aber war untersagt. Der Holzverbrauch für den Stellungsbau und für Eisenbahnschwellen war ganz außerordentlich groß. Ein Sägewerk nach dem anderen entstand, und während sich unsere Armeen allmählich selbst versorgten, konnten wir Holz nach dem Westen und nach Serbien liefern. Zellulose für die Pulver- und Papierfabrikation und sonstiges Nutzholz gingen nach Deutschland selbst, auch wurde Holz an die Bevölkerung zum Wiederaufbau der Wohnungen gegeben. Harz, chemische Holzprodukte, Holzkohlen wurden, zum Teil in beträchtlicher Menge, gewonnen.

Die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes war nach allen Richtungen hin sehr gründlich und, soweit möglich, mit der Schonung des Landes und seiner Bewohner verbunden.

Zur Beruhigung der Bevölkerung und zur materiellen Hebung des Landes wurde mit der Einlösung der von den Truppen während der Operationen ausgestellten Requisitionsscheine begonnen; es war eine überaus verwickelte und schwierige Maßnahme. Wir bezahlten von nun an alles bar. Valutasorgen schlossen es aus, daß dies in deutschem Gelde geschah.

Im Einvernehmen mit der Reichsbank und den zuständigen Stellen in Berlin schufen wir ein besonderes Geld des Oberbefehlshabers Ost, das bald gern genommen wurde. Auch deutsche Banken zogen wir ins Land, um ihm neue wirtschaftliche Kraft zuzuführen. Es war keine einfache Aufgabe, die ganze Verwaltung zu finanzieren.

Der Personaletat wurde so knapp wie möglich bemessen. Es tobte ein recht heftiger Kampf zwischen den einzelnen Abteilungen meiner Verwaltung um Stellen und Zulagen für die Untergebenen. Ich mußte ausgleichend wirken und bekam einen gewissen Geschmack von den Leiden und Sorgen unserer staatlichen Finanzverwaltungen. Als wir glücklich den ersten Etat fertig hatten, ging er zum Kriegsministerium nach Berlin und zum Generalquartiermeister, er wurde begutachtet und nach schweren Kämpfen endlich genehmigt.

Unsere Einnahmen gründeten sich auf Zölle, Monopole, Steuern und staatliche Betriebe. Sämtliche Abgabensysteme mußten technisch auf der denkbar einfachsten Grundlage aufgebaut werden. Kompliziertere und damit gerechtere Systeme wären bei dem Mangel an geschultem Personal, dem Fehlen aller Unterlagen aus der Russenzeit und der Ungewohntheit der Bevölkerung, in ihnen sich zurechtzufinden, einfach undurchführbar gewesen. Der Schwerpunkt der Abgaben wurde in Anlehnung an die russischen Verhältnisse auf die Zölle, indirekten Steuern und Monopole gelegt.

Die Bevölkerung war im allgemeinen mit den Steuern zufrieden. Der Steuerdruck war auch nicht hart. Die Gesamtabgaben einschließlich der kommunalen Lasten betrugen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich nur 19,50 M. gegen 32,75 M. in der Zeit vor dem Kriege. Die Einnahmen genügten, um

das Land ohne Reichszuschüsse zu verwalten. Eine großzügige aber in den Einzelteilen doch ungemein feine Arbeit war geleistet worden.

Die Gerichtsverfassung entsprach der Haager Landkriegsordnung. Diese verlangte, daß die Bewohner privatrechtlich nach ihren Landesgesetzen abzuurteilen sind. Es mußte daher erst festgestellt werden, welche Gesetze überhaupt galten. Das war bei den verworrenen russischen Verhältnissen, die auch auf diesem Gebiete vor dem Kriege geherrscht haben, nicht leicht. Nachdem die Gesetze gefunden waren, mußten sie ins Deutsche übersetzt werden, damit die deutschen Richter danach Recht sprechen konnten. Ich glaube, kein anderes Volk als das deutsche wird solche Umstände mit im Kriege genommenen Gebieten machen. Trotzdem hat es die feindliche Propaganda verstanden, uns als Hunnen in der ganzen Welt derart zu verschreien, daß wir nicht dagegen aufkommen können. Der deutsche Richter hat hier in armen, verlausten litauischen Städtchen nach fremden Gesetzen mit gleicher Sachlichkeit und gleichem Ernst Recht gesprochen wie in Berlin nach den eigenen Gesetzen. Wer macht uns dies nach?

Weitere Wohltaten sollten der Bevölkerung durch Richtlinien für die Schule gegeben werden. Sie ließen jedes Bekenntnis und jeden Stamm zu seinem Rechte kommen. Hier, wie überall, sollte alles ausgeschlossen werden, was als Nadelstichpolitik wirken konnte. Für die Schule fehlte es an Lehrern. Landsturmleute aus dem Lehrerstande halfen aus. Daß diese nur deutsch mit den sich freiwillig einfindenden Kindern sprachen, ist uns später verübelt worden. Die Lehrer kannten leider keine andere Sprache. Litauisch und polnisch sprechende Lehrkräfte standen nur in ganz geringer Zahl zur Verfügung. Auch der Schulbücherfrage wurde Aufmerksamkeit geschenkt; wie durch Lehrmittel ein nationales Empfinden großgezogen werden kann, das zeigten mir verschiedene polnische Lesebücher. Da waren Danzig, Gnesen, Posen, Wilna polnische Städte. Diese Tatsache machte auf mich einen gleich tiefen Eindruck wie die Folgerichtigkeit, mit der Frankreich seine Jugend in ähnlicher Weise in dem Revanche-Gedanken erzog. Polen und Franzosen haben damit ein starkes Nationalgefühl in sich wach gehalten, das ihnen jetzt zugute kommt. Wir haben eine solche Schulpolitik nicht getrieben und leiden darunter, daß unsere Jugend nicht zum starken nationalen Denken angehalten ist. Ein solches Empfinden ist notwendig, wenn ein Land Krisen überwinden will, wie wir sie seit 1914 und namentlich jetzt erleben. Diese Ansicht wird von allen denen verworfen werden, die an erste Stelle das Menschheitsideal setzen. Das ist von ihrem Standpunkt aus begreiflich. Die Gewalt der Tatsachen aber spricht gegen sie. Wir haben ein starkes Nationalgefühl jetzt bitter nötig und müssen es der Jugend anerziehen, denn sie ist berufen, an unserem Wiederaufbau entscheidend mitzuarbeiten.

Die Bekenntnisse wurden in ihrer Ausübung durch nichts beschränkt. Die evangelische Geistlichkeit in Kurland stand ganz auf unserer Seite. Mit der litauischen katholischen Geistlichkeit kamen wir bald auf leidlichen Fuß. Dagegen war uns die polnisch-katholische feindlich gesinnt. In dieser Haltung der Geistlichkeit spiegelte sich in gewisser Weise auch die Stimmung der Bevölkerung gegen uns wieder. Die polnische Geistlichkeit war zudem die Trägerin der nationalen polnischen Propaganda.

Die Polen gingen auf dem Gebiete der Schule auch sehr bald handelnd vor, sie wollten ihre Universität in Wilna haben; ich lehnte es ab.

Während ich die Verwaltung führte, verhielten wir uns den verschiedenen Stämmen gegenüber im wesentlichen neutral. In der Gleichstellung der Litauer mit den Polen lag für diese nach ihrer Ansicht allerdings etwas Polenfeindliches. Ich wußte wohl, daß man sich mit nur neutraler Politik niemand zum Freunde macht. Mit Absicht trieb ich keinerlei völkische Politik, da diese nur nach Klärung unseres Verhältnisses zu Polen durchgeführt werden konnte. Die Reichsregierung hatte sich aber noch nicht entschieden, so ergab sich meine Zurückhaltung mit logischer Folge. Eine politische Betätigung der Bevölkerung konnte ich erst recht nicht zulassen. Jeder Volksstamm hatte indes seine Zeitung, die naturgemäß unter Zensur stand. Als deutsche nahm die „Kownoer Zeitung“ die erste Stelle ein. Alle Zeitungen hatten die klare Weisung, Vorgänge in Deutschland im Sinne der Reichsleitung zu besprechen.

Trotz der erforderlichen Verkehrsbeschränkungen ließ ich für die Bevölkerung den Briefverkehr in gewissem Umfange zu. Ich richtete mit Unterstützung des Reichspostamtes eine Landespost ein. Es galten Reichspostmarken, die durch einen besonderen Aufdruck für das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost kenntlich gemacht waren.

Wir sahen mit Genugtuung, daß die Verhältnisse im Lande sich festigten und das Leben dort wieder in geregelte Bahnen kam. Der Ordnungssinn des Deutschen setzte sich durch. Der Landmann verdiente mehr als in russischer Zeit. Der Handel in den Städten stellte sich neu ein. Die Bevölkerung wurde mit ruhiger Sicherheit geleitet. Sie wird jetzt erkennen, daß wir nach Recht und Billigkeit gehandelt haben. Gegen den Grußzwang, wie er von einer Armee eingeführt wurde, sprach ich mich aus.

Ich war zufrieden, auch auf anderen Wegen als bisher dem Vaterlande helfen zu können. Eine ungemein anregende Arbeit war mir zugefallen, die mich stark in Anspruch nahm. Ich lernte prächtige Menschen kennen und habe mich auf vielen mir bis dahin fremden Gebieten betätigen dürfen. Es war mir eine große Genugtuung, daß die Herren der Militärverwaltung mir mit uneingeschränktem Vertrauen entgegenkamen. Mein Wille durchdrang die Verwaltung und erhielt in ihr die Schaffensfreudigkeit. Wir hatten das Gefühl, auf fremder Erde für Deutschlands Zukunft zu arbeiten. Wir wollten namentlich in Kurland deutsches Siedlungsland gewinnen. Ich verbot den Verkauf von Grund und Boden, um hiermit die Grundlage für eine gesunde Boden- und Siedlungspolitik zu erhalten und dem Landwucher vorzubeugen.

Das, was die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost in jener kurzen Zeit bis Anfang August 1916, als ich das Land verließ, geschaffen hat, bleibt eine Kulturtat. Sie war frei von Schlagworten, dafür um so reicher an praktischer Arbeit. Sie ist nicht verloren gewesen, sie hat der Heimat, der Armee und dem Lande selbst jedenfalls während des Krieges genutzt, ob noch Samenkörner im Boden geblieben sind und später Früchte tragen werden, das ist eine Frage an unser hartes Schicksal, die nur die Zukunft beantworten kann.

Der Kampf und die Krise im Osten.

Während beim Oberbefehlshaber Ost still für die Armee und das besetzte Gebiet gearbeitet wurde, war der Feldzug gegen Serbien geführt worden. Ende Februar 1916 begann im Westen der Angriff auf Verdun. Bald trat auch die russische Armee auf den Plan.

Der in der zweiten Märzhälfte gegen die Front des Oberbefehlshabers Ost gerichtete russische Angriff ging weit über einen Entlastungsversuch hinaus. Es war ein Entscheidungskampf und als solcher von vornherein geplant. Die aufgefundenen Befehle sprechen von der Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches.

Seit Anfang März liefen bei uns Nachrichten von einem beabsichtigten Angriff auf Wilna ein. Auch von Dünaburg und Jakobstadt her kamen Nachrichten von einem bevorstehenden Angriff. Gegenmaßnahmen wurden getroffen. Es schien, daß der Beginn noch längere Zeit auf sich warten lassen würde. Ich entschloß mich daher, in persönlichen Angelegenheiten auf zwei Tage nach Berlin zu fahren. Am 11. und 12. März war ich dort und erhielt Nachrichten, die den baldigen Beginn des Angriffs wahrscheinlich machten. Es war mir eine Beruhigung, als ich wieder in Kowno eingetroffen war.

Bereits am 16. begann der Russe sein Trommelfeuer, nicht bei Smorgon, wie wir erwartet hatten, sondern gegen die Enge zwischen Wischnjew- und Narotsch-See, zu beiden Seiten der Kleinbahn Swentzjany—Postawy und südwestlich Dünaburg. Der Artilleriekampf wurde in einer bis dahin im Osten unerhörten Stärke geführt und am 17. fortgesetzt. Am 18. begannen die Infanterieangriffe und hielten mit Unterbrechungen bis Ende März an.

Die Absicht der Russen war, unseren Nordflügel in Richtung Kowno abzuschnüren und ihn gleichzeitig durch Angriffe an anderer Stelle ins Wanken zu bringen. Im Nachstoß sollte er gegen die Küste nördlich des Njemen geworfen werden. Der Plan war großzügig.

Das Abschnüren sollte dadurch eingeleitet werden, daß aus unserer Front durch die beiden Angriffe ein Stück herausgeschnitten wurde. Das Frontstück war breit und gut gewählt. Unsere Reserven wären nicht zahlreich genug gewesen, um es wieder zu schließen. War das Loch geschlagen, so ergab sich das Weitere von selbst, der Weg in Richtung Kowno war frei.

In der Zeit vom 18. bis 21. März war die Lage der 10. Armee kritisch, die zahlenmäßige Überlegenheit des Russen erheblich. Am 21. hatte er in der Seen-Enge einen für uns schmerzlichen Erfolg, auch westlich Postawy war sein Ansturm nur mit Mühe aufgefangen. Der Boden war aufgeweicht, in dem morastigen Gelände hatte sich das Tauwasser zu Teichen gesammelt, die Wege waren buchstäblich grundlos. In aller Eile von dem Oberkommando der 10. Armee und von uns herangeführte Verstärkungen kamen im Sumpfe watend nur langsam vorwärts. Eine schwere Spannung bemächtigte sich aller, wie es weiter gehen würde. Aber der Russe, dessen Angriff über noch ungünstigeres Gelände hinwegführte als das in und rückwärts unserer Stellungen, war erschöpft. Als am 26. der russische Ansturm einen neuen Höhepunkt erreichte, hatten wir die Krise im wesentlichen überstanden.

Die Lage der Armeegruppe Scholtz und der 8. Armee war nicht minder schwierig. Bei Widsy mußte die Leibhusaren-Brigade, in ihren Stellungen weit auseinandergezogen, sich feindlicher Massenanstürme erwehren. Sie tat es glänzend. Die feindlichen Angriffe weiter nördlich bei Dünaburg und Jakobstadt waren besonders hartnäckig. Divisionen aus den ältesten Jahrgängen schlugen sich mit derselben Hingebung wie neben ihnen ihre jüngeren Kameraden.

Schon Ende März flaute der russische Angriff ab. Er war, wie damals ohne Übertreibung gesagt wurde, in „Sumpf und Blut“ erstickt. Die Verluste

der Russen waren außerordentliche gewesen. Die dünnen Linien unserer noch gut ausgebildeten und mit Offizieren hinreichend versehenen tapferen Truppen waren Herren über die Massentaktik des schlecht ausgebildeten russischen Heeres geblieben. Die Anstrengungen der beteiligten Truppen waren bei dem tief verschlammten Boden und dem naßkalten Wetter sehr schwer.

Unsere Front hatte ihre erste große Abwehrschlacht überstanden. Wir rechneten indes mit Fortdauer des russischen Großangriffs und ordneten die Armeen. Bald darauf begann der Angriff der k. u. k. Armee aus Tirol nach Oberitalien hinein, der zu Anfang schöne Erfolge zeitigte.

Ende Mai besuchte uns Seine Majestät. Der Kaiser bereiste das ganze Gebiet des Oberbefehlshabers Ost. Der Generalfeldmarschall und ich begleiteten ihn. Wir kamen auch nach Mitau. Die deutschen Eindrücke, die ich dort erhielt, werde ich nie vergessen. Alle Herren, die das erste Mal in das Baltikum fuhren, hatten das gleich starke Empfinden: Es ist ein Stück Heimaterde dort oben.

Anfang Juni bejubelten wir den Erfolg der deutschen Flotte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Ich hatte mit warmem Interesse die Taten unserer Marine verfolgt. In ihr waren im Frieden große Mittel festgelegt. Sie war jetzt neben dem Heere als vollwertiger Kampffaktor berufen, um den Sieg zu kämpfen und uns vor der Erdrosselung durch England zu schützen. Daß wir das offene Weltmeer mit unseren Kreuzern nicht halten konnten, war von vornherein klar. Die Mittelmeer-Division ging nach Konstantinopel. Unser Kreuzergeschwader in Ostasien und der Südsee war nach der Unternehmung der Japaner gegen Kiautschou ohne Stützpunkt und mußte in die Heimat zurückkehren. Die Schlachten bei Coronel am 1. November und bei den Falklandinseln am 3. Dezember 1914 bezeichnen des Kreuzergeschwaders Sieg, Not und Ende; sie erfüllen jedes deutsche Herz mit Stolz und tiefer Wehmut. Unsere Kreuzer und Hilfskreuzer haben das Weltmeer dem Feinde unsicher gemacht. Sie brachten deutschen Wagemut hoch zu Ehren, Entscheidendes vermochten sie nicht zu erringen. Trotzdem sind ihre Taten nicht vergebens gewesen. Auch an ihnen wird der Deutsche sich aufrichten.

In der Ostsee standen sich die beiderseitigen Streitkräfte in Stärken gegenüber, die es ermöglichten, die deutsche Handelsschiffahrt aufrecht zu erhalten.

Die Masse unserer Flotte stand in der Nordsee, gestützt auf die Elbmündung, Helgoland und Wilhelmshaven. Wir hätten mit ihr zu Beginn des Krieges in ausgesprochener Weise die Schlacht suchen müssen, wie dies auch der Großadmiral v. Tirpitz wollte, ohne allerdings mit diesem Streben durchzudringen. England vermied die Schlacht. Es erhielt seine Flotte aus politischen Rücksichten. Es sah in einem Kampf mit der deutschen Flotte ein Risiko, das ihm seine Stellung in der Welt, unter den Verbündeten und im eigenen Reiche kosten konnte.

Das Seegefecht in der Deutschen Bucht am 28. August 1914, außerhalb Helgolands, hatte keine strategische Bedeutung. Der Wagemut riß unsere Kreuzer hin.

Das Streben unserer Marine, die englische Flotte möglichst an unserer Küste zur Schlacht zu stellen, gewann klare Gestalt, als Admiral Scheer die Hochseeflotte befehligte. Am 31. Mai 1916 gelang es ihm, die Schlacht herbeizuführen. Er scheute sie nicht, obwohl er sich weitab von unseren Marinestützpunkten befand.

Inzwischen hatte am 4. Februar 1915 — vorläufig gegen den Rat des Großadmirals v. Tirpitz, der den Zeitpunkt noch für verfrüht hielt, — der U-Bootkrieg gegen feindliche Handesschiffe in einem Sperrgebiet um England begonnen. Er kam nicht zur Entfaltung; das lag in seiner aus politischen Gründen gewählten einseitigen Führung allein gegen feindliche Handelsschiffe. Bald wurden ihm weitere Beschränkungen auferlegt, die ihn vollends lähmten.

Unsere Gegner hatten sich in ihrer Sorge vor dem U-Bootkrieg nicht gescheut, ihn ein völkerrechtswidriges und unmenschliches Kriegsmittel zu nennen. Ein wunderbarer Ausspruch bei den dauernden Rechtsverletzungen der Entente. Neue Kriegsmittel schaffen neue völkerrechtliche Normen. Es war unser gutes Kriegsrecht, für den U-Bootkrieg die Festsetzungen zu treffen, die wir für angemessen hielten, um unseren kriegerischen Zweck mit den Geboten der Menschlichkeit und der Rücksicht auf die Neutralen zu vereinigen. Wir haben den richtigen Weg gefunden, und keine Kritik kann hieran etwas ändern.

Gleich zu Beginn des Krieges hatte England mit seinen völkerrechtswidrigen Maßnahmen den Hungerkrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn eröffnet. Die Würge- und Hungerblockade sollte den Körper schwächen und damit den Geist reif machen für das Gift der Propaganda. England verfolgte noch ein anderes Ziel: den Kampf gegen das Kind im Mutterleibe, um ein physisch minderwertiges Geschlecht in Deutschland entstehen zu lassen. Ein furchtbarer Kampf, wie er grauenhafter nicht gedacht werden kann. England handelte mit lückenloser Folgerichtigkeit, wie schon so oft in seiner grausamen Geschichte. In schrittweisem Vorgehen und zielsicher unterdrückte die englische Regierung jede unmittelbare Zufuhr über See nach deutschen Häfen, jeden Einfuhrhandel über neutrale Länder und schließlich auch denjenigen mit den Erzeugnissen des neutralen Landes selbst.

Die fortgesetzte Vergewaltigung des Völkerrechts durch England spürten auch wir im Osten, sie sollte schließlich der Entente zum Siege über Deutschland verhelfen, da die Vereinigten Staaten vor und nach ihrem Eintritt in den Krieg sie billigten und die Neutralen Europas unter dem Zwange Englands standen.

Im Frühsommer 1916 beabsichtigte die Entente einen entscheidenden Schlag gegen ihren gefährlichsten Gegner, das deutsche Heer. Im Westen sollte es zum Angriff an der Somme kommen. Im Osten hatte der Russe diesmal mit dem Hauptdruck über Baranowitschi, Smorgon und Riga anzugreifen. Die Anfang Juni an der österreichisch-ungarischen Front beginnenden Kämpfe waren zunächst mehr demonstrativer Natur. Erst die überraschend großen Erfolge über die österreichisch-ungarischen Truppen haben den Russen veranlaßt, auf die Durchführung des Großangriffs gegen die Front des Oberbefehlshabers Ost zu verzichten und den Schwerpunkt seines Handelns gegen österreichisch-ungarische Truppen zu legen. Je widerstandsfähiger sich die deutsche Front erwies, desto mehr ließ der Russe von ihr ab, desto gewaltsamer warf er sich gegen seinen schwächeren Gegner, die k. u. k. Armee, zwischen dem Pripjet und den Karpathen.

Am 4. Juni begann der russische Angriff gegen die österreichisch-ungarische Front östlich Luzk, bei Tarnopol und hart nördlich des Dnjestr.

Die Angriffe wurden mit keiner ausschlaggebenden Überlegenheit geführt. Sie wurden in der Gegend von Tarnopol von der Armee des Generals Graf

v. Bothmer, der nach dem General v. Linsingen die deutsche Südarmee übernommen hatte, glatt abgeschlagen, dagegen führten sie an den beiden anderen Stellen zu einem vollen russischen Erfolg. In die österreichisch-ungarische Front brach der Russe an beiden Stellen tief ein. Was aber noch bedenklicher war, die k. u. k. Truppen hatten eine so geringe Widerstandsfähigkeit gezeigt, daß die Lage an der Ostfront mit einem Schlage ungemein ernst wurde. Obschon wir selbst mit einem Angriff rechneten, stellten wir sofort Divisionen zum Abmarsch nach Süden bereit. Die deutsche O.H.L. zog vom Westen Divisionen heran. Die Sommeschlacht hatte damals noch nicht begonnen. Österreich-Ungarn stellte allmählich seine italienische Offensive ein und sandte gleichfalls Truppen nach seiner Ostfront. Die italienische Armee ging darauf gegen Tirol zum Angriff über. Die Kriegslage hatte sich vollkommen geändert. Sie sollte sich bald darauf durch den Beginn der Sommeschlacht und später durch die Kriegserklärung Rumäniens noch schärfer zu unseren Ungunsten verschieben.

Der russische Angriff bei Luzk fraß sich bei dem Versagen der österreichisch-ungarischen Widerstandskraft schnell vorwärts und erreichte den Stochod. Die ersten deutschen Verstärkungen wurden mit in den Rückzug verwickelt. Am Stochod, zu beiden Seiten der Bahn, bildete sich allmählich eine neue deutsche Front. Sie stand in Fühlung mit den am Styr stehengebliebenen österreichisch-ungarischen Truppen. In westlicher Richtung war der Russe weniger scharf gefolgt, obschon hier ein großer Sieg winkte. Er hatte aber zu wenig Truppen zur Stelle, um die Lage auszunutzen. Es war natürlich, daß der südlich Luzk freigewordene österreichisch-ungarische Flügel scharf zurückschwenken mußte, um nicht aufgerollt zu werden. Auch hier fehlte Brussilow die Kraft zu energischem Nachstoß. Deutsche Truppen gaben der Front von neuem Halt.

Der russische Angriff am Dnjestr hatte die k. u. k. Divisionen von Nordosten her durchbrochen, sehr bald südlich des Stromes erheblich Gelände gewonnen und war im Vordringen gegen die Karpathenpässe. Bei den außerordentlich schlechten Bahnverbindungen konnten Verstärkungen dorthin besonders schwer gebracht werden. Auch deutsche Truppen fuhren an den Dnjestr und in die Karpathen. Sie kamen vom Oberbefehlshaber Ost und aus dem Westen. Alles, was an frischen Divisionen daselbst eintraf, genügte kaum, die Front zu halten. Unter diesen Umständen waren Gegenangriffe nicht am Platze. Sie wurden allerdings von unseren Truppen versucht, mußten aber ohne Ergebnis bleiben. Der Russe kämpfte aber gleichfalls mit außerordentlichen Schwierigkeiten des Nachschubes und war nicht stark. Das half der k. u. k. Armee mehr als ihr eigener Widerstand.

Während die russischen Stöße gegen die österreichisch-ungarische Armee noch die ersten Anfangserfolge zeitigten, und der größte Teil der Reserven des Oberbefehlshabers Ost und der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern an die Front der Verbündeten abgegangen war, setzte am 13. Juni ein überaus starker russischer Angriff gegen die Armeeabteilung Woyrsch bei Baranowitschi ein. Er brach vollständig zusammen. Es war ein ungemein schwerer Kampf. Die Heeresgruppe und General v. Woyrsch hatten ihre Reserven verausgaben müssen.

Wir rechneten zu jener Zeit immer noch mit Angriffen bei Smorgon oder, wie es jetzt wieder schien, auf den alten Schlachtfeldern vom März sowie bei Riga. Hier stand der Russe nach wie vor mit sehr starken Kräften.

Trotzdem schwächten wir uns aufs äußerste, um den Armeen weiter südlich zu helfen. Wir zogen für unsere lange Front Bataillone als Reserven zurück. Ich bildete solche auch aus den Rekrutendepots, obwohl ich mir klar war, daß dies nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein würde, wenn der Russe einen wirklichen Erfolg irgendwo davontrug. Das Vertrauen in unsere Truppen, daß sie auch bei dünner Besetzung ihre Stellungen halten würden, war unbegrenzt. Unsere Spannung wuchs mit den fortschreitenden Ereignissen.

Zunächst hatte sich der Russe vor unserer Front noch nicht merklich geschwächt. Er mußte sich entschließen, ob er uns wirklich angreifen oder seine Erfolge im Süden ausnutzen und festhalten wollte. Daß wir und Österreich-Ungarn dorthin Verstärkungen senden würden, vermochte er sich ohne weiteres zu sagen. Er suchte, wie es nun klar wurde, die Schlachtentscheidung an der österreichisch-ungarischen Front, verfügte jedoch über so viele Reserven, daß er auch unsere Front heftig angreifen und uns zum mindesten davon abhalten konnte, noch weitere Kräfte nach Süden zu schicken.

Während der Kämpfe an den beiden Hauptbrennpunkten im Lutzker Bogen und in den Karpathen erfolgten starke russische Angriffe an der Front des Oberbefehlshabers Ost zwischen Narotsch- und Wischnjew-See und bei Smorgon, bei der Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold nordöstlich und südlich Baranowitschi, bei der Heeresgruppe v. Linsingen gegen den Styrbogen. Auch bei Graf Bothmer wurde gekämpft. Ein gewaltiges Ringen war Anfang Juli an dem größten Teil der Ostfront im Gange, während an der Somme England und Frankreich ihre ersten Erfolge erzielten.

Am Styrbogen hatte der Russe Erfolg. Wir wagten es, uns noch weiter zu schwächen, um weiter südlich zu helfen. Es wurde weiter gestreckt, einzelne Regimenter wurden freigemacht, um den linken Flügel der Heeresgruppe Linsingen nordöstlich und östlich Kowel zu stützen. Wich dieser noch weiter hinter den Stochod zurück, so war nicht auszudenken, wohin wir kommen würden. Es waren ungemein ernste Tage, wir gaben alles weg und wußten wohl, daß uns keiner helfen konnte, wenn der Feind uns immer wieder angriff. Mit außerordentlicher Kraft stürmte nun der Russe am 16. Juli hart westlich der Düna aus dem Rigaer Brückenkopf heraus an. Im ersten Anlauf gewann er Gelände. Es verging eine schwere Zeitspanne, bis die Krise auch hier dank der Tapferkeit der Truppen und der Sorgfalt bei der Führung der 8. Armee beseitigt war.

Noch waren diese Kämpfe nicht abgeschlossen, als Ende Juli von neuem Anzeichen für die Fortsetzung der Angriffe bei Baranowitschi und gegen den Stochod vorlagen. Mit banger Sorge sahen wir ihnen entgegen, die Truppen waren durch die steten Kämpfe erschöpft und mußten weite Fronten decken, die k. u. k. Truppen hatten jedes Zutrauen zur eigenen Kraft verloren und bedurften überall des deutschen Rückhalts.

Bis zum Stochod überblickten wir die Lage, weiter südlich waren wir nicht so im Bilde. Wir wußten nur, daß jetzt auch Generaloberst v. Boehm-Ermolli bei Brody Angriffe erwartete, und daß der Russe seinen Angriff zwischen Dnjestr und den Karpathen mit aller Kraft fortsetzte und weiter in dem Gebirge Gelände gewann. General Graf Bothmer war wie ein Fels in der brandenden See feindlicher Angriffe Herr geblieben.

Es war klar, der Russe holte von neuem zu einem gewaltigen Schlage aus, während wir weiter an der Somme stark bluteten und die k. u. k. Armee

an der italienischen Front hart bedrängt wurde. Gewitterstimmung lag in der Luft.

In den schweren und spannungsvollen Tagen, die wir in Kowno seit Anfang Juni durchlebt hatten, standen wir mit der O.H.L. in engster Verbindung. Wir hatten schon immer auf die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls an der Ostfront hingewiesen. Für das k. u. k. Oberkommando war es aber aus sogenannten Prestigegründen ein schwer faßbarer Gedanke, seine Befehlsgewalt über k. u. k. Truppen beschränkt zu sehen. Es hatte bisher bei allen Regelungen der Befehlsbefugnisse eifersüchtig darüber gewacht, den Schein der militärischen Vorherrschaft Deutschlands nicht aufkommen zu lassen. Gewiß war es zur Not auch so gegangen, aber es hatte sich doch auch gezeigt, daß das Verschieben von Reserven reibungsloser sich gestalten mußte, wenn nur ein Wille an der Ostfront herrschte.

Schon Ende Juni waren der Generalfeldmarschall und ich nach Pleß befohlen, um unsere Ansichten über die Lage im Osten klarzulegen. Sie konnte nur als sehr ernst bezeichnet werden. Wir kamen selbstverständlich auf die Schaffung eines einheitlichen Oberbefehls zurück und betonten dabei die Notwendigkeit einer noch schärferen Vermischung der k. u. k. mit den deutschen Verbänden. Auch die Front des Oberbefehlshabers Ost könne an ruhigen Stellen österreichisch-ungarische Truppen einsetzen. Den größten Wert legten wir darauf, daß die Ausbildung der k. u. k. Armee, vor allem der Infanterie, nach wirklich neuzeitlichen Grundsätzen erfolge. Die Fahrt nach Pleß brachte für die Regelung des Oberbefehls keinen Erfolg. Die Widerstände waren noch zu groß. Dagegen faßte die O.H.L. den Entschluß, durch Abgaben aus dem Westen und Osten für die österreichisch-ungarische Front drei Divisionen zu bilden. Sie sollten etwa Anfang August in Polen verwendungsbereit sein. Mit dem erbetenen Austausch von deutschen und k. u. k. Divisionen wurde begonnen.

Am 27. Juli wurden wir nochmals nach Pleß befohlen. Die Nachricht über den Fall von Brody, die an diesem Tage eintraf, veranlaßte das k. u. k. Oberkommando, seinen bisherigen Standpunkt teilweise fallen zu lassen. Es willigte ein, daß der Generalfeldmarschall v. Hindenburg den Oberbefehl bis südlich Brody übernahm. Zu einem ganzen Entschluß hatte man sich noch nicht durchringen können. Immerhin bot die jetzige Gliederung so wesentliche Vorteile, daß ich sie als einen großen Fortschritt ansah.

Wir kehrten zunächst nach Kowno zurück. Ein Verbleiben daselbst kam nicht in Betracht, es lag zu weit nördlich. Ich nahm Abschied von der Stätte, wo wir eine glückliche Zeit friedlicher Arbeit und schließlich so kritische Stunden verlebt hatten. Viele treue Mitarbeiter ließ ich in der Verwaltung zurück. Der militärische Stab blieb so, wie er zusammengesetzt war.

Der erweiterte Oberbefehl an der Ostfront August 1916.

Am 3. oder 4. August waren wir in Kowel, dem Hauptquartier des Generals v. Linsingen.

Die Ostfront hatte wieder schwere Tage hinter sich. Der gewaltige russische Ansturm hatte sich inzwischen entladen. Das Ende der Kämpfe konnte gar nicht abgesehen werden. Die Truppen waren stark angegriffen. Eine Ablösungsmöglichkeit lag nur in ganz engem Rahmen vor.

Die Kämpfe bei der Heeresgruppe v. Linsingen hatten sich bis in die zweite Julihälfte hingezogen. Sie hörten nie völlig auf. Es lag schwer auf der Heeresgruppe. Die Front war nicht fest.

Am 28. Juli hatte ein neuer großer russischer Angriff längs des Stochod begonnen und mit unerhörter Heftigkeit bis zum 1. August abends angedauert. Der Russe hatte eine vielfache Überlegenheit zusammengefahren und sie ohne Rücksicht auf Verluste immer von neuem eingesetzt. An vielen Stellen hatte es sehr kritische Augenblicke gegeben. Deutsche Landwehrtruppen mußten den in österreichisch-ungarische Linien eingedrungenen Feind zurückwerfen; selbst deutsche Truppen verloren in ihren dünnen Linien Gelände, die Verluste waren schwer. Schließlich wurde doch unter Aufbietung aller Kraft die Front gehalten.

Am Abend waren wir in Wladimir-Wolynsk beim k. u. k. 4. Armee-Kommando, das General v. Linsingen unterstand. Die Armee war ganz von deutschen Truppen durchsetzt. Wir gewannen dort kein erfreuliches Bild.

Am nächsten Morgen waren wir in Lemberg, dem Hauptquartier des k. u. k. 2. Armee-Kommandos. Wir lernten in General v. Boehm-Ermolli und seinem Chef klar sehende und richtig urteilende Soldaten kennen, mit denen zusammenzuarbeiten allen deutschen Dienststellen immer eine Freude war. Sie gaben sich über die nur geringe Widerstandsfähigkeit ihrer Truppen keinerlei Täuschung hin und waren erfreut, als ihnen eine gemischte deutsche Abteilung unter General Melior für die nächsten Tage zugesagt werden konnte. Sie rechneten mit Sicherheit auf die Fortsetzung des feindlichen Angriffs.

In Lemberg sprach ich auch General v. Seeckt, Generalstabschef der Heeresgruppe Erzherzog Karl. Er beurteilte die Lage namentlich südlich des Dnjestr sehr ernst.

Überall hörten wir das gleiche Lied: die Krise im Osten bestand noch in voller Schärfe.

Ich hatte mir die Aufgaben gestellt: Festigung der Front und Ausbildung der k. u. k. Armee. Wie weit ich hierin erfolgreich sein würde, blieb zweifelhaft.

Unser Hauptquartier in unserem Eisenbahnzug auf dem Bahnhofe von Brest-Litowsk bot nichts Anziehendes. Wir waren ungemein dürftig untergebracht. Es fehlte für die Arbeit an Raum. Die großen Karten allein sind in ihrer Größe anspruchsvoll, und dann gab es auch noch zu schreiben. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die Dächer der Wagen und machte den Aufenthalt unerträglich. Ich beschloß deshalb, sobald als möglich den Zug zu verlassen, und schlug dem Generalfeldmarschall Brest-Litowsk selbst als Quartier vor. Die vollständig ausgebrannte Stadt kam überhaupt nicht in Frage, die Zitadelle war ein kleines Gefängnis. Der Kommandant der Festung hatte dort seine Wohnung und seine Arbeitsräume eingerichtet, aber nicht die Arbeitskräfte gehabt, die Zitadelle auch nur einigermaßen aufzuräumen. Ich ordnete die Einrichtung des Hauptquartiers daselbst an. Natürlich dauerte es geraume Zeit, bis alles fertig war und wir aus dem Zuge erlöst wurden.

Ich bin gern in Brest gewesen und aus der Zitadelle nicht herausgekommen. Die selten schönen, hohen Weiden, die mit ihrem Geäst tief in die Gewässer herabhingen, die die Zitadelle durchströmen, und einige kurze Alleen gaben dem Ganzen einen freundlichen Charakter. Außerhalb der Festung war Einöde; die schmucklosen, aber so wichtigen Bahnanlagen und die verbrannte Stadt boten wenig Anziehungspunkte.

Ich ließ die Baracken von dem sie umgebenden Gestrüpp freilegen, daß

die Luft an die Mauern herantreten und ihnen die dumpfe Feuchtigkeit nehmen konnte; auch Bäume wurden gefällt und Äste ausgeschlagen, um der Sonne und der Luft Zutritt zu geben. Ich hatte an dem Inordnungbringen Freude.

Zur Festigung der österreichisch-ungarischen Front gehörten deutsche Truppen. Die frühere Front des Oberbefehlshabers Ost war bereits derart ausgeplündert, daß ihr zunächst nicht viel zu entnehmen war. Der schwere Angriff südlich Riga war eben erst abgeschlagen. Seine Wiederholung blieb möglich. Wir machten wenige Kavallerie-Regimenter und einige Batterien und Sonderformationen frei. Sie bildeten unsere einzige Reserve für eine Front von etwa 1000 km — kein beneidenswerter Zustand, wenn man täglich darauf gefaßt sein mußte, an weit entlegenen Stellen auszuhelfen. Es ist aber doch ein Zeichen dafür, was wir Deutschen geleistet haben.

Der Russe hatte erkannt, daß er gegen die deutsche Front nichts ausrichten könne, und griff nördlich des Pripjet nicht mehr an. Er legte immer schärfer den Druck nach Wolhynien und Ostgalizien und führte neue Kräfte dorthin. Noch in der ersten Augusthälfte setzte er hier seine Angriffe fort. Namentlich am Stochod östlich und nordöstlich Kowel gingen die Kämpfe in großer Erbitterung weiter. Es gelang dem Russen, an einigen Stellen auf dem westlichen Stochodufer Fuß zu fassen, keine entscheidende, aber bei der hohen Kräfteanspannung und dem starken Kräfteverbrauch der Heeresgruppe Linsingen doch schwerwiegende Tatsache.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Kowel erfolgten russische Angriffe in Galizien. Der rechte Flügel der k. u. k. 2. Armee wurde bei Zalosche durchbrochen, die deutsche Abteilung Melior verhinderte das Schlimmste, aber die Front war so brüchig, daß wir sie auf Zborow zurücknahmen. Zwei von der O.H.L. uns zur Verfügung gestellte neu gebildete Divisionen wurden hier unter dem Generalkommando I. A. K. eingesetzt, sie genügten gerade, um die Gegend um Zborow in schweren, sich langhinziehenden Kämpfen endgültig zu halten. Für die Verteidigung des Serethabschnitts waren sie zu spät gekommen. Nach der Aufgabe desselben durch den rechten Flügel der 2. Armee mußte auch der linke der Armee Bothmer zurück. Diese hatte bisher weiter standgehalten. Ein türkisches Armeekorps war ihr zugeführt worden, das sich gut schlug, obschon es eine neue Kampfweise zu lernen und zu führen hatte.

Südlich des Dnjestr hatte der Russe bei Tlumatsch die k. u. k. Truppen erneut angegriffen, geworfen sowie Stanislau und Nadworna genommen. Hier waren seine Angriffe von Erfolg gewesen, während in den Karpathen ihm deutsche Truppen unter General v. Conta den Sieg verwehrten.

Uns war es besonders bedeutungsvoll erschienen, in Rücksicht auf Rumänien Rückschläge in Ostgalizien auszuschließen. Die Zurücknahme der tapfer ausharrenden Armee des Generals Grafen v. Bothmer war aber bei den Ereignissen südlich des Dnjepr nicht mehr zu vermeiden. Sie zog sich im Anschluß an die k. u. k. 2. Armee bei Zborow—Brshehany hinter die Zlota-Lipa zurück und bog ihren rechten Flügel in Richtung Stanislau um. Mitte August trat so die Niederlage der k. u. k. Armee offenkundig in die Erscheinung. Die Haltung Rumäniens wurde infolgedessen immer zweifelhafter.

Von Mitte August an begann sich die erweiterte Front des Oberbefehlshabers Ost zu festigen, auch die k. u. k. 2. Armee war jetzt so mit deutschen

Truppen durchsetzt, daß ihre Lage als gesichert angesehen werden konnte. Der Zahl nach wären die k. u. k. Truppen durchaus in der Lage gewesen, ohne deutsche Hilfe ihre Stellungen zu halten. Das konnten sie in ihrer Verfassung nicht. So mußten wir kommen. Wir halfen aus; das Blut aber, das deutsche Truppen im Rahmen der k. u. k. Armee vergossen, war nicht wieder zu ersetzen.

Auf den Stellungsausbau wurde der größte Wert gelegt, wir mußten dabei der k. u. k. 2. Armee erheblich mit Stacheldraht aushelfen; auch die rückwärtigen Verbindungen wurden organisiert. Es galt, alles das zu schaffen, was im vorigen Herbst weiter nördlich eingerichtet wurde, als die Armeen des Oberbefehlshabers Ost aus dem Angriffs- in den Stellungskrieg kamen.

Mit der Ausbildung der Marschformationen nach unseren Grundsätzen wurde begonnen; sie sollten von deutschen Generalen besichtigt werden. Deutsche Artillerie-Brigadekommandeure lehrten die k. u. k. Artillerie, die im übrigen schießtechnisch hoch stand, die Feuerleitung nach den Bedürfnissen des Großkampfes. Mit einem allerdings sehr beschränkten Offizieraustausch wurde begonnen. Es geschah alles, was nach Lage der Dinge möglich erschien, die k. u. k. Armee vor Rückschlägen zu bewahren, wie wir sie im Juni erlebt hatten.

Groß- und Kleinarbeit war in Menge zu leisten, die Stunden in der Zitadelle von Brest-Litowsk vergingen im Fluge.

Am 27. August erklärte Rumänien an Österreich-Ungarn den Krieg. Die Doppelmonarchie erntete damit den Lohn für die einseitige Politik Ungarns und wir die Frucht unseres tatenlosen Zusehens.

Am 28. um 1 Uhr mittags übermittelte der Chef des Militärkabinetts, General v. Lyncker, durch Fernsprecher dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg und mir den Befehl Seiner Majestät des Kaisers, unverzüglich nach Pleß zu kommen. Am selben Tage 4 Uhr nachmittags verließen wir Brest, um nicht wieder an die Ostfront zurückzukehren. Hinter uns lagen zwei Jahre großer, gemeinsamer Arbeit und gewaltiger Erfolge.

Als Erster Generalquartiermeister

vom 29. August 1916 bis 26. Oktober 1918.

Der Entente-Ansturm im Herbst 1916.

Bei unserer Ankunft in Pleß am 29. August früh gegen 10 Uhr empfing uns General v. Lyncker. Er teilte mit, daß der Generalfeldmarschall zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ausersehen sei; ich sollte Zweiter Chef werden. Mir erschien die Bezeichnung „Erster Generalquartiermeister" zweckmäßiger. Meiner Ansicht nach durfte es nur einen Chef des Generalstabes geben, ich hatte mir indes ausdrücklich volle Mitverantwortung für alle zu fassenden Entschließungen und Maßnahmen zusichern lassen. Seine Majestät sagte beim Empfang, daß er auf Überwindung der Krise an der Front hoffe. In gleichem Sinne äußerte sich der Reichskanzler, der in diesen Tagen in Pleß anwesend war.

Meine Stellung war eine undankbare, dessen war ich mir voll bewußt; ich trat sie an mit dem heiligen Streben, nichts anderes zu tun und zu denken, als den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen. Hierzu allein waren der

Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Das schwere Gefühl der Verantwortung hat mich nicht einen Augenblick verlassen. Das Arbeitsgebiet war mir zum Teil vollständig neu und ungemein vielseitig, die Arbeitslast ganz ungewöhnlich. Schwereres war noch nie plötzlich einem Menschen durch das Schicksal auferlegt worden. Gesenkten Hauptes bat ich Gott den Allwissenden, mir Kraft für mein Amt zu verleihen.

Die Lage, in der der Generalfeldmarschall und ich in die O.H.L. gerufen wurden, war aufs äußerste gespannt: Unser großer Verteidigungskrieg, den wir bisher mit dem besten Mittel der Kriegführung, dem Angriff, hatten führen können, war zu einem reinen Abwehrkrieg geworden.

Die Entente hatte alle ihre Kräfte zu einem gewaltigen und, wie sie meinte, letzten großen Schlage angesetzt, uns in die Verteidigung geworfen und nun auch noch Rumänien auf den Plan gerufen. Es war zu erwarten, daß sie ihre Angriffe an der Westfront, in Italien, Mazedonien und südlich des Pripjet steigerte, während die Rumänen, von Russen verstärkt, nach Siebenbürgen hinein in die offene rechte Flanke unserer Ostfront oder aus der Dobrudscha nach Bulgarien vorstießen. An irgendeiner Stelle sollten wir den Todesstoß erhalten. Auch auf den asiatischen Kriegsschauplätzen war mit erhöhter Regsamkeit des Feindes zu rechnen. Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven, es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten, wie wir es bei Tannenberg und um Lodz in einfacheren, aber nicht weniger ernsten Lagen getan hatten.

In diesem entscheidenden Ringen durch Gewaltmaßregeln ungeheuerlichster Art von der Welt abgeschlossen, standen Deutschland und seine Verbündeten, auf sich angewiesen, den großen europäischen Militärmächten gegenüber, die über die Hilfsquellen der übrigen Welt verfügten.

Die außerordentliche Übermacht unserer Feinde an Massen und Kriegsgerät mußte mit der Länge des Krieges immer empfindlicher werden. Auf unserer Seite hatten die beiden ersten Kriegsjahre dem Heere einen großen Abgang gebracht; die Blüte unserer Wehrkraft lag unter dem grünen Rasen. Aber das Heer war noch kraftvoll und stark und hatte vermocht, nicht nur des eigenen Vaterlandes Grenzen, sondern auch die seiner Verbündeten auf dem europäischen Kriegsschauplatze vom Feinde freizuhalten oder wieder zu befreien.

Jetzt war nur an der Ostfront ein Rückschlag eingetreten, weil die k. u. k. Armee in ihrem Kampfwert immer mehr nachgelassen hatte. Wir hatten ihn aufgehalten. Es sollte uns dies auch noch fernerhin gelingen, aber es erforderte neue deutsche Kraft. Österreich-Ungarn zehrte weiter an deutschem Blut und zugleich an deutscher Kriegswirtschaft. Bei Bulgarien und der Türkei lagen die Verhältnisse ähnlich. Überall mußte der Deutsche aushelfen, wir taten es; in vielen Fällen ohne die nötige Gegenleistung zu erhalten.

Wir wurden gewiß mittelbar durch unsere Verbündeten entlastet. Ohne sie war der Krieg gar nicht zu denken. Sie taten auch ihr gewaltiges Teil, sahen es aber als ihr gutes Recht an, immer wieder mit neuen Forderungen an uns heranzutreten, obschon ihre Leistungen nicht an die unsrigen heranreichten. Je länger der Krieg dauerte, desto empfindlicher mußte diese Inanspruchnahme Deutschlands durch unsere Verbündeten für den Vierbund werden. Die ganze ungeheure Last dieses Krieges lag auf unseren Schultern.

Zahlenmäßig hatte sich der Feind seit Kriegsbeginn immer wieder ver-

stärkt, Italien war hinzugekommen, alle Staaten hatten Neuformationen, England ein starkes Heer geschaffen und ihre Hilfsvölker umfassend aufgeboten; jetzt griff Rumänien mit 750 000 Mann gegen uns ein. Wir waren demgegenüber in starker Unterlegenheit. Wir standen an der Front mit 6 Millionen gegen 10 Millionen Feinde.

Die Ausstattung der Ententearmeen mit Kriegsmaterial war auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht. Die Sommeschlacht bewies es täglich klarer, wie weit der Vorsprung des Feindes war. Wurden noch der Haß und der ungeheure Kriegswille der Entente, die Hunger- oder Würgeblockade und die feindliche, uns so gefährliche Lügen- und Hetzpropaganda in die Rechnung gestellt, dann ergab es sich, daß wir an einen Sieg nur denken konnten, wenn Deutschland und seine Verbündeten an Menschen und wirtschaftlicher Kraft hergaben, was sie hergeben konnten, und wenn jeder Mann, der ins Feld ging, aus der Heimat ungebrochenen Siegeswillen und die Überzeugung mitbrachte, daß das Heer um des Vaterlandes willen siegen müsse. Der Mann im Felde, der das Schwerste erlebt, was ein Mensch erleben kann, braucht in den Stunden der Not dringend diesen seelischen Kraftzuschuß aus der Heimat, um an der Front festzubleiben und auszuhalten.

In der Lage, die der Generalfeldmarschall und ich vorfanden, hielten wir es nach unseren ganzen Auffassungen über das Wesen des Krieges und den Vernichtungswillen des Feindes für geboten, die physischen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Vaterlandes zu höchster Entfaltung zu bringen. Die O.H.L. stellte ihre Forderungen an die Reichsregierung nach Menschen, Kriegsmaterial und seelischer Kraft.

Bei den Verbündeten wirkten wir, so gut es ging, in gleichem Sinne.

In dieser Lage mußte die O.H.L. mehr denn je auch daran denken, Zuschuß an Kraft aus den besetzten Gebieten zu bekommen.

Das waren die entscheidenden Wechsel Deutschlands auf die Zukunft.

Der Chef des Admiralstabes trat für die Führung des U-Bootkrieges in uneingeschränkter Form ein, die auch neutrale Schiffe im Sperrgebiet traf. Das war die wirksamste Hilfe, die die Marine der schwer ringenden Armee geben konnte. Die Frage wurde auf Wunsch des Reichskanzlers bereits am 30. August besprochen. Dem Generalfeldmarschall und mir mußte daran gelegen sein, daß nicht Teile unserer Wehrkraft in der Marine während des Völkerringens einfach brach lagen. Nur mit tiefstem Bedauern konnten wir uns nicht für die uneingeschränkte Führung des U-Bootkrieges aussprechen, da er nach Urteil des Reichskanzlers den Krieg mit Holland und Dänemark möglicherweise zur Folge haben würde; wir hatten zum Schutz gegen beide Staaten nicht einen Mann zur Verfügung.

An der Westfront war der Kampf bei Verdun im Niedergang; die Sommeschlacht hatte der Entente Anfang Juli den erhofften Durchbruch nicht gebracht. Die zweite Zermürbungsschlacht des Jahres 1916 wurde seit diesen Tagen beiderseits der Somme in unerhörter Erbitterung und sich drängender Kampffolge geschlagen.

Verdun hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Jetzt schleppte sich der Angriff kraftverzehrend hin. Die Führung war nur noch mit halber Seele dabei. Der deutsche Kronprinz hatte sich schon frühzeitig für die Einstellung des Angriffs ausgesprochen.

Die Sommeschlacht war durch die Entente mit einer ungeheuren Überlegenheit auf der Erde und in der Luft begonnen worden. Der O.H.L. war es nicht geglückt, die feindliche Überlegenheit an Artillerie, Munition und Fliegern auch nur einigermaßen auszugleichen. Die Entente hatte sich immer weiter in die deutschen Linien hineingearbeitet. Wir hatten viel Menschen und Gerät verloren. Der Verbrauch an physischer und seelischer Kraft war unermeßlich.

Die Munition wurde immer knapper. Die O.H.L. bekam sie vom Kriegsministerium in Form von Munitionszügen. Ich habe diese selbst täglich auf die Armeen verteilt. Ich erfuhr, was sie haben wollten, und wußte, was ich geben konnte. Es war eine überaus traurige und auch menschlich qualvolle Aufgabe.

Die Verhältnisse an der Westfront waren in einer Weise gespannt, wie ich es nicht vermutet hatte, aber ich übersah sie noch nicht einmal in ihrer vollen Schärfe.

Der Generalfeldmarschall und ich beabsichtigten, sobald als möglich nach dem Westen zu fahren, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu prüfen. Unsere Aufgabe war, die Verteidigung straffer zu organisieren und zu helfen. Vorher aber wurden noch Divisionen gegen Rumänien bereitgestellt und von Seiner Majestät der schwerwiegende Befehl zur Einstellung des Angriffs auf Verdun erwirkt.

Auch an der italienischen Front hatte sich die Lage verschlechtert. Im Norden waren die k. u. k. Truppen auf die Höhen nördlich Asiago-Arsiero zurückgegangen, am Isonzo Görz und ein Teil der Karsthochfläche von Doberdo in den Besitz der Italiener gekommen. Auch hier hatte die k. u. k. Armee an Kampfkraft und Kampfwillen Einbuße erlitten.

Der Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern hatte die deutsche Ostfront übernommen. Wir sahen den weiteren Kämpfen dort mit gewisser Ruhe entgegen. Dagegen hatte die Front weiter südlich noch keinen Halt gewonnen.

Nach der Kriegserklärung Rumäniens gewannen die Karpathen andere Bedeutung. Die Umfassung unseres Südflügels hatte jetzt in ganz Rumänien eine breite Ausgangsbasis und konnte ungemein wirkungsvoll werden.

Österreich-Ungarn hatte zum Schutze seiner rechten Flanke und Siebenbürgens im Frieden und Kriege nichts getan. Das Bahnnetz war dürftig, die Leistungsfähigkeit der wenigen Strecken überaus gering. Befestigungen waren nicht angelegt, um Rumänien nicht zu „reizen“. Dagegen hat Österreich-Ungarn ruhig zugesehen, wie es auf siebenbürgischem Boden, hart an der Grenzlinie, Werke schuf.

Schwache Truppen wurden im letzten Augenblicke dort hingeworfen und auch aus Bergwerksarbeitern Bataillone gebildet. Es klaffte aber überall eine gähnende Leere. Im Norden schoben sich russische, im übrigen rumänische Truppen über die Grenze der Moldau und Walachei bis hinab zur Donau nach Siebenbürgen und Ungarn hinein vor. Die wichtigen Gebirgsübergänge fielen ohne Schwertstreich in feindliche Hand. Blieben die Rumänen in ununterbrochenem Vormarsch, so trafen sie das Herz Ungarns und unsere Verbindungen nach der Balkanhalbinsel. Wir waren besiegt.

Es trat an uns die mühevolle Aufgabe heran, die Fronten im Westen und Osten gegen alle feindlichen Angriffe zu halten und gegen Rumänien zu einem Aufmarsch zu kommen, der die Verteidigung gewährleistete und den

Übergang zum Angriff gestattete. Der Entschluß, unsere operative Überlegenheit gegenüber der Entente auszunutzen und die Rumänen im freien Felde anzugreifen, war das einzige, was feststand. Wie und wann er durchgeführt werden konnte, war Anfang September nicht zu übersehen. In näherer Ausführung unserer Absichten war die Front zu beiden Seiten der Karpathen von ihrem linken zum rechten Flügel zum Stehen zu bringen, während wir die Rumänen von Bulgarien aus, allerdings nur mit schwachen Kräften anfaßten.

Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte nach Abschluß des Feldzuges gegen Serbien den Oberbefehl an der bulgarisch-mazedonischen Front der bulgarischen Heeresleitung überlassen, war aber auf der Balkanhalbinsel verblieben. Er hatte bei der zunehmenden Spannung mit Rumänien die Vorbereitungen für die Eröffnung der Feindseligkeiten getroffen und am 28. August das Oberkommando über die deutschen, österreichisch-ungarischen, bulgarischen und osmanischen Truppen an der Donau und Dobrudscha-Grenze übernommen.

Die Haltung Bulgariens Rumänien gegenüber war durchaus zweifelhaft. Während Deutschland und die Türkei unmittelbar nach der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn ihrem Verbündeten zur Seite getreten waren, bequemte sich Bulgarien erst am 1. September dazu.

Nach den bisher mit den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen sollte Generalfeldmarschall v. Mackensen mit den ihm unterstellten Truppen in Richtung Bukarest über die Donau gehen. Die Folge dieser Operation wäre eine Niederlage der schwachen Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen gewesen. Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich verwarfen diese Operation und traten für den Einmarsch des Generalfeldmarschalls v. Mackensen in die Dobrudscha ein, der die entsprechende Weisung erhielt. Während an der nordrumänischen Front noch alles ungemein unsicher war und gefahrvoll aussah, griffen wir in der Dobrudscha an.

Die Hauptmasse der bulgarischen Armee stand in ihren Stellungen an der griechischen Grenze. Sie war verstärkt durch deutsche Kommandobehörden, etwa eine deutsche Division und andere deutsche Truppen, namentlich Artillerie und Maschinengewehr-, Fernsprech- und Flieger-Formationen. Bulgarien bekam außerdem von uns, in erheblich geringerem Umfange auch von Österreich-Ungarn, Geld und reichlich Kriegsgerät. Die bulgarischen Eisenbahnen waren wenig leistungsfähig. Wir mußten entscheidend aushelfen, um die betrieblichen Verhältnisse zu bessern.

Die bulgarische Armee und Bulgarien selbst waren gewillt, soweit den Krieg zu führen, wie es dem nationalen Sonderstreben entsprach, die Balkangroßmacht zu werden. Hierfür schlug sich die bulgarische Armee, die allerdings noch nicht die Nachwirkungen der beiden Balkankriege überwunden hatte. Irgendeine kriegerische Leistung Bulgariens auf einem anderen Kriegsschauplatze des Vierverbandes war nicht zu erwarten.

Das deutsche A.O.K. 11 befehligte an der mazedonischen Front den Abschnitt beiderseits des Vardar; hier stand die Mehrzahl der deutschen Formationen, einzelne auch an anderen Teilen der Front. Sie fanden im Rahmen der bulgarischen Armee nicht das Entgegenkommen, das sie fernab der Heimat wohl hätten erwarten können und wozu sich Bulgarien in vielen Fragen auch ausdrücklich verpflichtet hatte. Der deutsche Soldat schlug sich in höherer Einsicht auch an der mazedonischen Grenze mit der gleichen Hingabe, wie

im Westen und Osten. Er wußte, daß er auch auf der Balkanhalbinsel seine Heimat verteidigte. Das bulgarische Volk und die bulgarische Armee waren für solch hohe Auffassung nicht reif. Sie hatten nicht einmal dafür Verständnis, wenn deutsche Truppen von der mazedonischen Front fortgezogen wurden, um an anderer Stelle um die Entscheidung zu ringen.

Noch bevor sich das rumänische Ungewitter entlud, hatte sich die bulgarische Heeresleitung entschlossen, in Richtung Saloniki anzugreifen. Die Inbesitznahme des Geländes östlich der Struma erfolgte bis zum 27. August ohne wesentlichen Kampf. Das dort stehende IV. griechische Armeekorps leistete keinen Widerstand und ließ die bulgarischen Truppen ruhig an sich vorbeiziehen. Die O.H.L. gab sofort an den deutschen Verbindungsoffizier die Weisung, sich der griechischen Truppen anzunehmen. Sie stellten sich sehr bald zu unserer Verfügung und wurden nach Görlitz gebracht, um mit ihrer Zustimmung dort interniert zu werden. Im Rücken der bulgarischen Armee war damit die gebotene Klarheit geschaffen. An der Struma stand die Entente. Die Bulgaren gingen nicht weiter vor, ihr Hauptangriff über Florina war inzwischen gescheitert, er wurde durch einen kräftigen Gegenstoß der Serben zurückgeschlagen. Die bulgarische Offensive, aber auch der bulgarische Mut brach zusammen. Der Zar der Bulgaren und Radoslawow, die Anfang September in Pleß waren, klagten und wollten deutsche Truppen haben.

Es widersprach den gesunden Grundsätzen des Krieges, wenn wir jetzt den Bitten nachgegeben hätten. Wichtigeres für die Gesamtkriegführung stand in Siebenbürgen auf dem Spiel. Die O.H.L. lehnte eine Unterstützung ab, half aber so, wie es die Lage gestattete. Das deutsche Armee-Oberkommando wurde vom Vardar nach dem rechten Flügel verlegt, um hier Gewähr für richtige taktische Führung und für sachgemäße Arbeit bei Ausbau der rückwärtigen Verbindungen zu geben.

Bulgarischer Oberbefehlshaber war General Jekow. Er war bundestreu, besaß aber nicht die ausgeprägten Führereigenschaften, wie sie ein moderner Krieg verlangt, dazu fehlte ihm die Schulung. Sein damaliger Generalstabschef Lukow war ein unklarer Kopf und Intrigant, der das Unglück seines Landes und des Vierbundes verschuldet hat.

Radoslawow ging aus innerer Überzeugung mit Deutschland zusammen. Er klärte aber sein Volk nicht über die Notwendigkeiten des Krieges auf, vielleicht hat er sie auch nicht richtig erkannt.

Der Zar stand ebenso fest auf dem Boden des Bündnisses. Er war ein ungemein kluger Mann, aber mehr ein Freund geschickten Verhandelns als ein Mann der Tat. Besonders bedauerte ich, daß er kein Soldat war und auf seine Armee nicht den Einfluß ausübte, den seine hohe Stellung von ihm verlangte.

Der Kronprinz Boris, von seinem Vater vorbildlich erzogen, war eine ausgesprochen soldatische und weit über sein jugendliches Alter hinaus reife Persönlichkeit. Er besaß klaren Blick für die militärischen Notwendigkeiten.

Für die Türkei hatte sich die Lage nach dem Abzuge der Ententetruppen von der Gallipolihalbinsel im Januar 1916 gebessert. Es war Enver Pascha möglich geworden, Truppen der deutschen O.H.L. zur Verfügung zu stellen. Er tat dies in der richtigen Erkenntnis, daß für die Türkei der Krieg nunmehr auf anderen europäischen Kriegsschauplätzen entschieden würde.

Die Engländer hatten die Türken aus der Sinaihalbinsel verdrängt. Sie bauten jetzt mit Eifer an einer Vollbahn und einer Wasserleitung; sobald beide weit genug vorgeschritten waren, mußte man mit dem Vordringen des Feindes nach Palästina hinein rechnen.

Der türkische Erfolg bei Kut el Amara im Frühjahr 1916 hatte keine Folgen gehabt. Der Engländer bereitete ein neues Unternehmen gegen Bagdad, diesmal anscheinend gründlich, vor. Auch hier waren früher oder später neue Kriegshandlungen zu erwarten.

Beide Unternehmungen mußten erfolgreich sein, wenn der Engländer an sie, wie es jetzt schien, mit Ernst heranging. Aber er mußte um so mehr Truppen dabei einsetzen, je nachhaltiger der türkische Widerstand war. Damit wurde der Wert der türkischen Armee auch für uns mittelbar von der allergrößten Bedeutung. Wir wurden im Westen um so schärfer entlastet, je tapferer sich die Türkei in Palästina und Mesopotamien wehrte, und je mehr Truppen der Engländer dorthin schicken mußte, um seine Ziele zu erreichen, von denen er nicht lassen wollte.

Die türkische Armee war verbraucht. Auch sie hatte den Balkankrieg noch nicht verwunden, als sie von neuem in den Krieg trat. Ihre Verluste durch Krankheiten und auf den Schlachtfeldern waren dauernd groß. Der gute, tapfere Anatolier verschwand aus der Truppe. Der unzuverlässige arabische Ersatz nahm besonders in Mesopotamien und Palästina einen immer breiteren Raum ein. Die Truppen erreichten nicht mehr die vorgeschriebenen Stärken, sie waren schlecht verpflegt und noch schlechter ausgestattet. Der Mangel an brauchbaren Offizieren war besonders empfindlich. Die Leistungen der türkischen Bahnen war nur gering; wir taten alles, um sie zu heben, hatten aber nur unwesentlichen Erfolg.

Die Haltung der türkischen Regierung gegenüber den anderen Volksstämmen blieb ablehnend. Sie tat trotz meines Drängens nicht Ernstliches, um mit ihrer Araberpolitik zu brechen. Das englische Gold wirkte. Die Araber wandten sich immer schärfer gegen die Türken.

Auch Enver kam bereits Anfang September nach Pleß. Er war groß veranlagt und machte einen ungewöhnlichen Eindruck. Er war Deutschlands treuer Freund. Warme Sympathie verband mich mit ihm. Für die Kriegführung hatte er soldatisches Verständnis. Aber die Grundlagen und das Handwerkszeug fehlten ihm; auch er war nicht geschult. Seine große militärische Begabung konnte sich nicht entfalten.

Die Macht in Konstantinopel lag fest in der Hand der Jungtürken. Die Bevölkerung stand abseits.

Der Ausblick, den die Türkei bei Antritt meines Amtes bot, war kein erfreulicher, nur mit Sorgen konnte ich an Mesopotamien und Palästina denken.

Als der Generalfeldmarschall und ich nach Pleß kamen, schwebte gerade die Frage einer gemeinsamen Kriegsleitung des Vierbundes auf taktisch-strategischem Gebiete; ich trat warm für sie ein und hatte die Genugtuung, daß sie bald geschaffen wurde. Seine Majestät der Kaiser erhielt die letzte Entscheidung, der Generalfeldmarschall durfte „im Auftrage" anordnen. In Praxis war die Leitung beschränkt; wir übersahen nicht klar den inneren Wert der Armeen unserer Bundesgenossen und konnten daher z. B. nicht verfügen, daß an der italienischen Grenze Österreichs nur so und so viel Divisionen zu verbleiben hätten. In der Praxis waren gegenseitige Vereinbarungen geboten;

immerhin gaben die getroffenen Abmachungen der deutschen O.H.L. eine gewisse Autorität, die sich als nutzbringend erwies.

Der Generalfeldmarschall und ich leiteten demnach den Krieg an der West- und Ostfront südwärts bis hinab zur Dobrudscha in ausgesprochener Weise. In bezug auf die Kampfführung gegen Rumänien blieb eine Verständigung mit unseren Bundesgenossen, an erster Stelle Österreich-Ungarn, nötig. Unter dem k. u. k. Oberkommando in Teschen standen die Heeresgruppe Erzherzog Karl und die jetzt in Siebenbürgen eintreffenden Truppen. Sie waren aber von den durch uns zu treffenden Maßnahmen so abhängig, daß sich damit tatsächlich in der Einheitlichkeit der Befehlsführung durch die O.H.L. nichts änderte.

Die italienische und albanesische Front bildeten das alleinige Arbeitsgebiet des Generals v. Conrad.

Aus der Einrichtung der gemeinsamen Kriegsleitung heraus ergab sich auch, daß sich die verbündeten Heeresleitungen an uns wandten, wenn sie untereinander Streitfragen hatten. Die bulgarische verkehrte in Balkanfragen sehr ungern mit der türkischen und der österreichisch-ungarischen, und auch diese verhandelten lieber mit uns als mit der bulgarischen Heeresleitung.

Am 5. September traten der Generalfeldmarschall und ich unsere erste Fahrt nach dem Westen an. Wir fuhren über Charleville, wo das Große Hauptquartier bisher noch seinen Sitz hatte, nach Cambrai, dem Hauptquartier des Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Vor Charleville begrüßte uns der Kronprinz. Eine Kompagnie des berühmten Sturmbataillons v. Rohr bildete die Ehrenwache für den Generalfeldmarschall. Ich sah zum ersten Male eine geschlossene Formation im Sturmanzuge mit dem so überaus nützlichen Stahlhelm. Im Osten kannten wir das nicht. Der Kronprinz war über die Einstellung des Angriffs auf Verdun in hohem Maße befriedigt, es wäre ihm damit ein langgehegter Wunsch erfüllt worden. Er streifte dann andere Fragen und betonte auch mir gegenüber seinen Wunsch nach Frieden; wie dieser aber von der Entente zu erlangen sei, sagte er mir nicht.

In Charleville sah der Generalfeldmarschall die Herren des Großen Hauptquartiers. Die Trennung der O.H.L. in zwei Gruppen und die überaus große räumliche Entfernung zwischen Pleß und Charleville hatten sich für das Ganze störend bemerkbar gemacht. Ich hätte gern das Hauptquartier im Westen vereinigt. Die O.H.L. mußte aber in Pleß bleiben, da die Operationen gegen Rumänien eine enge Verbindung mit General v. Conrad in Teschen zur Voraussetzung hatten. Das Große Hauptquartier wurde daher nach dem Osten verlegt. Es fand in Pleß, Kattowitz und anderen Orten Unterkunft.

Am 7. vormittags fand die Besprechung in Cambrai statt, während an der Somme erbittert gestritten wurde. Alles stand unter dem tiefen Eindrucke dieser so überaus schweren Kämpfe.

Die Gliederung der Westfront war damals keine glückliche. Das Zusammenfassen der Armeen zu Heeresgruppen war noch nicht weit genug gediehen. Auf größere Änderungen wurde aber zunächst verzichtet. Die vollständige Neugliederung der Westfront sollte erst nach einer Kampfpause vorgenommen werden.

Die Chefs der Heeresgruppen und Armeen gaben einen Überblick über ihre Frontabschnitte. Der bisherige Geländeverlust an der Somme konnte

noch ertragen werden; aber die Frage, wie solcher in der Folge mit seiner Begleiterscheinung, der immer größer werdenden Schwächung unserer Kraft, auszuschließen sei, war von unendlicher Wichtigkeit. Ich mußte über die Kräfteverhältnisse ebenso klar sehen wie darüber, ob unsere taktischen Anschauungen noch die richtigen wären. Das erste war einfach, das zweite unendlich schwer. In strategisch-taktischen Fragen platzten die Ansichten genau so aufeinander wie in allen politischen und wirtschaftlichen.

Dem Bilde, das ich mir über die Verhältnisse bei Verdun und an der Somme gemacht hatte, mußte ich auf Grund dessen, was ich zu hören bekam, eine noch erheblich düsterere Färbung geben. Der einzig lichte Ton war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt.

Es wurde mir klar, was der Generalfeldmarschall und ich in unserem neuen Amt auf uns genommen hatten und was wir Führung und Truppe im Westen auferlegten, wenn wir sie noch schwächten, um im Südosten anzugreifen.

Eine gewaltige, durch Flieger gut geleitete Artillerie hatte an der Somme mit ungeheurem Munitionsaufgebot unsere Artillerie niedergehalten und zerschlagen. Unsere infanteristische Verteidigungskraft wurde derart zermürbt, daß der feindliche Massensturm gelang. Wir büßten nicht nur an seelischer Spannkraft ein, sondern verloren neben hohem blutigen Ausfall eine bedeutende Anzahl Gefangener und viel Kriegsgerät.

Die Wünsche der Herren gipfelten in dem dringenden Verlangen nach Verstärkung an Artillerie, Munition, Fliegern und Ballonen sowie nach besserer Ablösungsmöglichkeit durch umfangreichere und rechtzeitigere Zuweisung von frischen Divisionen und anderen Truppen. Wir stellten bestimmte Hilfe in Aussicht.

Auch unsere taktischen Formen und ihre gebotene Umgestaltung wurden eingehend erörtert.

Die Besprechung in Cambrai verlief nutzbringend. Die stille Größe der versammelten Führer und Chefs, die nun im Westen beinahe zwei Jahre in großen Abwehrkämpfen standen, während der Generalfeldmarschall und ich im Osten kühne Angriffsschlachten hatten gewinnen können, machte einen tiefen Eindruck. Ich wurde in meiner Ansicht bestärkt, die Reichsregierung zu veranlassen, dem Kriege zu geben, was des Krieges ist. Menschen, Kriegsmaterial und seelische Kraft waren die Lebensfrage für die Armee. Je länger der Krieg dauerte, desto zwingender mußte dies in Erscheinung treten. Je mehr das Heer verlangte, desto mehr mußte aber auch die Heimat hergeben, desto größer wurde die Aufgabe der Reichsregierung, des preußischen Kriegsministeriums im besonderen. Anderseits war es uns auch klar geworden, daß über die augenblicklichen Wünsche hinweg dem Heere durch neue taktische Formen geholfen werden müsse, um die Verluste zu mildern und uns kampffähig zu erhalten.

Am Nachmittage traten wir von Cambrai aus die Rückfahrt durch Belgien an und waren am 9. früh wieder in Pleß. Ich war jetzt in meiner Stellung zu Haus und kannte mein Arbeitsgebiet. Ein gewaltiges Tätigkeitsfeld tat sich mir plötzlich auf, verlangte von mir vieles, dem ich bisher vollständig ferngestanden hatte. Ich mußte tief in das Getriebe der Kriegführung und in das Heimatleben im großen und kleinen eindringen, mich aber auch in den großen Weltfragen mit ihren Problemen zurechtfinden.

Wie zu erwarten war, ging der Entente-Ansturm im September und Oktober und noch darüber hinaus mit unveränderter Kraft fort. Der September war ein besonders kritischer Monat. Es wurde uns nicht leicht gemacht, in Siebenbürgen zu einer Operation gegen Rumänien zu kommen.

Die Sommeschlacht, die am 1. Juli mit einem Durchbruchsversuche großen Stils angefangen hatte, war in demselben Gedanken bis Mitte Juli mit unveränderter Kraft weitergegangen. Bis Ende August hatte die Entente weitere große Angriffe an allen Stellen der Schlachtfront mit höchstem Kräfteeinsatz geführt, um uns zunächst zu zermürben. Nach der Kriegserklärung Rumäniens setzten die Angriffe mit größter Stärke erneut ein, die Entente nahm den Durchbruchsversuch wieder planmäßig auf. Die Schlachten, die jetzt geschlagen wurden, gehören zu den gewaltigsten des ganzen Krieges und übertrafen an Gerät- und Menscheneinsatz alle bisherigen Angriffe.

Die Beanspruchung von Führer und Truppen war außerordentlich. Der für die Westfront auf Grund der Besprechungen von Cambrai entworfene Ablösungsplan genügte lange nicht mehr. Divisionen und sonstige Truppen mußten in schnellerer Folge an die Sommefront geworfen werden und dort länger aushalten. Die Zeit zur Erholung und Ausbildung an ruhiger Front wurde immer kürzer. Die Truppen verbrauchten sich. Auch vor Verdun wurde erbittert gerungen. Alles stand auf des Messers Schneide! Unsere Nervenanspannung in Pleß war gewaltig, immer wieder mußten Aushilfsmittel ersonnen und durchgeführt werden. Auch an den anderen Fronten, am Isonzo, im Osten und in Mazedonien gingen die Kämpfe weiter.

Der Aufmarsch gegen Rumänien zog sich bis Ende September hin. Ein rasches Zugreifen der Rumänen hätte ihn über den Haufen werfen können. Abgelenkt durch die großen Erfolge des Generalfeldmarschalls v. Mackensen beim Einfall in die Dobrudscha und in Erwartung des Karpathenübergangs der Russen, bewegte sich die rumänische Armee mit Schneckengeschwindigkeit vorwärts. Sie verhielt den linken Flügel von Orsowa bis Hermannstadt, wo sich eine stärkere Gruppe befand. Die Hauptkräfte gewannen von Kronstadt her und aus dem Grenzgebirge der Moldau in enger Verbindung mit dem russischen linken Flügel in ost-westlicher Richtung allmählich Raum.

Es scheint die Absicht Rußlands und Rumäniens gewesen zu sein, in geschlossener Linie zwischen Karpathen und Donau in die ungarische Tiefebene herabzusteigen. Dazu mußten aber sehr starke russische Kräfte über die Karpathen geführt werden. Der Rumäne hatte durch energischen Vormarsch in unsere Versammlung hinein die Karpathenübergänge von rückwärts her für die Russen zu öffnen. Er tat das Gegenteil. Er nutzte, des großen Krieges unkundig, die Gunst der Verhältnisse, die sich ihm immer wieder durch das Abdrehen der Divisionen gegen den Dnjestr und in die Karpathen bot, in keiner Weise aus. Er rückte nur ungemein langsam vor und verlor Zeit. Jeder Tag bedeutete für uns einen Gewinn! Auch der Russe handelte nicht zweckmäßig; er rannte lieber gegen die Karpathenkämme an, statt durch die Moldau in unsere offene Flanke zu stoßen. Das Eingreifen Rumäniens in den Feldzug erfolgte ganz planlos. Eine gemeinsame Operation war nicht sichergestellt.

Nachdem die ersten aus dem Westen für Rumänien bestimmten deutschen Truppen nach Ostgalizien und den Karpathen umgeleitet waren, hatten wir nach Siebenbürgen Divisionen des Oberbefehlshabers Ost zu fahren. Eine Schwächung der Front mußte hier in Kauf genommen werden. Mit dem

Eintreffen dieser Truppen in Siebenbürgen war aber erst Mitte September zu rechnen. Die schlechten ungarischen Bahnen wirkten weiter verzögernd.

Auch die k. u. k. Truppen trafen nur langsam ein. General v. Conrad wagte keine größere Schwächung der Isonzofront. Er machte nur aus Tirol einige Gebirgsbrigaden frei. Sie konnten aber erst sehr spät kommen. Ich bot deshalb dem Oberkommando in Teschen einige k. u. k. Divisionen der Heeresgruppe Linsingen an, die gegenüber russischen Truppen nicht mehr zu verwenden waren. Sie wurden dankbar genommen. Die Divisionen füllten Raum; als Angriffstruppen waren sie allerdings kaum zu gebrauchen.

In der zweiten Septemberhälfte verdichtete sich allmählich unser Aufmarsch in Siebenbürgen; er blieb immer noch sehr schwach gegenüber den feindlichen Stärken. Erzherzog Karl führte den Oberbefehl. Unter ihm hatte die k. u. k. 1. Armee nur geringen Kampfwert. Die 9. Armee im serbischen Siebenbürgen aber war angriffsfähig, bei ihr lag der Schwerpunkt der Operation.

Diese sollte damit beginnen, daß die 9. Armee die Hermannstädter Gruppe vernichtend traf. Nach Sperrung des Rotenturm-Passes hatten dann beide Armeen nach Osten anzutreten.

Der Schlag bei Hermannstadt gelang. Das Alpenkorps unter General Krafft v. Delmensingen schob sich umfassend bis zum 26. September im Rücken des Feindes an den Rotenturm-Paß heran, worauf die 9. Armee mit ihrem Gros beiderseits Hermannstadt angriff. Unsere Kräfte waren schwach, der Kampf dauerte bis zum 30. Der Rumäne wehrte sich zäh und griff auch das Alpenkorps von Süden an. Die rumänischen Hauptkräfte um Kronstadt her setzten sich aber zu spät in Bewegung und konnten die vernichtende Niederlage eines Teils ihres Heeres bei Hermannstadt nicht mehr hindern.

Das Alpenkorps, verstärkt durch jetzt eintreffende k. u. k. Gebirgsformationen, übernahm die Deckung der rechten Flanke der Armee am Rotenturm-Paß. Sie selbst trat unverzüglich den Marsch in östlicher Richtung nördlich des Gebirgskammes an. Um den Druck hier noch zu verstärken, wurde die 89. deutsche Division der k. u. k. 1. Armee westlich Schäßburg vorbei an die 9. Armee herangeschoben; auch diese Armee trat an. Die feindlichen Armeen trafen so im Vormarsch aufeinander.

Die Rumänen hatten zunächst in der Mitte einen Erfolg. Sie wurden aber von der 9. Armee südlich Fogaras geschlagen und über den Geister-Wald und Kronstadt in einem schönen Anlauf bis zum 10. Oktober auf Campulung, Sinaja und Buzau in das Gebirge südlich Kronstadt zurückgeworfen. Der Druck, den die 9. Armee damit ausübte, war so stark, daß der Rumäne auch weiter nordwärts zurückging, und die k. u. k. 1. Armee nach und nach aus dem Quellgebiet des Alt und der Maros das Grenzgebirge nach der Moldau zu erstieg.

Der Angriff des Generalfeldmarschalls v. Mackensen gegen die Rumänen hatte inzwischen schöne Erfolge gezeitigt. Während nur schwache Truppen längs der Dobrudschabahn auf Dobric vorgingen, griff der Generalfeldmarschall mit dem übrigen Teil seiner Kräfte in den ersten Septembertagen das befestigte Tutrakan an. Dank der ausschlaggebenden Mitwirkung der schwachen deutschen Abteilung Bode war der Ausgang ein überraschend guter. Etwa zwei rumänische Divisionen ergaben sich am 6. September nach kurzer Gegenwehr. Rasches Zufassen brachte am 9. auch Silistria zu Fall. Dobric war bereits am 4. genommen.

Generalfeldmarschall v. Mackensen hielt bei seinem weiteren Vormarsch in der Dobrudscha seinen linken Flügel hart an der Donau und legte hierhin auch den Hauptdruck. Die feindlichen Kräfte, die sich in der Linie Kara Omer—Oltina-See sammelten, sollten gegen das Schwarze Meer gedrängt werden. Die auf dem linken Flügel befindliche deutsche Abteilung Bode durchbrach die Stellung in kühnem Angriff und stieß weiter donauaufwärts nach. Die Bulgaren waren aber nicht schnell genug bei der Hand; der Gegner zog ordnungsmäßig ab. Die 3. bulgarische Armee hatte sich einen großen Erfolg entgehen lassen. Der Feind vermochte sich, noch weit südlich der Bahn Tschernawoda—Constanza, von neuem in der Linie Rasowa—Tuzla zu setzen. Versuche, auch diese Stellung zu nehmen, mußten bald aufgegeben werden. Die Angriffskraft der zur Stelle befindlichen bulgarisch-türkischen Truppen reichte dazu nicht aus.

Generalfeldmarschall v. Mackensen bat schon in der zweiten Septemberhälfte um eine deutsche Division, ohne sie könne er den weiteren Angriff nicht ausführen. Die Entscheidung über diese Bitte mußte fürs erste vorbehalten bleiben.

Um Mitte Oktober hatte sich die Gesamtlage gebessert. Sie blieb an der Westfront in hohem Maße ernst, aber die Krise war unter gewaltiger Anstrengung der dortigen Kräfte überwunden worden.

An der italienischen Front waren starke feindliche Angriffe abgeschlagen.

In Mazedonien blieb noch ein Rückschlag zu befürchten.

Die rumänische Armee war in der Dobrudscha und in Siebenbürgen empfindlich getroffen. Die übrige Ostfront stand.

Der Plan der Entente, uns im Herbste 1916 endgültig zu erdrücken, der im August/September noch aussichtsreich erschien, war fürs erste durchkreuzt. Noch waren die Kämpfe an allen Fronten nicht beendet. Ob die feindliche Kraft oder die unsrige länger reichen würde, wußten wir damals noch nicht, wie wir es jetzt rückschauend wissen. Rumänien war noch nicht geschlagen. Wie sollten wir, worüber kein Zweifel war, ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und Krieg führen?

Seit der Feldmarschall und ich in die O.H.L. getreten waren, hatten wir einen großen Schritt vorwärts getan, ein zweiter blieb noch zu machen; er bestand in dem weiteren Halten der Fronten und, um leben zu können, in dem Sieg über Rumänien. Bis dieses Ziel erreicht wurde, begann das Jahr 1917. Da aber dachten wir nicht mehr an die überstandene Gefahr des großen Entente-Ansturmes 1916, sondern sahen mit neuen Sorgen einer überaus ernsten Zukunft entgegen.

Der zweite Schritt, zu dem wir uns um die Mitte Oktober entschließen mußten, war ungemein ernst.

Es war schwierig, den Rumänen durch die Grenzgebirge oder über die Donau zu treffen; noch schwerer, neue Truppen für die Fortsetzung der Operationen bereitzustellen.

Wir hatten uns naturgemäß dauernd überlegt, wie die Bewegungen gegen Rumänien weiterzuführen wären. Der mit starken Angriffen gepaarte Widerstand, den die Heeresgruppe Erzherzog Karl in den Grenzgebirgen von Orsowa bis zur Bukowina fand, zeigte, daß sich die 9. und die k. u. k. 1. Armee festgelaufen hatten. Eine Fortsetzung des Angriffs war hier nicht mehr möglich.

Andere Wege waren für die Gesamtoperation zu beschreiten. Generalfeldmarschall v. Mackensen hatte den Feind in der Dobrudscha zu schlagen, ihm nur mit Teilen zu folgen und die anderen Teile südwärts Bukarest über die Donau zu führen. Die 9. Armee der Heeresgruppe Erzherzog Karl sollte über die transsylvanischen Alpen nach Süden in die Walachei hinabsteigen. Beide Armeen hatten darauf den Feind zu besiegen und ihre Vereinigung zu erstreben. Die bisher gegen die Rumänen eingesetzten Kräfte genügten nicht. Das rumänische Heer hatte zudem russische Hilfe zu erwarten. Daß beide Heeresgruppen soviel Kräfte wie nur irgend möglich für den Einmarsch in die Walachei bereitstellten, war selbstverständlich.

Die schwere Frage war zu entscheiden, ob weitere Truppen für diese Operation zur Verfügung ständen. Ich habe mit mir gekämpft. Der Kräfteverbrauch an den beiden großen Fronten in Ost und West war sehr groß geworden, und noch waren die Kämpfe nicht beendet. Ich schloß die Augen vor allen Gefahren an anderen Fronten. Der Oberbefehlshaber Ost mußte nochmals zwei bis drei Infanterie-Divisionen und zwei Kavallerie-Divisionen hergeben. Auch aus dem Generalgouvernement Belgien wurde die 7. Kav. Div. herausgezogen. Mit diesem Kräftezuschuß konnte die Operation wenigstens gewagt und um Mitte November eingeleitet werden; ob sie bei unserer großen Schwäche gelingen würde, war fraglich.

Während der Neuaufmarsch gegen Rumänien sich Ende Oktober und Anfang November vollzog und die sich daran anschließenden Ereignisse ihren Verlauf nahmen, gingen die Kämpfe an den anderen Fronten weiter.

Die Sommeschlacht hielt noch den Oktober über bis in den November in großer Erbitterung an. Es gab Großkampftage ernstester Art. Die Truppe hatte es ungemein schwer, aber sie behauptete im wesentlichen ihre Stellungen trotz großer feindlicher Kraftentfaltung.

Ende Oktober griff der Franzose wieder vor Verdun an, wir verloren Fort Douaumont und mußten auch Fort Vaux räumen. Im Dezember wurde dort erneut hart gekämpft. Wir verloren bei großen Verlusten an Kraft auch weiter wichtige Stellungen. Die Spannkraft der Truppen hatte in dem Stillhalten der Verteidigung unter der Gewalt feindlichen Artilleriefeuers und durch eigene Verluste nachgelassen. Wir waren an der Westfront vollständig erschöpft.

An der italienischen Front trat nach der 9. italienischen Isonzo-Offensive bis auf weiteres Ruhe ein. Auch Italien fehlte es an Kraft, das verbündete Rumänien zu entlasten.

Die Lage an der mazedonischen Front entwickelte sich nicht günstig. Als die Entente Mitte November bei Monastir angriff, gaben die bulgarischen Truppen nach und mußten die Stadt den Serben überlassen. Erst nach dem Einsatz deutscher Jägerbataillone, deren Fehlen in Rumänien schmerzlich empfunden wurde, begann die mazedonische Front wieder an Halt zu gewinnen.

An der Front des Oberbefehlshabers Ost erfolgte Mitte Oktober noch ein gewaltiger vergeblicher Angriff der Russen westlich Lutzk, dann flauten hier die Angriffe ab. Auch hier waren wir mit unserer Kraft zu Ende.

In den Karpathen setzte der Russe in Verbindung mit den Kämpfen in Rumänien seine Angriffe vom Oktober bis in den Dezember hinein fort.

Während so Ende Oktober und Anfang November die Kampftätigkeit auf allen Fronten noch auf vollster Höhe stand und ein Ende noch nicht abzusehen war, vollzog sich unser zweiter Aufmarsch gegen Rumänien.

Die Vorbereitungen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen für die Fortführung der Operationen in der Dobrudscha waren Mitte Oktober beendet. Er griff am 19. Oktober an. Zu diesem Zeitpunkte war auch die 217. Inf. Div. eingetroffen, die an entscheidender Stelle, zum Sturm auf Topraisar, eingesetzt wurde. Wieder mußte deutsches Blut fließen, weil die Verbündeten den Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen waren. Der Feind hatte sich erheblich verstärkt und Anfang Oktober versucht, die deutsch-bulgarisch-türkischen Streitkräfte in der Dobrudscha zu schlagen, aber seine Angriffe waren nicht einheitlich und kräftig genug geführt worden; so versäumte er die Stunde, die er günstig ausnutzen konnte. Der Angriff des Generalfeldmarschalls v. Mackensen hatte nach schweren dreitägigen Kämpfen einen glänzenden Durchbruchserfolg. Die feindliche Armee wurde in Unordnung nach Norden über die Bahn Konstantza—Tschernawoda zurückgeworfen. Rastlos war die Verfolgung; schon am 23. war Konstantza mit seinen reichen Ölvorräten von unseren Truppen besetzt; bald darauf fiel Tschernawoda. Erst 20 km nördlich der Bahn wurde die Verfolgung eingestellt.

Natürlich wurde die Frage aufgeworfen, ob die Armee nicht in weiterer Ausnutzung ihres Erfolges den Vormarsch in nördlicher Richtung bis an die Donau fortsetzen sollte. Sie wurde in Rücksicht auf die Gesamtoperation verneint. So schwer es der O.H.L. auch wurde, die Weisung erging, daß Generalfeldmarschall v. Mackensen den Vormarsch anzuhalten, den Donauübergang südwärts Bukarest vorzubereiten und in der zweiten Novemberhälfte mit möglichst starken Kräften überzugehen habe. Der Generalfeldmarschall nahm es auf sich, nur überaus schwache Teile in der Norddobrudscha zurückzulassen. Die Hauptkräfte wurden nach Rustschuk in Bewegung gesetzt und als Übergangsstelle Swistow/Zimnicea ausgewählt.

Als Einfallstor in die Walachei vom Westen und Norden kamen die Gegend von Orsowa, der Vulkan- und Szurduk-Paß oder der Rotenturm-Paß in Frage.

Im Rotenturm-Paß und hart südlich war das Alpenkorps auf sehr hartnäckigen Widerstand gestoßen, als es nach der Schlacht von Hermannstadt die Flankensicherung der auf Kronstadt vorstrebenden 9. Armee übernommen hatte. In sehr erbitterten Kämpfen gewann es bis Ende Oktober südlich der Paßhöhe nur wenig Boden. Es mußte hier einen Hochgebirgskrieg im Winter in allen seinen charakteristischen Formen und mit allen seinen ungeheuren Schwierigkeiten führen.

Ein Übergang der Hauptkräfte der 9. Armee über das Gebirge an dessen höchster und breitester Stelle gegenüber einem starken und nicht mehr zu überraschenden Feind mußte ebenso stecken bleiben, wie der gleiche Angriff im Oktober südlich Kronstadt. Es kam darauf an, zunächst überhaupt einmal über die Berge zu kommen. So entschloß sich die O.H.L. den Vulkan- und Szurduk-Paß als Durchgangspforte zu wählen.

Der Übergang wurde gründlich und bis ins einzelne vorbereitet und die Gebirgsausrüstung der Truppen vervollständigt. Besonderes Augenmerk wurde auf die Ausbesserung der Gebirgsstraßen und auf Bereitstellung von Material gelegt, um damit sogleich feindwärts fortschreiten zu können. Auch Schienenkraftwagen wurden bereitgehalten, sie sollten auf den rumänischen Bahnen verwendet werden.

Am 10. November hatte General Kühne seine Vorbereitungen beendet. Der Beginn der Operation war auf den 11. festgesetzt. Die Gruppe sollte hier mit vier Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen, die General Graf v. Schmettow befehligte, antreten und mit aller Kraft über Crajowa gegen den Alt vordringen. Bei Orsowa sollte gleichzeitig eine schwache Brigade angreifen. Das verstärkte Alpenkorps und die Truppen südlich Kronstadt hatten ihre Angriffe weiter fortzusetzen.

Der 11. November brachte einen vollen Erfolg. General Kühne kam über das Gebirge, schlug die ihm entgegengeworfenen rumänischen Divisionen in der Schlacht bei Targu Jiu am 17. November und besetzte Crajowa bereits am 21. Am 23. stand General Graf v. Schmettow mit seinen Kavallerie-Divisionen am Alt östlich Caracal. Die Altbrücke hier war in seinem Besitz. Weiter nördlich, gegenüber Slatina, hatte Infanterie den Alt erreicht.

Am gleichen Tage hatte Generalfeldmarschall v. Mackensen bei Zimnicea in dichtem Nebel mit der Donau-Armee das nördliche Stromufer gewonnen.

Im Rücken des Generals Kühne hatte der Rumäne, tapfer kämpfend, von Orsowa her den Rückzug donauabwärts angetreten und, hart am Strom sich haltend, fortgesetzt. Von allen Seiten umstellt, streckte er erst an der Altmündung Anfang Dezember die Waffen.

Für die Operation östlich des Alt war rücksichtslose Fortsetzung des Vormarsches und Vereinigung beider Armeen mit den inneren Flügeln in Richtung Bukarest befohlen. Generalfeldmarschall v. Mackensen sollte, sobald die Vereinigung der Armeen bewirkt und eine Befehlsübermittlung gesichert war, das Oberkommando auch über die 9. Armee übernehmen.

Die Donau-Armee — jetzt General Kosch unterstellt — begann ihren Vormarsch am 25. November und erzwang sich am 30. nach hartem Kampf mit dem linken Flügel den Übergang über die Neslow-Niederung südwestlich Bukarest, während der rechte donauabwärts in gleicher Höhe vordrang.

Das Alpenkorps hatte sich am 27. den Austritt aus dem Rotenturm-Paß in die Ebene erkämpft und mit dem Schwerpunkt nördlich der Arges nach Südosten Gelände gewonnen. Hierdurch wurde dem nördlich Campulung in harte Kämpfe verwickelten rechten Flügel der Kronstadter Gruppe der Heraustritt aus dem Gebirge ermöglicht.

Weiter zurück stand General Kühne. Seine Infanterie-Divisionen hatten sich zu sehr auf den Altübergang bei Slatina verbissen. Sie überschritten den Fluß erst im Laufe des 27. und waren am 30. noch etwa 80 km von dem linken Flügel der Donau-Armee sowie dem rechten der Gruppe Krafft entfernt.

Am 1. Dezember wurde der linke Flügel der Donau-Armee hart südlich Bukarest sehr stark angegriffen und zurückgedrängt. Die bereits über den Neslov gegangenen deutschen Truppen wurden abgeschnitten. Die Lage war zweifellos sehr kritisch. Nur eine in zweiter Linie marschierende türkische Division gebot der feindlichen Umfassung Aufenthalt. Der rumänische Stoß wurde nicht kraftvoll genug fortgesetzt, gegen ihn sofort der rechte Flügel der 9. Armee zur höchsten Eile angetrieben und die Krise damit überstanden.

Inzwischen hatte der linke Flügel der Truppen des Generals Kühne die Verbindung mit der Gruppe Krafft aufgenommen und die rumänische 1. Armee weiter über die Arges nach Osten zurückgedrängt. Donau- und 9. Armee kämpften von jetzt an in gleicher Höhe. Die Operation war gesichert.

Es war nicht leicht gewesen, die beiden Armeen zu einem engen taktischen

Zusammenwirken zu bringen. Am 1. Dezember wäre dies im letzten Augenblicke beinahe noch mißglückt. Es ist eben im Kriege mit zuviel Reibungen aller Art zu rechnen.

Nachdem diese Spannung beseitigt war, standen wir vor einer neuen. Würde Bukarest als Festung verteidigt werden oder nicht? Es fiel mir ein Stein vom Herzen, als die Meldung eintraf, unsere Kavallerie-Divisionen hätten in der Nacht vom 5./6. Dezember die Nordwerke der Festung unbesetzt und gesprengt gefunden. Am 6. waren wir in dem Besitze von Bukarest, Ploësti und Campina. In dem ganzen Ölgebiet hatten auf Befehl und unter Anleitung Englands die Rumänen die gründlichsten Zerstörungen vorgenommen.

In die bisherigen Kämpfe hatten die Russen ernstlich noch nicht eingegriffen. Der Sieg dort ist uns nur hierdurch ermöglicht worden. Von jetzt ab war mit ihrem Eintreffen zu rechnen, sie verstärkten sich anscheinend in Besorgnis für ihre linke Flanke.

Bei der Fortsetzung der Operation wurde der Zweck verfolgt, den Rumänen noch weiter entscheidenden Abbruch zu tun, die Russen in der Versammlung zu schlagen und die Linie Donaumündung—Sereth—Trotus für den Abschluß des Feldzuges zu erreichen. Es war dies die kürzeste Linie, die zu gewinnen war.

Die Kämpfe nahmen einen anderen Charakter an als die bisherigen. Unsere Truppen waren ermüdet und stießen nur noch frontal auf den Feind; die Umfassungsmöglichkeit war gering, da sich der Gegner besonders im Gebirge stark machte. Der Russe erschien bald in großer Zahl, er schlug sich besser als der Rumäne. Der Nachschub an Munition, die man jetzt mehr als früher brauchte, wurde auf den ungünstiger gewordenen Verbindungen langwierig. Es setzten starkes Regenwetter und gegen Neujahr ungewöhnlich starker Frost ein.

Die Kämpfe zogen sich bis in den Januar hin. Unsere Truppen bedurften dringend der Ruhe. Ich dachte mit Sorgen, wie ich sie aus diesem Winkel heraus wieder auf die großen Kriegsschauplätze bringen würde. Endlich, am 4. Januar, nahm die Donau-Armee nach schwerem Kampfe Braila. Sie erreichte den Sereth bis zur Buzaumündung abwärts. Die 9. Armee hatte sich im Anschluß an die Donau-Armee unter steten Gefechten an den Sereth herangeschoben. Sie nahm am 8. Focsani und das Gelände nördlich der Stadt bis zur Putna.

Der Angriff der Heeresgruppe Erzherzog Karl, der um Weihnachten begann, hatte inzwischen keinerlei Fortschritte gegen den Trotus gemacht. Die tiefe Erschöpfung der Truppen, Zeit und Witterung drängten zur Beendigung des Feldzuges. Die Linie, in der die Heeresgruppe Mackensen stand, war annähernd die beabsichtigte. Der Angriff wurde eingestellt. Die Armeen gruben sich in der erreichten Linie ein.

Der zweite Schritt in dem rumänischen Feldzuge war getan und dieser damit beendet. Reich an stolzen Waffentaten unserer tapferen Truppen, reich an großen Führerentschlüssen von dem niedrigsten Führer bis hinauf zur O.H.L., reich aber auch an ernsten Sorgen, die keiner schwerer empfinden konnte als ich. Wir hatten das rumänische Heer geschlagen; es vernichtend zu treffen, war ausgeschlossen gewesen. Die reichen Vorräte der Walachei waren unser. Wir hatten erreicht, was irgend möglich war, mußten aber

doch Kräfte in der Dobrudscha und der Walachei stehen lassen, die wir vor Eintritt Rumäniens in den Krieg an der Ost- und Westfront, auch in Mazedonien, verwendet hatten. Trotz unseres Sieges über das rumänische Heer waren wir in der Gesamtkriegführung schwächer geworden.

Mit Beendigung des Feldzuges in Rumänien waren die Kämpfe des Herbstes 1916 endgültig zu unseren Gunsten entschieden. Der Ansturm der Entente war zusammengebrochen, und die Hilfsquellen der Walachei waren unser. Die ungeheure Überlegenheit der Entente an Menschen und Kriegsmitteln war an der Haltung der Truppen und der Sicherheit und Entschlußfreudigkeit der Führung zerschellt.

An allen Teilen der gewaltigen Front hatte das deutsche Heer, hatte jeder einzelne sein Bestes und buchstäblich das Letzte hergegeben. Nur hierdurch waren die Erfolge möglich gewesen, für die dem deutschen Soldaten die Weltgeschichte den Lorbeer geben wird. Jetzt bedurften wir dringend der Ruhe. Das Heer war im höchstem Maße abgekämpft und überaus erschöpft.

Auch der Feind schien müde. Er hatte aber doch noch die Kraft zu dem so erfolgreichen Vorstoß bei Verdun gehabt. Bei seiner Überlegenheit konnte er den Truppen mehr Ruhe geben. Mit ihrer schnellen Erholung mußten wir rechnen.

Die Lage um die Jahreswende 1916/17.

Die Aussichten für das neue Kriegsjahr waren trotz des so günstigen Abschlusses des Jahres 1916 überaus ernst.

Die O.H.L. hatte damit zu rechnen, daß die gewaltige feindliche Überlegenheit an Menschen und Kriegsmitteln sich im Laufe des Jahres 1917 noch schärfer fühlbar machen würde als im Jahre 1916. Sie mußte fürchten, daß an verschiedenen Stellen unserer Fronten frühzeitig „Sommeschlachten" entbrennen würden, denen selbst unsere Truppen auf die Dauer nicht gewachsen wären. Dies um so weniger, wenn der Feind uns keine Zeit zur Erholung und zum Ansammeln von Kriegsgerät ließ. Ein Ausweg war kaum zu finden. An einen Angriff konnten wir nicht denken, wir mußten unsere Reserven für die Abwehr verfügbar halten. Auf den Zusammenbruch eines der Entente-Staaten konnten wir nicht hoffen. Bei einem Hinziehen des Krieges schien unsere Niederlage unausbleiblich. Hierzu kam, daß auch unsere wirtschaftlichen Grundlagen für einen Erschöpfungskrieg sehr ungünstige waren. Die Kraft daheim war schwer getroffen. Wir dachten mit Sorge an unseren Lebensunterhalt, aber auch an unsere seelische Spannkraft. Wir arbeiteten nicht mit Hungerblockade und Propaganda gegen die Psyche der feindlichen Völker. Beruhigendes lag nur in dem stolzen Gedanken, daß wir bisher dem überlegenen Gegner getrotzt hatten und überall vorwärts unserer Grenzen standen.

Der Generalfeldmarschall und ich stimmten in dieser ernsten Auffassung der Lage vollkommen überein. Wir hatten sie bei der Befehlsübernahme Ende August 1916 gewonnen und trotz der Siege beibehalten. Infolge dieser Ansicht war bereits im September der Bau großer rückwärtiger Stellungen im Westen angeordnet: die Siegfriedstellung in der Linie Arras—vorwärts Cambrai—St. Quentin—La Fère—Vailly sur Aisne und die Michelstellung, zur Abschrägung des St. Mihiel-Bogens südlich Verdun vorwärts der Linie Etain—

Gorz. Diese strategischen Stellungen boten den Vorteil der Frontverkürzung und Kräfteersparnis, ihr Beziehen wurde planmäßig vorbereitet.

Der Stellungsausbau, die Ausbildung des Heeres für die Abwehrschlacht und die Beanspruchung der Heimat waren Mittel der Kriegführung bedeutungsvollster Art. Sie konnten die Entscheidung hinausschieben, falls es der Regierung gelang, das Volk geschlossen auf den Krieg einzustellen, aber nie einen günstigen Ausgang des Krieges herbeiführen. Die Zukunft blieb daher durchaus unklar, auf Zufälligkeiten darf der Soldat nicht rechnen; so gewannen für uns die Friedens- und die U-Bootfrage eine außerordentliche Bedeutung. Es handelte sich um Frieden, um eine Niederlage ohne uneingeschränkten U-Bootkrieg und um die Möglichkeit eines Sieges durch diesen Krieg, indem wir zur See zum Angriff übergingen, während wir zu Lande uns wehrten.

Der Reichskanzler beschäftigte sich im September 1916 in seinen Gedanken mit einer Friedensvermittlung des Präsidenten Wilson. Er trat an Seine Majestät mit dem Vorschlag heran, den Botschafter Grafen Bernstorff anzuweisen, daß er den Präsidenten Wilson veranlassen möge, baldigst, jedenfalls noch vor seiner Wiederwahl Anfang November, den Mächten einen Friedensantrag zu machen. Ich war damit durchaus einverstanden und innerlich froh, wenn ich auch in Einschätzung des Vernichtungswillens unserer Feinde dem Vorschlage gegenüber skeptisch blieb. Ihre Aussichten für das Jahr 1917 waren so viel günstiger als die unsrigen, daß ich an einem Erfolg des Friedensschrittes des Präsidenten Wilson zweifelte, wenn ich auch auf ihn hoffte. In großer Spannung wartete ich, ob ein solcher seitens des Präsidenten im Oktober unternommen würde. Aber der Tag seiner Wiederwahl im November und der ganze November vergingen, ohne daß er sich dazu entschloß. Ich rechnete nun nicht mehr mit seiner Vermittlung.

Graf Burian trat jetzt mit dem Vorschlage hervor, der Vierbund möge selbst tätig vorgehen und seinerseits den Feinden den Frieden anbieten. Ich stand diesem Schritt mit demselben Zweifel gegenüber, aber der Versuch war zu machen. Wir mußten nur alles vermeiden, was nach einem Schwächezeichen aussah. Dies hätte auf Heer und Volk drückend gewirkt und wäre nur ein Anreiz für die Entente gewesen, ihre Anstrengungen, uns niederzuschlagen, zu verdoppeln. Ich arbeitete an diesem Friedensschritt, soweit mich der Reichskanzler beteiligte, mit und bat aus vorstehenden Erwägungen, mit seiner Ausführung zu warten, bis der Feldzug in Rumänien zu einem gewissen Abschluß gekommen sei. Am 6. Dezember fiel Bukarest, und damit hielt ich die militärische Lage für so gesichert, daß ich kein Bedenken gegen die Bekanntgabe der Friedensnote hatte.

Seine Majestät der Kaiser hatte dem Friedensschritt sein volles Interesse zugewandt. Sein hohes Verantwortungsgefühl, der Welt sobald als möglich den Frieden zu geben, trat klar hervor.

Am 12. Dezember erfolgte das Friedensangebot des Vierbundes.

Der Widerhall, den es in der Ententepresse fand, war denkbar ungünstig. Auf irgendeine Verständigungsmöglichkeit mit der Entente war schon sehr bald nicht mehr zu rechnen. Sie hatte sich fest durch Abmachungen und Geheimverträge gebunden, die nur durch unsere vollständige Niederlage zu verwirklichen waren. Am 30. Dezember erfolgte die Antwort der Entente, sie mußte jeden Zweifel an ihrem Vernichtungswillen beseitigen. Der Einwand, der

Ton unseres Angebots hätte von vornherein einen Erfolg ausgeschlossen, ist nicht stichhaltig. Unserer ganzen Lage nach mußten wir eine zuversichtliche Sprache führen. Ich trat dafür auch im militärischen Interesse ein. Unsere Truppen hatten Gewaltiges geleistet. Wie mußten sie es auffassen, wenn wir anders sprachen. Das Friedensangebot durfte der Kampfkraft des Heeres nicht schädlich werden und ist es auch nicht geworden. Wollte die Entente ehrlich einen Frieden des Rechts und der Versöhnung, so konnte und mußte sie an den Verhandlungstisch kommen. Hier konnte sie ihre Forderungen vorbringen. Wären die Verhandlungen an einem etwaigen Annexionswillen der deutschen Vertretung gescheitert, so war die Entente in der Lage, unter Hinweis auf unsere Haltung ihre Völker von neuem zum Kampf zu entflammen. Wir aber hätten in diesem Fall das schon damals den Frieden ersehnende deutsche Volk gar nicht mehr zum Kampf bekommen. Noch viel weniger wären unsere kriegsmüden Bundesgenossen weiter mit uns gegangen. Dieser einfache Gedankengang zeigt überzeugend, daß wir zu einem Frieden der Gerechtigkeit und Versöhnung bereit waren, als wir das Angebot erließen.

Die Ablehnung der Entente hier und bei allen späteren Gelegenheiten zeigt ebenso klar, daß sie keine Verhandlungen wollte, die von unserer ehrlichen Friedensbereitschaft aller Welt Kunde gegeben hätten. Sie befürchtete davon eine Schwächung des Vernichtungswillens im eigenen Lager und wollte uns doch im Frieden entscheidend treffen und schwächen.

Inzwischen hatte Präsident Wilson nun doch am 18. Dezember an die kriegführenden Staaten eine Note gerichtet, um „von allen jetzt kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte". Der Präsident wollte anscheinend die beiderseitigen Forderungen ausgleichen und eine Einigung auf der Mittellinie finden. Er dachte an einen Frieden ohne Sieger und Besiegte.

Die Regierungen des Vierbundes schlugen schon am 26. Dezember den baldigen Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Staaten an einem neutralen Ort vor. Die Entente verhielt sich ablehnend. Ihre Antwort vom 12. Januar war vielleicht von noch schärferem Vernichtungswillen getragen als jene vom 30. Dezember. Der eiserne Wille Lloyd Georges sprach daraus, der Anfang Dezember die Regierungsgewalt in England auch der Form nach übernommen hatte. Es ist gut, die Noten der Entente auf unser Friedensangebot und auf die Wilson-Note immer wieder zu lesen. Das Urteil vieler über die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens wird sich dann klären.

Beide Versuche, dem Frieden näher zu kommen, waren somit gescheitert. Der Krieg hatte nach dem Willen der Entente weiterzugehen. Er sollte nur durch Waffengewalt entschieden werden. Die Parole konnte nur Sieg oder Niederlage lauten. Es ergab sich hieraus ein gewaltiges Weiterrüsten und die Erhaltung des Kriegswillens, aber auch die Anwendung aller Kriegsmittel, über die Deutschland verfügte.

Der Generalfeldmarschall und ich hatten den U-Bootkrieg als Unterwasserkrieg in der verschärften Form des Sperrgebietskrieges schon frühzeitig in den Bereich unserer militärischen Betrachtungen gezogen.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg war das letzte Mittel geworden, den Krieg in absehbarer Zeit siegreich zu beenden. Konnte der U-Bootkrieg in dieser Form entscheidend wirken — und die Marine rechnete damit —, dann

war seine Führung in unserer Kriegslage militärische Pflicht dem deutschen Volke gegenüber.

Wie erwähnt, hatten wir uns am 30. August gegen den uneingeschränkten U-Bootkrieg ausgesprochen, mit dem Hinzufügen, daß wir die Zeit dazu noch nicht für gekommen hielten. Reichskanzler v. Bethmann stellte dies damals fest und fügte hinzu, er würde für die Folge den Entschluß, den U-Bootkrieg in Form des Sperrgebietkriegs zu führen, von einer bezüglichen Erklärung des Generalfeldmarschalls abhängig machen. Der uneingeschränkte U-Bootkrieg würde kommen, wenn der Generalfeldmarschall es wünsche. In ähnlichem Sinne sprach sich der Reichskanzler am 28. September im Reichstage aus. Die Frage der Zweckmäßigkeit des U-Bootkrieges hatte inzwischen zu schweren Meinungsverschiedenheiten der politischen Parteien geführt und die Gemüter ungemein erregt: Während die rechts stehenden Parteien mit großer Lebhaftigkeit für ihn eintraten, waren die der Linken, die der Regierung nahe standen, ebenso temperamentvoll dagegen. Durch die Bemerkung des Herrn v. Bethmann wurde die O.H.L. von der Regierung selbst zum ersten Male in den politischen Kampf zu ihrer Stützung hineingezogen. Ich habe dies tief bedauert. Das durfte nicht geschehen. Die O.H.L. hatte sich von jeder politischen Betätigung ferngehalten und war auch keineswegs gewillt, hierin etwas zu ändern. Um so peinlicher war dem Generalfeldmarschall und mir die durch Herrn v. Bethmann hervorgerufene Bewegung. Tatsächlich wurden wir in immer steigendem Maße für die Führung oder Nichtführung des uneingeschränkten U-Bootkrieges verantwortlich gemacht.

Anfang Oktober hatten wir uns mit dem Admiralstabschef über den uneingeschränkten U-Bootkrieg unterhalten und seinen Beginn in Erwägung gezogen. Im Verlauf des daraufhin vom Reichskanzler herbeigeführten Schriftwechsels baten wir am 5. Oktober diesen nochmals um Feststellung der Verantwortlichkeit. Der Kanzler führte unter dem 6. Oktober aus, daß die Entscheidung über den uneingeschränkten U-Bootkrieg zwar an sich ein Ausfluß der Kommandogewalt des Kaisers sei, infolge seiner Wirkung auf die Neutralen aber in das Gebiet der auswärtigen Politik gehöre. Er, der Kanzler, trage daher die alleinige und nicht übertragbare verfassungsmäßige Verantwortung dafür. Das Urteil des Generalfeldmarschalls sei natürlich für seine dereinstige Stellungnahme von ganz besonderer Bedeutung. Dieser Standpunkt war unanfechtbar. Der Generalfeldmarschall war gar nicht in der Lage, dem Reichskanzler die Verantwortung irgendwie abzunehmen und hatte auch nie daran gedacht. Ich teilte seine Auffassung vollständig. Die Feststellung bedeutete aber eine erhebliche Änderung gegenüber den früheren Äußerungen des Reichskanzlers, die er in der Voraussetzung tat, daß wir Gegner des U-Bootkrieges wären.

Im Oktober 1916 setzte der U-Boot-Kreuzerkrieg ein, in dem die Schiffe angehalten und durchsucht werden mußten. Er hatte gute Erfolge und rief Unruhe im feindlichen Wirtschaftsleben hervor. Das sprach für die Waffe. Es war aber sehr bald mit dem Wachsen der gegnerischen Abwehr und dann mit Verminderung der Ergebnisse zu rechnen.

In der Beurteilung der Wirkung des U-Bootkrieges in seinen verschiedenen Formen auf die Kriegführung in politisch-wirtschaftlicher Beziehung waren wir auf das Urteil des Chefs des Admiralstabes und des Reichskanzlers angewiesen. Die O.H.L. war mit beiden Stellen hierüber und über die Zweckmäßigkeit des uneingeschränkten U-Bootkrieges im besonderen in dauernder Verbindung.

Nach unseren Siegen in Rumänien erwartete die O.H.L. ein Eingreifen Hollands und Dänemarks in den Krieg zu unseren Ungunsten nicht mehr. Immerhin war nichts aufs Spiel zu setzen; der U-Bootkrieg durfte als Sperrgebietskrieg, wenn es erforderlich würde, erst dann geführt werden, wenn der rumänische Feldzug beendet war und Truppen von dort wieder in Deutschland und an der West- und Ostfront eintrafen. Wir konnten frühzeitig übersehen, daß dies vor Anfang Februar nicht der Fall sein würde. Ebenso schien es selbstverständlich, daß die Wirkung etwaiger Vermittlungsversuche des Präsidenten Wilson, zu denen die Reichsregierung im September angeregt hatte, und dann unser Friedensangebot und dessen Wirkung abgewartet werden mußten. Sah es nach Beendigung der Feindseligkeiten aus, dann war auch der U-Bootkrieg in der beabsichtigten Form nicht mehr nötig. Alle Überlegungen wurden hinfällig. Über den Erfolg unserer Friedensbemühungen mußten die letzten Dezember- oder die ersten Januartage Gewißheit bringen. Auch dies wies für den gegebenenfalls erforderlichen Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges auf Anfang Februar hin.

Die Reichsregierung kam von ihren früheren Bedenken über die Haltung Hollands und Dänemarks zurück, auch bezüglich der Schweiz, Spaniens, Norwegens und Schwedens äußerte man sich ohne Sorge. Dagegen rechnete sie mit einer gewissen Bestimmtheit auf die Beteiligung der Vereinigten Staaten Nordamerikas an dem Kriege gegen uns. Die O.H.L. mußte diese Ausführungen, vorgetragen von den verantwortlichen Instanzen, in ihre militärische Rechnung stellen. Es bedeutete für die Kriegführung der Entente für das erste Jahr des Beitritts die Verstärkung um etwa fünf bis sechs Divisionen, für die spätere Zeit, falls der U-Bootkrieg nicht wirken würde, eine ernste und stark ins Gewicht fallende Vermehrung der feindlichen Kraft. Daß Amerika, wenn es eingriff, sich ebenso rüsten würde, wie England es getan hatte, und daß die Entente die Vereinigten Staaten ihrer ganzen Auffassung und Energie zufolge zu immer neuen Rüstungen veranlassen würde, war unzweifelhaft. In bezug auf die Steigerung der Kriegsindustrie der Vereinigten Staaten hatte ich keine besonderen Befürchtungen. Sie arbeitete schon jetzt für die Entente mit aller Kraft.

Der Chef des Admiralstabes, ein Freund des Reichskanzlers, zugleich aber ein warmer Befürworter des uneingeschränkten U-Bootkrieges, stellte eine kriegsentscheidende Wirkung solcher U-Bootkriegführung innerhalb eines halben Jahres in sichere Aussicht. Der Schiffsraumverlust, die Verminderung der Überseezufuhr würden in England wirtschaftliche Schwierigkeiten zeitigen, die die Fortsetzung des Krieges ausschlössen. Er bezog sich hierbei außer auf seine eigene pflichtmäßige Anschauung auch auf Gutachten hervorragender Vertreter des deutschen Wirtschaftslebens. Er hoffte durch die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges gleichzeitig eine abschreckende Wirkung auf die neutrale Schiffahrt auszuüben, die bisher vornehmlich der Entente zugute gekommen war.

Die technische Ausführung der Truppentransporte von Amerika nach Frankreich und die Bewältigung des Nachschubes wurden besprochen. Die Betrachtungen führten zu einem für uns günstigen Ergebnis. Danach wären für den Transport von 1 Million amerikanischer Soldaten, der auf nicht allzu

langen Zeitraum verteilt war, 5 Millionen Tonnen Schiffsraum nötig gewesen. Diese könnten aber bei der Versorgung der Westmächte auch nicht zeitweise entbehrt werden.

Bei meiner Kenntnis vom Kriege und meiner hohen Bewertung des feindlichen Willens nahm ich die Zahlenangaben der Marine über die voraussichtliche Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges nicht buchstäblich; ich war mir auch bewußt, daß wirtschaftliche und Verkehrsfragen besonders schwer einzuschätzen sind. Ich glaubte aber auf eine entscheidende Wirkung wenigstens innerhalb Jahresfrist rechnen zu dürfen, also bevor Amerika mit seinen Neuformationen auf dem Plan erscheinen konnte. Bis dahin hoffte ich durch die getroffenen und noch zu treffenden Maßnahmen die Lage zu Lande zu halten.

Unter den tiefen Eindrücken, die ich bei einer Reise an die Westfront um Mitte Dezember über die Lage daselbst von neuem erhalten hatte, gab ich dem Wunsche, den U-Bootkrieg uneingeschränkt zu führen, in einem Telegramm nach Berlin Ausdruck; ich hatte damals bereits keine Hoffnung mehr auf den Erfolg des Friedensangebotes. In längeren Ausführungen, am 23. Dezember, sprach sich der Generalfeldmarschall in gleichem Sinne gegenüber dem Reichskanzler aus. Dieser erklärte sich am 24. Dezember zur Einleitung von Besprechungen bereit, sobald unser Friedensangebot durch eine etwaige Antwort der Entente zu einem gewissen Abschluß gelangt sei. Dabei legte der Reichskanzler in Wiederholung seiner Ausführungen vom 6. Oktober seine Stellung nochmals dahin fest, daß der uneingeschränkte U-Bootkrieg einen Akt der auswärtigen Politik darstelle, für den er die alleinige und nicht übertragbare verfassungsmäßige Verantwortung habe. Unsere Auffassung über diese Frage hatte sich bei uns nicht geändert. Der Reichskanzler hatte seine Verantwortung zu tragen, wir trugen die unsrige.

Bereits Ende Dezember kam der Reichskanzler zu Beratungen nach Pleß. Etwas Endgültiges wurde noch nicht vereinbart. Die entscheidende Besprechung fand nach Eingang der Antwort der Entente auf unser Angebot und in sicherer Erwartung der gleichen Haltung der Entente gegenüber dem Schritt des Präsidenten Wilson am 9. Januar unter dem Vorsitz Seiner Majestät statt. Der Chef des Admiralstabes hielt die Wirkungen des uneingeschränkten U-Bootkrieges in einigen Monaten für kriegsentscheidend. Der Generalfeldmarschall gab unsere Auffassung der Lage wieder und trat ebenfalls für ihn ein. Der Reichskanzler erörterte die Wirkung, die dieses Kriegsmittel auf die Neutralen, insbesondere auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas, ausüben könnte. Er hielt nur den Eintritt Amerikas in den Krieg für möglich und wahrscheinlich. Unser Friedensangebot sah er als gescheitert an. Neue Friedensmöglichkeiten, etwa einen neuen Versuch Wilsons, stellte er nicht in Aussicht. Dies hätte uns naturgemäß vor eine neue Lage gestellt. Er beurteilte unsere militärpolitische Lage schließlich genau so wie wir. Während wir die notwendige schwere Folgerung in ruhiger Entschlossenheit ziehen zu müssen glaubten, war der Reichskanzler seiner ganzen Natur nach bedenklich, er schloß etwa: „Wenn die militärischen Stellen den U-Bootkrieg für notwendig halten, so bin ich nicht in der Lage, zu widersprechen".

Auch der Reichskanzler sprach sich damit für den uneingeschränkten U-Bootkrieg aus. Der Kaiser trat dieser Auffassung bei und befahl den Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges am 1. Februar.

Der Reichskanzler arbeitete nun im Benehmen mit dem Chef des Admiralstabes die Noten an die neutralen Staaten über die Erklärung des Sperrgebiets um England, vor der Westküste Frankreichs sowie im Mittelmeer aus. Sie sollten am 31. Januar übergeben werden.

Der Chef des Admiralstabes gab die näheren Weisungen für die Kriegführung im Sperrgebiet, er berücksichtigte dabei mehrere Wünsche des Auswärtigen Amtes, um die Gefahr des Bruches mit Amerika zu mindern. Selbstverständlich entsprach das auch unseren Wünschen.

Die O.H.L. ihrerseits traf im Befehlsbereich des Oberkommandos Nord für alle Fälle gewisse Sicherheitsmaßregeln, obschon der Reichskanzler wegen der Haltung Hollands und Dänemarks nicht besorgt war.

Am 29. Januar trafen der Reichskanzler v. Bethmann und der Staatssekretär Dr. Zimmerman für mich überraschend in Pleß ein. Wir wurden zu einer gemeinsamen Besprechung zum Kaiser befohlen. Es handelte sich um einen neuen Friedensvermittlungsvorschlag des Präsidenten Wilson. Der Reichskanzler las eine von ihm verfaßte Weisung an Graf Bernstorff vor, in der er sich auf den Boden eines Friedens nach dem status quo ante stellte.

Als Grundlage für etwaige Friedensverhandlungen sollten, soweit ich mich entsinne, folgende Forderungen dem Präsidenten Wilson jetzt oder bei anderer Gelegenheit mitgeteilt werden:

„Zurückerstattung des von Frankreich besetzten Teiles vom Ober-Elsaß.

Gewinnung einer Deutschland und Polen gegen Rußland strategisch und wirtschaftlich sichernden Grenze.

Koloniale Restitution in Form einer Verständigung, die Deutschland einen seiner Bevölkerungszahl und der Bedeutung seiner wirtschaftlichen Interessen entsprechenden Kolonialbesitz sichert.

Rückgabe der von Deutschland besetzten französischen Gebiete unter Vorbehalt strategischer und wirtschaftlicher Grenzberichtigungen sowie finanzieller Kompensationen.

Wiederherstellung Belgiens unter bestimmten Garantien für die Sicherheit Deutschlands, welche durch Verhandlungen mit der belgischen Regierung festzustellen wären.

Wirtschaftlicher und finanzieller Ausgleich auf der Grundlage des Austausches der beiderseits eroberten und im Friedensschluß zu restituierenden Gebiete.

Schadloshaltung der durch den Krieg geschädigten deutschen Unternehmungen und Privatpersonen.

Verzicht auf alle wirtschaftlichen Abmachungen und Maßnahmen, welche ein Hindernis für den normalen Handel und Verkehr nach Friedensschluß bilden würden, unter Abschluß entsprechender Handelsverträge.

Sicherstellung der Freiheit der Meere."

Es sind dies die einzigen Bedingungen gewesen, die deutscherseits mit meiner Mitarbeit zur Kenntnis des Feindes gekommen sind.

Eine Verschiebung des uneingeschränkten U-Bootkrieges wurde vom Reichskanzler nicht gefordert. Der Botschafter wurde zu der Erklärung ermächtigt, daß die Reichsregierung bereit sei, den Befehl zur Einstellung des U-Bootkrieges zu geben, sobald eine Erfolg versprechende Grundlage für Friedensverhandlungen geschaffen sei. Der Generalfeldmarschall und ich stimmten diesen Absichten zu.

Die näheren Zusammenhänge und den Verlauf dieses diplomatischen Schrittes vermag ich nicht mehr wiederzugeben. Ich äußerte dem Generalfeldmarschall gegenüber nach Beendigung der Besprechung Bedenken gegen die Art, mit der unsere Mitarbeit bei so überaus wichtigen Entscheidungen herbeigeführt wurde. Auf der einen Seite sahen wir nicht vollständig klar, auf der anderen trugen wir die moralische Mitverantwortung.

Am 31. Januar wurden in Washington die Note über die Erklärung des U-Bootkrieges im Sinne des Sperrgebietskrieges und, wie ich annehme, auch die Weisung der Reichsregierung vom 29. Januar überreicht.

Nach dem 9. Januar lagen keinerlei militärische Gründe vor, die den Generalfeldmarschall oder mich hätten veranlassen können, unsere Stellungnahme zu der zwingenden Notwendigkeit des U-Bootkrieges zu ändern.

Auch die österreichisch-ungarische Regierung faßte den Entschluß, mit ihren U-Booten den uneingeschränkten Krieg zu führen. Ich habe diesen bundesfreundlichen Schritt begrüßt, ihn allerdings auch mit Bestimmtheit erwartet. Der U-Bootkrieg konnte nur wirksam werden, wenn er auch im Mittelmeer einsetzte, wo der Erfolg ein besonders günstiger zu werden versprach; es kam darauf an, soviel Schiffsraum wie möglich zu versenken. Auch General v. Conrad hatte die Teilnahme Österreichs befürwortet.

Es war mir für die Beurteilung des Denkens in der Heimat von höchster Bedeutung, aus der Reichstagssitzung vom 27. Februar zu ersehen, daß das deutsche Volk nach dem Scheitern unserer Friedensangebote sich fast einheitlich hinter die Regierung stellte. Selbst was der Führer der Mehrheitssozialisten, Herr Scheidemann, sagte, war, trotz der Ablehnung der Verantwortung für den U-Bootkrieg, ein hehres Bekenntnis zum Vaterlande und gegenüber dem Vernichtungswillen der Gegner ein Aufruf zum Kampf bis zum äußersten. Mochte er zur Wirklichkeit werden.

Am 21. November 1916 schloß Kaiser Franz Joseph seine Augen zur ewigen Ruhe. In ihm lag der Zusammenhalt der Völker der Doppelmonarchie. Neues Leben hat er ihr allerdings nicht zu geben vermocht. Dazu waren die Ratgeber, die er sich erwählte, nicht stark genug. Er war ein treuer Freund des Bündnisses gewesen, auch wenn er das Jahr 1866, in dem Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland rangen, nie überwunden hat. Sein Hinscheiden war ein unersetzlicher Verlust für uns.

Der ermordete Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand ist nicht der tatkräftige Mann gewesen, für den er so oft gehalten wurde. Er war tatsächlich von Natur schwankend und unentschlossen und keineswegs ein Freund Deutschlands. Seine Majestät unser Kaiser hat sich viel Mühe gegeben, ihn und seine Gemahlin in deutschfreundlichem Sinne zu beeinflussen. Sein Tod war tragisch, die Folgen seiner Ermordung wurden verhängnisvoll; sie haben für Österreich nach vier Jahren Krieg das gezeitigt, was seine russischen Urheber bezweckten; allerdings ist Rußland darüber selbst verdorben. Der ermordete Thronfolger wäre auch nicht der Mann gewesen, um nach dem Tode des greisen Kaisers das Steuerruder der Doppelmonarchie zu übernehmen.

Kaiser Karl habe ich als Erzherzog das erste Mal im Dezember 1914 gesehen. Er machte einen ungemein jugendlichen Eindruck. Anfang November 1916 traf ich wieder mit ihm zusammen; er hatte sich entwickelt und war männlicher geworden. Er sprach klar über militärische Fragen. Die

Bürde seines neuen, hohen Amtes sollte aber zu schwer für ihn werden. Es kam Unruhe in sein Wesen. Er strebte vieles an und gab vielen und in vielem nach. Er fühlte die innerpolitischen Schwierigkeiten der Doppelmonarchie, dachte an einen Bund der Völker Österreichs unter dem Hause Habsburg, vermochte aber gleichzeitig nicht, die Ungarn zu einer weniger eigennützigen Politik zu veranlassen. Charakteristisch für sein Handeln war die Begnadigung der tschechischen Führer, die offen gegen die Monarchie gearbeitet hatten. Seine Sorge vor der Tschechenbewegung, die ganze Schwäche der Regierung und der Monarchie wurden dadurch offenkundig. Die Folge war einzig eine Belebung der auseinandergehenden völkischen Bestrebungen und starkes Mißtrauen bei den Deutschen, die treu zu ihrem alten Kaiserhause standen.

Der Kaiser war kein überzeugter Anhänger des Bündnisses, hielt indes an Deutschland fest. Er wollte Frieden; aber in dem Streben, ihn herbeizuführen, ging er in den Briefen an seinen Schwager Prinz Sixtus zu weit.

Kaiserin Zita, die einen großen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte, hatte starke politische Neigungen. Leider war sie ganz gegen uns gerichtet und in den Händen von Klerikern, die nicht unsere Freunde waren.

Minister des Auswärtigen wurde Graf Czernin, er ging die gleichen Wege wie der Reichskanzler in Berlin.

Chef des Generalstabes der k. u. k. Armee wurde General v. Arz für General v. Conrad, der das Heeresgruppenkommando an der Tiroler Front übernahm. Mein Verhältnis zu General v. Conrad war ein immer vertrauensvolleres geworden; so sah ich das Scheiden dieses bedeutenden Generals aus seinem Amt auch persönlich nur mit Bedauern.

Die Beziehungen zu General v. Arz sollten noch innigere werden. Er war ein überzeugter Freund des Deutschen Reiches und der deutschen Armee. Vielleicht geistig nicht so elastisch wie General v. Conrad, war er ein Soldat mit gesunder Auffassung, der sich bemühte, die k. u. k. Armee zu heben und aus dem Lande das zu gewinnen, was sie brauchte. Er tat alles Mögliche, ohne indes etwas Ausschlaggebendes zu erreichen. Er wuchs, je länger er im Amte war.

Die Grundlage der weiteren Kriegführung und das Kriegsinstrument.

Der Krieg legte uns die Pflicht auf, auch die letzten menschlichen Kräfte aufzubringen und verfügbar zu machen. Ob das für den Kampf oder für die Verwendung hinter der Front, ob für die Kriegswirtschaft oder sonstigen Dienst im Heimatheere und im Staate geschah, war gleich. An einer Stelle konnte der einzelne Mann dem Vaterlande nur dienen, aber seine Kraft mußte nutzbar gemacht werden.

Das Feldheer hatte bisher seinen Ersatz aus den Wiedergenesenen, die dank der vortrefflichen sanitären Maßnahmen in hohen Zahlen zurückkamen, aus den zur Verfügung stehenden Rekrutenjahrgängen sowie durch Nachmusterungen und Auskämmen erhalten. Wir wurden bald gezwungen, die Neunzehnjährigen an die Front zu schicken; noch tiefer im Lebensalter hinunterzugehen, war nicht möglich. Die Bedingungen für die Tauglichkeit waren herabgemindert. Die bei weitem größte Zahl der bisher zur Verfügung stehenden Männer

war eingezogen. Doch mußte versucht werden, dem Heere nicht nur wirklich alle zuzuführen, die bisher zur Verfügung standen, sondern ihm auch noch darüber hinaus neuen Kraftzuschuß zu sichern; namentlich galt es, die Zahl der Reklamierten zu vermindern. Zugleich waren die nötigen Menschenkräfte für die Arbeiten im Rücken des Heeres, wo der Stellungsausbau von so unendlicher Bedeutung war, sowie für die Kriegswirtschaft der Heimat zu gewinnen.

Das Nachmustern und die Kontrolle in der Heimat schienen mir nicht einwandfrei. Immer wieder kamen Klagen über Drückebergerei unglaublichster Art. Ich schlug dem Kriegsministerium das schärfste Zufassen vor; das erforderte die Gerechtigkeit. Das Gefühl, daß hier alles so würde, wie ich es für die Stimmung im Heere und in der Heimat erhoffte, vermochte ich indessen nie zu gewinnen.

Schon im September 1916 gelangten die ersten Anträge der O.H.L. zum restlosen Aufbringen der menschlichen Kräfte an den Reichskanzler. Sie ging dabei immer bestimmter von der Ansicht aus, daß die Kraft jedes einzelnen im Kriege dem Staate gehöre, daß daher jeder Deutsche vom 15. bis 60. Lebensjahre dienstpflichtig und diese Dienstpflicht, wenn auch mit Einschränkungen, auf die Frau auszudehnen sei. Einer solchen Dienstpflicht konnte durch Wehrpflicht im Heere oder durch Arbeitspflicht — im weitesten Sinne — in der Heimat entsprochen werden; sie erstreckte sich keineswegs nur auf die Arbeitnehmer in der üblichen Auffassung des Wortes, wennschon sie diese am meisten traf.

Die Einführung der Arbeitspflicht für den Krieg als Dienstpflicht hatte die große sittliche Bedeutung, jeden Deutschen in dieser ernsten Zeit in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wie es der uralten germanischen Rechtsauffassung entsprach. Sie hätte auch den großen praktischen Vorteil im Gefolge gehabt, daß das Reich die Löhnungsverhältnisse der Arbeiter in die Hand bekam. Es war eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten dieses Krieges und mußte von dem Soldaten auch so empfunden werden, daß er, der sein Leben täglich in die Schanze schlagen mußte, viel schlechter stand als irgendein Arbeiter, der in gesicherten Verhältnissen leben konnte.

Während der Sold des Soldaten im Kriege hätte gehoben werden müssen, wären die Lohnsätze der Arbeiter in mäßigen Höhen zu halten gewesen. Naturgemäß hätte dies bedingt, daß auch die Gewinne der Kriegswirtschaft erheblich gemindert wurden. Die Schwierigkeiten dieses Problems verkannte ich nicht. Ich hoffte, daß die Heimat es lösen und einen Weg zu gesunden Verhältnissen finden würde.

Die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, verbunden mit Arbeitspflicht, allein genügte nicht; es mußte dafür gesorgt werden, daß die Kraft der Arbeitspflichtigen verständig ausgenutzt wurde und sich nicht dem Staate entzog. Es war mir klar, daß solche Maßnahmen einen gewaltigen Eingriff in das staatliche, wirtschaftliche und private Leben bedeuten würden. Der Reichstag und damit das ganze Volk mußten die Mitverantwortlichkeit tragen. Am 30. Oktober 1916 wurde der Reichskanzler besonders gebeten, diese herbeizuführen. Ich hoffte, daß die Regierung sich bereit finden würde, den großen Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht zu vertreten und das Volk darüber zum Nachdenken anzuregen, welche Kräfte es noch dem Vaterlande geben könne.

Die Regierung schlug diesen Weg nicht ein. Ich hatte damals noch unendliches Vertrauen zum deutschen Volke und zur deutschen Arbeiterschaft. Der Krieg ging um unser aller Leben; daß dies der Fall war, mußten auch die Arbeiter erfahren, dann würden auch sie, so glaubte ich, in Erkenntnis der großen, ihnen und dem Vaterlande drohenden Gefahr sich auf den gleichen Boden mit der O.H.L. gestellt und noch mehr gegeben haben, als sie bisher gaben. Der deutsche Arbeiter hat viel geleistet und konnte noch mehr leisten. Wie die durch Mannszucht getragene Liebe zum Vaterlande die Truppe in ernster Stunde zu Höchstem befähigt, so wird ein Volk über einen langen Krieg hinweg durch straffe Führung und klare Erkenntnis der dem Vaterlande drohenden Gefahren aufrecht- und zusammengehalten. Der Rausch der Stunde verfliegt, das ist natürlich. Zucht und Einsicht müssen an seine Stelle treten. Daß dies zu erreichen war, unterliegt für mich keinem Zweifel.

Endlich, nach zwei Monaten und nach neuem, unendlich vielem, sehr unerquicklichem Drängen der O.H.L. entschloß sich die Regierung im November, das Hilfsdienstpflichtgesetz im Reichstage einzubringen, das am 2. Dezember angenommen wurde. Wir hatten etwas Ganzes gewollt. Dieses Gesetz war aber in Praxis, vornehmlich durch die Art seiner Ausführung, nur ein Wechselbalg, der mit unserer Forderung, das ganze Volk für den Dienst des Vaterlandes aufzubieten und dadurch Ersatz für das Heer und Arbeitskräfte für Heer und Heimat zu gewinnen, nichts mehr gemein hatte.

Auch war die Frau in die Bestimmungen nicht eingeschlossen; Frauen waren genug vorhanden, um Männer in der Arbeit zu ersetzen und sie für das Feld freizumachen

Trotz alledem habe auch ich zunächst das Gesetz warm begrüßt. Es wurde bei Freund und Feind als Zeichen unseres Kriegswillens viel höher bewertet, als Ursache dazu vorhanden war.

Ich habe den Gang der Verhandlungen im Reichstage nur mit Bedauern verfolgt. Regierung und Reichstag sowie ein großer Teil des Volkes hatten das Wesen des modernen Völkerkrieges, der eben alles beansprucht, noch nicht verstanden und haben auch niemals die Bedeutung ihrer kriegerischen Mitarbeit für den Endsieg richtig aufgefaßt, während seitens der O.H.L. immer wieder hervorgehoben wurde, daß davon das Sein oder Nichtsein Deutschlands abhinge.

Es stellte sich alsbald heraus, daß das Hilfsdienstgesetz nicht nur ungenügend war, sondern überall schädlich wirkte. Für den Soldaten war es besonders empfindlich, daß die Hilfsdienstpflichtigen in denselben Betrieben und in denselben Stellungen ungleich günstiger gelöhnt wurden als die Männer, die auf Grund der bisherigen Gesetze zum Heeresdienst eingezogen und nun als Soldaten kommandiert waren. Noch schärfere Gegensätze entwickelten sich in der Etappe. Truppen, die aus den schweren Kämpfen an der Front zurückgezogen wurden, sahen dort Hilfsdienstpflichtige und Helferinnen, die im friedlichen Leben das Vielfache von dem erhielten, was der Soldat bekam. Dies mußte auf die Männer, die jeden Tag in Lebensgefahr standen und das Schwerste zu ertragen hatten, tief verbitternd wirken und die Verstimmung über die Soldverhältnisse noch vertiefen.

Die im September eingeleitete Maßnahme zum Aufbringen aller menschlichen Kräfte hatte somit nur ein dürftiges Ergebnis gezeitigt. Die in unserem Volke liegenden Werte wurden nicht genügend gewonnen, zum Teil konnten sie sich der Ausnutzung entziehen, zum Teil blieben sie brach liegen. Es verblieb

zuviel in der Heimat, das Heer hätte mehr erhalten können. Das Bestreben der O.H.L. war ein Mißerfolg geworden. Wir hatten die Überzeugung gewonnen, daß das deutsche Volksleben nicht mehr gesund war.

Die Erweiterung der Industrie hat dem Heere ungeheure materielle Kräfte zugeführt. Sie hat ihm aber auch Menschenkraft gekostet. Je mehr dies der Fall und je größer bei den zunehmenden Verstärkungen des Feindes der eigene Bedarf an Menschen wurde, desto mehr hielt die O.H.L. es dem Vaterlande und dem Heere wie dem einzelnen Mann an der Front gegenüber für ihre Pflicht, darauf zu dringen, daß daheim auch wirklich gearbeitet würde. Dem Heere durfte nicht noch mehr entzogen oder vorenthalten werden. Das Herabgehen der Arbeitsleistung, das nicht ohne weiteres durch äußere Umstände zu erklären war, und Streiks waren Erscheinungen, die die Kriegsfähigkeit des Vaterlandes unmittelbar auf das schwerste schädigten. Sie waren eine Versündigung an dem Mann in der Front und auch nach Ansicht des Reichsgerichts ein Verrat an der Heimat. Ohne staatliche Führung, verblendet und verhetzt, hat ein Teil der deutschen Arbeiterschaft das Vaterland, die Kameraden und sich selbst in unermeßliches Elend gestürzt; das wird immer eine Anklage von furchtbarer Schwere gegen diesen Teil der Arbeiterschaft bleiben.

Es war natürlich, daß wir in unserer Not auch an die besetzten Gebiete dachten.

Belgische Arbeiter wurden in Deutschland verwendet. Das lag im Interesse Belgiens selbst, wo die Arbeitslosigkeit einen hohen Grad erreicht hatte. Bei den Gestellungen kamen Härten vor, die besser vermieden worden wären. Der Generalgouverneur stellte sie ab, sobald er sie übersah. Auch in den besetzten Gebieten zogen wir Belgier zu Arbeiten heran. In der belgischen Flüchtlingspresse und in der Ententepropaganda erhob sich natürlich ein wildes Geschrei; daß aber auch bei uns ähnliche Weisen erschollen, zeugte von einer großen Unreife des Urteils über den Krieg. Die Militärbehörden arbeiteten nicht aus Willkür, sondern aus vaterländischer Pflicht.

Auch aus Polen und den anderen besetzten Gebieten gewannen wir Arbeitskräfte, indessen nicht in dem Umfange, wie es erwünscht gewesen wäre. Wir gingen überall so schonend wie nur möglich vor, wir waren gar nicht dazu angetan, mit der stolzen Geste des Eroberers fremde Bevölkerung zu unterdrücken.

Für unsere ganze Kriegswirtschaft waren die Gefangenen von allergrößter Bedeutung; ohne die große Zahl Russen, die wir im Osten gefangen genommen hatten, wäre unser Wirtschaftsleben nicht aufrecht zu erhalten gewesen.

Hand in Hand mit dem Versuch, Menschenkräfte aus der Heimat zu gewinnen, ging die Aufstellung des Programms für Kriegsgerätbeschaffung. Wir brauchten in erster Reihe mehr Geschütze, Munition und Maschinengewehre, dann auch noch sehr vieles andere in erhöhter Zahl.

Die Geschütze dienten nicht nur für Neubewaffnung, sondern auch für Umbewaffnung, um ältere durch neuere Konstruktionen zu ersetzen, und endlich zum Ersatz des sehr starken Ausfalles.

Die schwere Artillerie war mit Steilfeuergeschützen gut versehen. Das Flachfeuer war nicht in entsprechendem Maße vertreten und wurde vermehrt.

Auch das schwerste Flachfeuer wurde verstärkt. Seine Majestät der Kaiser

wirkte besonders darauf hin, daß die Marine Geschütze von den außer Dienst gestellten Kampfschiffen hergab.

Bei der Feldartillerie waren eine Kanone und eine Haubitze mit größeren Schußweiten in Einführung.

Für die Tankabwehr diente die Feldkanone 06, die die Tanks durchschlug. Sie mußte nur in genügender Zahl dafür verfügbar gemacht werden können.

Die Infanterie erhielt ein leichtes Maschinengewehr, das einfacher und leichter hätte ausfallen können. Es nahm ihr noch zu viele Gewehrträger für seine Bedienung: die Entscheidung drängte indes; es mußte mit der Anfertigung begonnen werden, die sich viele, viele Monate hinzog.

Große Beachtung fand die Neubeschaffung von Lastkraftwagen. Das Pferdematerial wurde immer schlechter, sein Ersatz floß spärlich. Wir mußten Lastkraftwagen herstellen, um das Pferd zu ersetzen; allerdings kamen wir nun wieder mit den Betriebsstoffvorräten in Schwierigkeiten. Wir brauchten aber Lastkraftwagen auch zu Truppenbeförderungen.

Für den Tankbau war bei uns die Zeit noch nicht gekommen.

Eine besondere Stellung nahm die Flugzeugindustrie ein. Die feindlichen Armeen wetteiferten miteinander, das schnellste und schnellststeigende Kampfflugzeug herauszubringen. Es war ein gegenseitiges Rangablaufen, unsere Flugzeugindustrie war oft Sieger.

Ich habe im Vorstehenden nur einige der hauptsächlichsten Kriegsmittel herausgegriffen, deren umfangreiche Vermehrung notwendig wurde. Es mußte tatsächlich an alle gedacht werden, alle waren wichtig; Stacheldraht wurde z. B. ebenso dringend gebraucht wie Infanteriemunition. Die Kriegsmittel mußten in ihrer Bedeutung und ihrer voraussichtlichen Verwendung gegeneinander abgewogen werden, dann war der Umfang ihrer Anfertigung zu bestimmen. Das ganze Programm, eine schwere, in die Zukunft gerichtete Geistesarbeit, wurde erst nach mehrfachen Besprechungen in Berlin fertiggestellt und erhielt den Namen Hindenburg-Programm, obschon sich das Programm der O.H.L. nicht nur auf die Forderung von Kriegsgerät, sondern auch auf das Verlangen nach Menschen und seelischer Kraft bezog.

Die Verwirklichung des Hindenburg-Programms mußte selbstverständlich erhebliche Zeit kosten, schon seine Einführung eine Unruhe hervorbringen, die zunächst hemmend anstatt fördernd wirkte. Auch eine Menge natürlicher Reibungen war zu überwinden.

Das Programm mußte auch Nachprüfungen unterworfen und beschränkt werden. Unsere Anschauungen klärten sich, und wir sahen, daß die nötigen Arbeitskräfte nicht aufgebracht werden konnten, ohne die Ersatzgestellung für das Heer und die Marine zu gefährden. Es erhoben sich später Stimmen, daß das ganze Hindenburg-Programm ein Fehler gewesen sei, und daß die O.H.L. das Kriegsministerium ruhig hätte weiterarbeiten lassen sollen. Selbstverständlich wäre eine planmäßige, der Größe der Aufgabe gerecht werdende Umstellung unserer Friedensindustrie in die Kriegsindustrie, die schon im Frieden vorbereitet oder während der beiden ersten Kriegsjahre planmäßig durchgeführt wurde, erheblich besser gewesen als dieses plötzliche Anschwellen der Kriegsindustrie. Die O.H.L. fand aber solche idealen Verhältnisse nicht vor, sondern mußte handeln. Es ist immer dasselbe: vorher geschieht nichts Genügendes, die Kritik tadelt dies, findet aber keine näheren Angriffspunkte. Wird aber etwas geschaffen, entsteht etwas, bildet sich sogar ein mächtiger

Bau, dann hat die Kritik etwas, wo sie einsetzen kann. Sie wird oft richtig sein. Nachträglich ist es leicht, alles zu übersehen. Der schwerste Fehler bleiben aber immer die Untätigkeit und das Unterlassen; sie sind schlimmer als ein etwaiger Fehlgriff in der Methode. Tatsächlich ist das Hindenburg-Programm wirklich ein Programm geworden; es hat mehr gebracht als die anderen Teile des großen Programms, in die wir nicht so eingreifen konnten.

Schließlich kam die Industrie in Gang. Die Durchführung des Hindenburg-Programms bedeutet dank der Wirksamkeit des aus der Feldzeugmeisterei hervorgegangenen Waffen- und Munitions-Beschaffungs-Amtes eine ganze Tat.

Die Industrie hat die Kriegführung unterstützt; das wird immer ein Ruhmesblatt für sie sein. Daß sie sich vom Staate entsprechend bezahlen ließ, war ebenso ihr gutes Recht, wie es das Recht des Arbeiters war, gute Löhne von ihr zu verlangen. Übertreibungen und selbstsüchtiges Denken verwarf ich schon im Interesse der Soldaten. Gewinn, der zum Wucher wurde, war verwerflich. Daß wir es nicht fertig bekamen, ihn auszurotten, habe ich für die Erhaltung des Geistes in Heer und Heimat tief bedauert. Oft genug versuchte ich es im Interesse unserer Kriegführung zu erreichen. Der Kriegsgewinnler ist eine widerliche Erscheinung, der mit dem von ihm ausgehenden zersetzenden Einfluß unberechenbaren Schaden anrichtete.

Die Rohstoffversorgung des Heeres war auf lange Zeit hinaus gesichert. Unsere Bevölkerung litt aber an vielem bittere Not. Ihr fehlten Kleidung und Schuhzeug. Die Preisbildungen waren erschreckend und haben entscheidend zur Verteuerung unserer Lebenshaltung und den damit verbundenen Mißständen beigetragen. Ich sah das mit Sorgen. Im Interesse der Kriegführung durfte die O.H.L. sich damit nicht begnügen und wandte sich auch in diesen Fragen an die Regierung, allerdings ohne Erfolg.

Zur Aufbringung der einzelnen Rohstoffe entstand eine große Zahl von Kriegsgesellschaften. Ob und inwieweit sie nötig waren, konnte ich nicht übersehen. Tatsache ist, daß sie außerordentlich verstimmend gewirkt haben.

Die Grundlage für die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens in der Heimat bildete die Verkehrslage. Sie hing wiederum ab von Lokomotiven, Eisenbahnwagen und Personal und stand mit der Kohlenförderung in engstem Zusammenhang. Personal und Material waren überanstrengt, die Lokomotiven insonderheit stark mitgenommen. Durch Zurückgabe von Fabriken an den Lokomotiv- und Wagenbau war zunächst etwas geschehen. Die O.H.L. half dem Minister der öffentlichen Arbeiten auch weiterhin — durch Entlassungen, die das Heer schwächten, allerdings nur ungern. Sie ließen sich aber nicht vermeiden, da das Bahnpersonal entlastet werden mußte.

Unsere Bundesgenossen belasteten unseren Lokomotiv- und Wagenbestand ungemein schwer. Auf den österreichisch-ungarischen Bahnen liefen viele Hunderte deutscher Lokomotiven und einige Zehntausend deutscher Wagen. Bulgarien und die Türkei erhielten ebenfalls von uns Eisenbahngerät und auch Personal. Unsere besetzten Gebiete mit ihren so ausgedehnten Strecken verlangten Betriebspersonal in Stärke einer Armee und Betriebsmittel in bedeutendem Umfang.

Die O.H.L. trat an den Minister mit einer Reihe von Anträgen heran, um durch verschiedene Maßnahmen eine größere Regelmäßigkeit des Betriebes in der Heimat zu erreichen. In den besetzten Gebieten wurde in dem gleichen

Sinne gearbeitet. Wie gespannt die Verkehrslage damals war, geht daraus hervor, daß Pulver- und Sprengstoffabriken, auf deren Leistungen alles ankam, wegen Mangels an Kohlen tagelang stillstanden.

Die Verkehrslage litt ferner darunter, daß die Kanal- und Flußschiffahrt nicht einheitlich geleitet und betrieben wurde. Sie hatte bisher nicht die Förderung erhalten, die dringend geboten war. Dies mußte mit der Zeit nachgeholt werden. Eine besondere Schiffahrtsabteilung erstand. Das Reichs-Marineamt half durch Personalgestellung auf meine Bitte aus.

Kohle und Eisen sind die Grundlagen jeder Kriegsindustrie. Wir hatten beides im Lande. Durch das Erzbecken von Longwy und Briey, das belgische Kohlenbecken, Teile des nordfranzösischen sowie des polnischen Kohlengebiets verbesserten wir unsere Stellung auch dem neutralen Auslande gegenüber erheblich. Gegen Kohle und Eisen bekamen wir von den neutralen Staaten unter anderem Verpflegungsmittel und Geld zur Verbesserung unserer Valuta, auch Pferde. Kohle und Eisen waren also tatsächlich eine Macht!

Die Kohlennot in der Heimat nahm im Winter 1916/17 erheblich zu; sie drückte stark auf die Stimmung und nötigte zu entscheidenden Maßnahmen. Es ist mir ungemein schwer geworden, im Mai und Juni 1917 unter dem starken Eindruck und dem außerordentlichen Kräfteverbrauch, der durch die große Ententeoffensive im Westen hervorgerufen war, das Heer um 50 000 Mann Arbeiter zur Kohlenförderung zu schwächen. Die O.H.L. nahm es auf sich, um in der Heimat eine feste Basis für den Krieg in Feindesland zu behalten. Das Heer hat diese Arbeitskräfte aus der Heimat nicht wiederbekommen, die Arbeitsleistung ging dort sogar zurück. Das war naturgemäß ein empfindlicher Schlag.

Eisen war nicht so reichlich vorhanden wie Kohle. Mühe machte die Erzeugung genügender Mengen von Stahl, im besonderen Hartstahl. Wir bezogen Eisenerze in großen Mengen aus Schweden, und auch die Erzmassen in Transkaukasien waren für uns von wesentlicher Bedeutung.

Neben Kohle, Eisen und Stahl waren die Betriebsstoffe für U-Boote, Kraftwagen und Flieger sowie Schmieröle für die Kriegführung im großen von ernstester Bedeutung. Wir waren hier auf Österreich-Ungarn und Rumänien angewiesen. Da Österreich-Ungarn nicht genug Öl hergeben konnte und alle Versuche, seine Produktion genügend zu heben, erfolglos blieben, so war das Öl Rumäniens für uns von kriegsentscheidender Wichtigkeit. Aber auch mit der rumänischen Öllieferung blieb die Betriebsstoffrage dauernd überaus ernst und erschwerte das Kriegführen ebenso wie das Leben in der Heimat. Die Ölnot daselbst war groß. Das Land bekam nicht genügend Petroleum für den Winter. Der Landmann verbrachte die langen Winterabende im Dunkeln; dies war eine schwere Belastung für die Stimmung. Es ist bezeichnend für unsere Verhältnisse in Deutschland, wie wenig von diesem Übelstand die Rede war.

Die Rohmaterialien für den Schützengrabenkrieg, Holz und Schotter, wurden immer mehr und mehr aus den besetzten Gebieten bezogen. Auch die Heimat hatte noch zu liefern.

Ich konnte mich auf dem Gebiete der Rohstoffe nur um die grundlegenden Fragen bekümmern. Sie erforderten trotzdem ein umfassendes Einarbeiten, auch mußte ich dauernd auf dem laufenden sein, um einzelne schwerwiegende Entschlüsse richtig fassen zu können.

Die besetzten Gebiete hatten Rohstoffe herzugeben. Das lag in der Natur des Krieges. Durch straffe Organisation ist hierin nach und nach viel geschehen. Daß dies Härten für die Bevölkerung mit sich bringen mußte, steht fest, ebenso fest aber auch, daß diese Maßnahmen nicht zu vermeiden waren.

In der Rohstoffversorgung des Heeres unterstützte die Wissenschaft die Kriegführung mit all ihrem großen Können. Dafür sei auch der Wissenschaft Dank.

Die Verpflegungsfrage war für Volk und Heer, für Mensch und Pferd von gleich großer Bedeutung.

Die Leistungen des Soldaten im Felde werden ungemein von der Verpflegung beeinflußt. Sie ist neben dem Urlaub maßgebend für die Stimmung der Truppe. Ich mußte deshalb den Verpflegungsfragen mein volles Augenmerk zuwenden.

Das Nachlassen der Stimmung im deutschen Volke hing sehr wesentlich mit der Ernährung zusammen. Der Körper bekam in seiner täglichen Zuführung, namentlich an Eiweiß und Fetten, nicht das, was zur Erhaltung der leiblichen und geistigen Kräfte notwendig ist. Es war in weiten Kreisen ein gewisser Verfall der körperlichen und seelischen Widerstandskraft eingetreten, der eine unmännliche, hysterische Stimmung hervorrief, die im Banne der feindlichen Propaganda das unkriegerische Denken vieler Deutschen noch vermehrte. Ich tat das erstemal im Sommer 1917 einen tiefen Einblick in diese Verhältnisse und war erschrocken; hier war ein ungeheures Schwächemoment. Es war nur durch eine bessere Verpflegung zu beseitigen.

Durch die Inbesitznahme der Walachei war jetzt etwas Entscheidendes getan. Andere Maßnahmen mußten weiterhelfen. Die Notwendigkeit der Stroh- und Holzerschließung für die tierische, vielleicht auch die menschliche Ernährung wurde von der O.H.L. immer wieder betont, ebenso auch die Gewinnung von Laubheu. Wie wir aus dem Volke alles herauszuholen hatten, um den Krieg zu führen, so mußten wir aus der Natur mit Hilfe der Wissenschaft, die uns auch hier unterstützte, alles zu erlangen suchen, was als Nahrungsmittel für Mensch und Tier gewonnen und verarbeitet werden konnte.

Die Aufgabe, die Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen, führte unter anderem zur Kartoffeltrocknung, der ich mich warm annahm.

Für die Produktionssteigerung dienten Lieferung von künstlichen Düngemitteln in genügenden Mengen und angemessene Preise. Wir holten die Phosphate aus den besetzten Gebieten Nordfrankreichs und Belgiens heraus und wurden bei dem Reichskanzler und dem Reichsschatzamt immer wieder für die Erweiterung der Stickstoffabriken (Merseburg) vorstellig.

Die Preisbildung war Aufgabe der heimischen Behörden. Sie litt unter innerpolitischen Rücksichten. Bei der sozialdemokratischen Hetze gegen das Land und die Agrarier und bei der an und für sich schweren Lebenshaltung scheute sich die Regierung, die Höchstpreise angemessen und weitvorschauend zu regeln. Die Landwirtschaft sah sich vielerorts außerstande, mit diesen Preisen zu arbeiten. Die Vorräte reichten für die Bevölkerung nicht aus und konnten bei den niedrigen Preisen nicht vollständig erfaßt werden. Die nicht sachverständigen Organe, die dies bewirken sollten, waren überdies dazu nicht in der Lage. Ihre Tätigkeit wirkte häufig aufreizend und befremdend. Der einzelne Mensch erhielt so nicht einmal die Portionssätze, die zur Erhaltung der vollen Lebenskraft zu gering bemessen waren. Stadt und Land schritten nun

zur Selbsthilfe, soweit sie dies vermochten; Schleichhandel und Hamstern griffen um sich. Bald war auf diesem abschüssigen Gebiet kein Halten mehr.

Die breite Masse, namentlich der Mittelstand, hierbei die festbesoldeten Beamten und Offiziere, hatten schwer zu tragen. Ein kleiner Teil erlag in der Not der Zeit wohl der Versuchung und half sich, der größere aber wurde buchstäblich ausgehungert. Dies kam zu allem Schweren, was der Mittelstand trug, noch hinzu. Und doch hat dieser Stand, der in jeder Hinsicht mit Füßen getreten wurde, allerdings leider nur schweigend, seine Pflicht getan — bis zuletzt.

Für den Arbeiter wurde gesorgt. Er paßte seine Lohnforderungen, die auch durch Streiks erzwungen wurden, dem Schleichhandel an. Gewiß hatte auch ein erheblicher Teil der Arbeiter es schwer. Sie haben aber doch im Gegensatz zum Mittelstand im allgemeinen zu leben gehabt.

Schleichhandel und Hamsterei nahmen dauernd abstoßendere Formen an und wirkten in Ursache und Folge auf unser Denken immer zerstörender. Unser System der ausgesprochenen Zwangswirtschaft in Verbindung mit Höchstpreisen hatte versagt. Die Produktion wurde nicht gesteigert, der Ertrag ging immer mehr und mehr zurück. Die vielfachen Anträge der O.H.L. an den Reichskanzler zur Bekämpfung des Schleichhandels hatten kein Ergebnis.

Es ist wie ein Narrenspiel. Hat doch die Furcht vor zu hohen landwirtschaftlichen Höchstpreisen tatsächlich zur Verteuerung der ganzen Lebenshaltung geführt und zur Vertiefung der Kluft zwischen Stadt und Land sehr wesentlich beigetragen. Die unzufriedenen Elemente verstanden es, aus allem Kapital für sich zu schlagen. Die feindliche Hungerblockade triumphierte, sie brachte uns nicht nur leibliche, sondern auch seelische Not.

Meine private Ansicht über das Zwangswirtschaftssystem in der Heimat ging dahin, daß es je eher desto besser, in einigen Verpflegungsartikeln sogar sofort, aufzuheben sei und dem freien Handel Platz zu machen habe. Daneben schien mir eine stärkere Heranziehung von Genossenschafts- und Erzeugerverbänden als Hilfstruppe der Verwaltung dringend geboten. Sie waren aber leider noch nicht überall genügend ausgebildet. Vor allem mußten die Preise für einzelne Erzeugnisse besser sein und rechtzeitig bestimmt werden, damit die Landwirtschaft sich darauf einstellen konnte.

Der Landwirt hat gearbeitet. Der Großgrundbesitz besonders hat Entscheidendes geleistet. Das Vaterland wird wieder erkannt haben, daß, wie die Armee der Grundstein der Ordnung, die Landwirtschaft das Fundament unseres wirtschaftlichen, allerdings auch unseres politischen Lebens ist. Wir hätten vor dem Kriege dies berücksichtigen müssen, dann wäre uns vieles leichter geworden. Das Versäumte jetzt nachzuholen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des Staates, intensive Wirtschaft Pflicht des Landwirts.

Das Heer hat der Heimat oft geholfen. Es stand bei den großen Anstrengungen, die auf den Soldaten ruhten, keineswegs besser als das Volk daheim. Heer und Volk waren auf allen Gebieten nach meiner innersten Überzeugung eins. In Berlin hörte man zuweilen die Ansicht, daß Heer und Volk eigentlich zwei getrennte Körper mit verschiedenen Mägen wären. Diese Auffassung war mir nur ein trauriger Beweis, wie wenig der Krieg in der Heimat verstanden wurde. Schweren Herzens mußte die O.H.L. häufig zeitweise die Fleisch-, Brot-, Kartoffel- und Fettportionen sowie die Hafer- und Heu-

ration des Heeres herabsetzen. Wir taten es, um das Volk zu unterstützen und es kriegsfähig zu erhalten.

Der Soldat erhielt häufig nicht genug. Die Verpflegung war zu einförmig. Oft hörte ich Klagen der Oberbefehlshaber über diesen Punkt, konnte aber im einzelnen nichts daran ändern.

Wir halfen im weiteren Verlauf der Heimat mit Lastkraftwagen und Fuhrwerksgestellung zur Erleichterung der Versorgung, namentlich zur Abfuhr von den Bahnhöfen der großen Städte. Wir nahmen es in den Kauf, daß dadurch Schwierigkeiten für das Heer entstanden. Beurlaubungen für die Ernte fanden weit über die normalen Zahlen statt. Die Kartoffelversorgung des Landes wurde durch Erleichterung der Eisenbahnwagengestellung gefördert.

Die besetzten Gebiete haben die Verpflegung erleichtert. Sie wurden durch die Etappen-Inspektionen namentlich auch für die Fleischversorgung herangezogen und die landwirtschaftlichen Betriebe möglichst sachgemäß geleitet. Die Truppe selbst arbeitete da, wo sie lange eingesetzt blieb, fleißig in Anbau und Ernte.

Rumänien hat uns, Österreich-Ungarn und Konstantinopel im Jahre 1917 allein über Wasser gehalten. Dem hervorragenden Anteil entsprechend, den wir Deutschen an dem Niederwerfen Rumäniens hatten, strebte ich an, seine Verwaltung in deutsche Hände zu legen. Bei der Eigenart unserer Bundesgenossen und ihres Geschäftsgebarens bot dies die sicherste Gewähr für die dauernde Berücksichtigung unserer kriegswirtschaftlichen Ansprüche. Die Verbündeten gingen hierauf ein. Die Verwaltung trug den Namen „Militärverwaltung" und unterstand dem Generalfeldmarschall v. Mackensen, damit zugleich auch der O.H.L. In der Walachei war Österreich-Ungarn an der Verwaltung stark beteiligt, aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland die Kraft fehlte, alles allein auszuführen. Die österreichischen Organe haben uns oft das Leben nicht leicht gemacht, auch Bulgarien erschwerte in der Dobrudscha die Verwaltung, indem es zunächst recht eigenmächtig vorging. Die Türkei war loyal.

Landwirtschaftliche Erzeugnisse aller Art, besonders Weizen und Mais, aber auch Erbsen, Bohnen, Pflaumen, Eier und Wein, fanden sich in Rumänien in erfreulichen Mengen vor. Die Herbstbestellung wurde sofort in Angriff genommen. Es geschah alles, um die Produktionsfreudigkeit anzuregen.

Die Ölbestände, die wir in Rumänien vorfanden, waren nicht erheblich, die Bohranlagen durchweg gründlich zerstört, die Sonden mit großer Kunst verstopft. Der englische Oberst Thomsen hatte sich seiner Aufgabe, uns die Ausnutzung der Ölfelder zu erschweren, mit Geschick unterzogen. Die Militärverwaltung ging mit Kraft daran, die Ölförderung wieder in die Höhe zu bringen. Sie hob sich, allerdings nur sehr langsam.

Die Verteilung der Vorräte an den Erzeugnissen der Dobrudscha und der Walachei erfolgte auf Grund besonderer Abmachungen zwischen den Verbündeten. Die Ölverteilung bot keine wesentlichen Schwierigkeiten. Dagegen war die Verteilung der landwirtschaftlichen Produkte der Walachei eine der unerquicklichsten Aufgaben. Die österreichischen Unterhändler kamen mit ungeheuren Ansprüchen; wir lernten von ihnen und machten nicht geringere. Die goldene Mittelstraße war nach erbitterten Wortgefechten auch hier der Weg, der zur Einigung führte und schließlich beide Parteien befriedigte.

Das deutsche Volk in der Heimat und am Feinde hat in diesen vier langen Kriegsjahren unendlich viel ertragen und erduldet. Der Krieg hat das Volksempfinden und die gesamte Volksmoral tief durchwühlt und geschädigt.

Würge- und Hungerblockade sowie feindliche Propaganda, deren Wirkungen im Kampfe gegen die deutsche Rasse und den deutschen Geist im engsten Zusammenhange standen, lasteten schwer und, je länger der Krieg dauerte und sie anhielten, immer drückender auf uns. Die Blockade wirkte. Die Propaganda gewann in der Heimat günstigen Boden. Sie wandte sich jetzt unmittelbar an den Mann an der Front, der nun auch aufnahmefähig geworden war. Blockade und Propaganda begannen nach und nach unsere geistige Kriegsfähigkeit ins Wanken zu bringen und den Glauben an den Endsieg zu erschüttern; die so berechtigte Sehnsucht nach dem Frieden nahm Formen an, die an Schwäche grenzten, die unser Volk zerklüfteten und den Geist des Heeres niederdrückten.

Auf diesem Boden keimten Giftpflanzen. Jedes deutsche Empfinden, jeder Gedanke an das Vaterland hörte bei vielen auf. Das eigene Ich trat in den Vordergrund. Der Kriegsgewinnler jeder Art, nicht zuletzt der politische, der die Not des Staats und die Schwäche der Regierung zur Erreichung persönlicher und politischer Vorteile ausnutzte, machte sich breit und breiter. Unsere geistige Kriegsfähigkeit litt unermeßlichen Schaden. Wir verloren das Zutrauen zu uns selbst.

Der Revolutionsgedanke, den die feindliche Propaganda und der Bolschewismus predigten, fand den Geisteszustand der Deutschen vorbereitet und eroberte sich durch die Unabhängige sozialdemokratische Partei im Heer und in der Marine Boden. Die Irrlehren gewannen bald in der breiteren Masse an Zugkraft. Das deutsche Volk in der Heimat und am Feinde erlitt den Todesstoß.

Als ich Erster Generalquartiermeister wurde, stand Deutschland in dem Beginn dieser Entwicklung, ihre Eigenart und ihr Weg waren nicht zu übersehen. Das eine war unverrückbar klar: wir durften dem nicht tatenlos gegenüberstehen.

Gegen die Hungerblockade war jetzt etwas geschehen, in Rumänien hatten wir sie durchbrochen. Ob wir noch andere Gelegenheiten dazu finden und wie wir sie dann ausnutzen würden, wußte niemand.

Auf die feindliche Propaganda starrten wir, wie das Kaninchen auf die Schlange. Sie war ausnehmend großzügig und geschickt, arbeitete mit starken, auf die Massen wirkenden Gedanken, in vollständiger Übereinstimmung mit der Kriegführung und gebrauchte skrupellos alle Mittel.

Ihr hatte das deutsche Volk, das die Kunst und den Wert des Schweigens noch nicht erkannt hatte, durch sein Schreiben, Reden und Handeln in seiner fehlerhaften Offenherzigkeit selbst den Weg gewiesen, wo sie ansetzen konnte.

Es hatte selbst das Wort vom „preußischen Militarismus" geprägt, obschon dieser „preußische Militarismus", der Geist selbstloser Pflichttreue, das Aufgehen des einzelnen in dem Staatsgedanken, Preußen geschaffen und Deutschland seine glänzende Entwicklung gewährleistet hatte. Man sah Äußerlichkeiten als das Wesen des Militarismus an und verkannte die nationale Kraft, die von ihm ausging. Statt ihn zu bekämpfen, mußte man ihn vergeistigen.

Die Entente kannte diese Stärke des „preußischen Militarismus" sehr gut. Sie wußte wohl, warum sie sich gegen ihn wandte. Sie wußte auch, was sie tat, wenn sie in Deutschland gegen das Offizierkorps, zu guter Letzt den Träger der Staatsgewalt, schürte. Sie handelte zielsicher, wenn sie namentlich in Süddeutschland gegen Preußen, wenn sie gegen den Kaiser, das Symbol der Reichseinheit, sowie gegen den Deutschen Kronprinzen hetzte und dem deutschen Volke goldene Berge zusicherte für die Zeit, da es sich erst des Kaiserhauses und seiner anderen Fürstenhäuser entledigt haben werde.

Später beschäftigte sich die feindliche Propaganda auch mit meiner Person. Volk und Heer waren mit Zweifeln an dem Tun der O.H.L. zu erfüllen, der Glaube an den Enderfolg des Krieges sollte erschüttert, das Vertrauen zu dem Mann entwurzelt werden, der den Entente-Interessen starken Widerstand zu leisten sich bemühte.

Der feindlichen Propaganda gelang es, in Anlehnung an unsere demokratischen Anschauungen, unsere Regierungsform in Deutschland und in der ganzen Welt als autokratisch in Verruf zu bringen, obschon unser Kaiser nicht die Machtfülle besaß wie der Präsident der Vereinigten Staaten und das Wahlrecht zum Reichstage, also der ausschlaggebenden Volksvertretung im Reich, demokratischer war als das Wahlrecht in vielen anderen Ländern.

Die feindliche Propaganda verfolgte immer ausgesprochener das Ziel, die Einigkeit des Deutschen Reiches zu erschüttern, Deutschland von seinem Herrscherhaus und die Fürstenhäuser und Regierungen vom Volk zu trennen: das war der politische Umsturz.

Sie war sich bewußt, wie die Worte „Verständigungsfrieden", „Abrüstung nach dem Kriege", „Völkerbund" und dergleichen mehr auf das deutsche Volk bei seinem unpolitischen und unkriegerischen Denken in seiner großen Not wirken würden. Folgte es doch nur zu gern in bewußter und unbewußter Selbsttäuschung diesen holden und doch so trügerischen Gaukelbildern.

In diesem Zusammenhang fiel das Wort der Propaganda, daß deutsche Weltbeherrschungspläne den Frieden gestört hätten und jetzt hinderten, auf nur zu fruchtbaren Boden.

Tatsächlich verfolgte die deutsche Regierung in der nachbismarckschen Zeit überhaupt kein anderes großes außenpolitisches Ziel als die Erhaltung des Friedens. An Weltpolitik dachte sie kaum. Sie strebte vielleicht die Vermehrung des deutschen Kolonialbesitzes an. Das deutsche Volk war nach dem Gewinn der Reichslande und durch Aufrichtung des Deutschen Reiches gesättigt. Vergrößerung seines Kolonialbesitzes und verstärkte Weltgeltung durch Vermehrung seiner Absatzgebiete waren eine Notwendigkeit geworden. Dies war aber nur durch Macht zu erreichen. Es erstrebte dagegen Gleichberechtigung im friedlichen Wettbewerb. Es erkannte, in Geschäftssinn und politischen Schulmeinungen befangen, nicht, daß dies für andere Völker mit Weltherrschaft schwer auseinander zu halten war.

Die Erhaltung des Friedens war ein gewaltiges Ziel. Wie unser Verteidigungskrieg nur durch Angriff zu gewinnen war, so konnten wir den Frieden nur durch klare, kraftvolle Politik erhalten, die ausgesprochene Richtlinien verfolgte. Dies tat die deutsche Politik nicht. Sie äußerte sich unerwartet und schroff. Die Völker, die uns feindlich gesinnt waren, benutzten dies, um sich gegen uns zusammenzuschließen; auch die, die bisher unter sich

uneins waren, einigten sich gegen uns. Anderseits zeigten wir uns unsicher und schwankend. Das brachte uns ebenfalls keine Freunde.

Zu Weltbeherrschungsplänen gehört ein starkes Nationalbewußtsein. Wir haben es trotz der Reichsgründung im Jahre 1871 nicht erhalten, die Regierung hat es in der nachbismarckschen Zeit nicht weitergebildet; wir hatten im Gegenteil wieder davon eingebüßt in demselben Maße, wie wir die Kraft des Willens verloren. Wir waren zudem in unserem Denken zu ausgesprochen bundesstaatlich geblieben und innerpolitisch zu stark zerklüftet. Wir traten ohne Nationalbewußtsein zu früh in die Welt, wir fanden in unserem ganzen, durch fremde Einflüsse genährten weltbürgerlichen Sinn nicht den Ausgleich zwischen dem nationalen und internationalen Denken und zwischen unseren Interessen, die in der Heimat und in der Welt lagen.

Weltbeherrschungspläne oder Nationalismus der deutschen Regierung haben den Frieden vor 1914 nicht gefährdet und nach 1914 nicht gehindert, wie es die feindliche Propaganda behauptete. Sie wollte ja auch nicht die Wahrheit sagen, sie wollte nur die Geschlossenheit und die Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes erschüttern und Meinungen verbreiten, die ihr nützlich erschienen.

Endlich kam das Schlagwort von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Ein Problem von scheinbar bestechender Wahrheit, aber ohne Vergewaltigung nicht zu lösen, wenn Nationalitäten wie in so unendlich vielen Fällen vermischt wohnen. Das Schlagwort traf Österreich-Ungarn mehr als uns, aber auch uns erschütterte es in seiner durch Furcht und Haß diktierten Auslegung in der Folge tief und sollte uns tödlich treffen infolge der Deutung, die deutsche Männer ihm dem Feinde gegenüber gaben.

Zuletzt — ganz ausgesprochen von Beginn des Jahres 1918 an — wurde neben der politischen die soziale Revolution immer klarer vorbereitet. Der Krieg wurde als ein Werk der oberen Zehntausend auf Kosten der Arbeiterschaft, der Sieg Deutschlands als das Unglück dieser hingestellt.

Die feindliche Propaganda und der Bolschewismus, der die Weltrevolution bezweckt, verfolgten auf deutschem Boden die gleichen Ziele. England gab China das Opium, die Feinde uns die Revolution und — wir nahmen das Gift an und verbreiteten es, wie die Chinesen das Opium verbreiten.

Während die Propaganda der Entente das deutsche Volk und die deutsche Armee und Marine immer machtvoller traf, wußte sie in den eigenen Landen und der eigenen Wehrmacht die Kriegsentschlossenheit hochzuhalten und in den neutralen Staaten gegen uns zu wirken.

Die Schuld am Kriege, die belgischen Greuel, die Gefangenenmißhandlungen, unsere politische Unmoral und Hinterhältigkeit, unsere Verlogenheit und Brutalität, die Willkürherrschaft in Preußen-Deutschland, die Knechtung des deutschen Volkes waren für den Lügenfeldzug unserer Feinde gegen uns geschickt erfundene Vorwürfe von großer Stärke in der ganzen Welt. Daneben mußten die Schlagworte von dem Kampf der Demokratien gegen den Militarismus, die Autokratie und die Junker, von dem Kampf für die Zivilisation und für die Freiheit der kleinen Nationen und dergleichen Phrasen mehr von unendlicher Wirkung auf nicht klar sehende Menschen sein. Die öffentliche Meinung der Welt stand ganz in ihrem Banne. Der Krieg wurde so z. B. für den amerikanischen Soldaten zum Kreuzzug wider uns.

In den neutralen Staaten sahen wir uns einer Art geistiger Blockade

gegenüber. Der Weg zu der Seele der neutralen Völker war uns verschlossen. Wir verstanden nicht, ihn uns zu öffnen. Nur wir taten unrecht; was die Entente tat, war moralisch berechtigt und selbstverständlich. Deutschland vergewaltigte die Welt, nur die Ententepolitik verfolgte wahrhaft sittliche, die Welt beglückende und befreiende Ziele.

Ähnlich wurde in den verbündeten Staaten gearbeitet. Es galt hier die Trennung Deutschlands von seinen Bundesgenossen.

Die Propaganda war ein altes und gewaltiges Kampfmittel Englands. „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands", hat Bismarck schon vor sechzig Jahren gesagt.

Bereits vor dem Kriege war aufmerksamen Beobachtern die Propagandaarbeit unserer jetzigen Feinde klar erkennbar geworden. Sie hat schon damals planmäßig gegen uns begonnen.

Überall in den feindlichen Ländern waren starke Propagandaorganisationen geschaffen, die unter der Führung von erfahrenen Staatsmännern und Politikern standen. Unter einheitlicher Leitung arbeiteten sie allerorten mit vereinter Kraft, nach klaren Richtlinien, mit gewaltigen Geldmitteln. Sie hatten ihre Zweigstellen in den neutralen Staaten und setzten sich auch dort mit der der Entente so eigentümlichen Rücksichtslosigkeit durch. Besondere Organisationen galten der Belebung völkischer Bestrebungen, so in Polen und unter den Letten, zweifellos auch unter den Völkerschaften der Doppelmonarchie, namentlich den Tschechen und Südslawen.

Während wir auf dem Kriegsschauplatz die Initiative fast bis zuletzt in der Hand hatten, führte der Feind den Kampf der Geister von vornherein in geschlossener Einheitsfront auf der ganzen Linie angriffsweise und fand Hilfstruppen in den vielen Deserteuren in den neutralen Staaten, aber leider auch Unterstützung im deutschen Vaterlande selbst.

Das ausgesprochene Endziel der amerikanischen und englischen Propaganda wurde immer mehr die innere Revolutionierung Deutschlands.

Lloyd George wußte, was er tat, als er nach Beendigung des Krieges Lord Northcliffe den Dank Englands für die von ihm betriebene Propaganda aussprach.

Wir sahen uns nach und nach durch die feindliche Propaganda in Wort und Schrift so geschickt angegriffen, daß viele bald nicht mehr zu unterscheiden vermochten, was feindliche Propaganda, was eigenes Empfinden war. Die Propaganda wurde um so empfindlicher für uns, als wir den Krieg nicht mit starken, sondern mit guten Bataillonen zu führen hatten. Die Masse allein macht es nicht, sondern der Geist, der sie beseelt; so ist es im Volksleben, so ist es auf dem Schlachtfelde. Wir haben gegen die Welt gerungen und konnten es mit gutem Gewissen tun, solange wir seelisch kriegsfähig waren. Solange hatten wir auch Aussicht auf Erfolg und brauchten uns, was gleichbedeutend war, nicht dem Vernichtungswillen der Feinde zu beugen. Mit dem Aufhören unserer seelischen Kriegsfähigkeit änderte sich das alles vollständig. Wir kämpften nicht mehr bis zum letzten Blutstropfen. Viele deutsche Männer wollten nicht mehr für ihr Vaterland sterben.

Die Zersetzung der Stimmung im Innern, verbunden mit ihrer Wirkung auf unsere Kriegsfähigkeit: der Kampf gegen die Heimatfront und den Geist des Heeres war jedenfalls das hauptsächlichste Mittel, mit dem die Entente

uns besiegen wollte, nachdem sie die Hoffnung auf einen militärischen Sieg aufgegeben hatte. Hierüber bestand kein Zweifel in mir.

Ein einsichtsvoller Entente-Politiker hat sich im Frühjahr 1918 in folgender Weise geäußert:

„Es ist heute in London und Paris eine allgemeine und grundlegende Auffassung unter den führenden Staatsmännern der Entente, daß die deutsche Armee an der Westfront nie rein militärisch zu besiegen ist. Aber klar ist es trotzdem jedem, daß die Entente siegen wird, und zwar wegen der inneren Verhältnisse in Deutschland und den Zentralmächten, die zum Sturz des Kaisertums führen werden. Spätestens im Herbst dieses Jahres wird die Revolution in Deutschland ausbrechen."

Das deckte sich mit den Worten des Landtagsabgeordneten Ströbel, Schriftleiters des „Vorwärts", aus dem Jahre 1915:

„Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reichs den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde."

Ich wollte diese Sätze nicht niederschreiben und in die Welt hinausgehen lassen. Wahrheit soll aber Wahrheit bleiben, und diese Worte sind wahr.

Für die Erhaltung der Stimmung im Innern war der Reichskanzler verantwortlich. Gern hätte die O.H.L. das Volk unmittelbar aufgeklärt. Sie wandte sich aber stets pflichtmäßig an den Reichskanzler und bat um sein Handeln.

Der Reichskanzler hatte dem deutschen Volke zu sagen, wohin es steuerte, hatte ihm den ganzen hohen Ernst seiner Lage auseinanderzusetzen. Die Regierung mußte dem Volk immer wieder klarmachen, um was es ging, daß ein erträglicher Frieden nur von einem geschlagenen Feinde zu erhalten sei, daß wir sonst unter einen Gewaltfrieden kämen. Nur der Sieg schütze uns vor diesem und bringe uns jenen.

Unsere politische und geistige Unreife und Urteilslosigkeit, die uns die Hohlheit der Schlagworte und unerfüllbarer Versprechungen nicht erkennen lassen, wurden und sind unser Unglück. Ich hatte immer wieder erhofft, daß das deutsche Volk sich durchringen würde zu einer Auffassung der Dinge, die der harten Wirklichkeit entsprach. Ich habe mich getäuscht. Phrase und Schlagwort und verbrecherische Vorspiegelungen herrschten immer mehr vor, je schärfer der innerpolitische Kampf entbrannte, je mehr sich die Kluft zwischen den Berufsständen, zwischen Stadt und Land, vertiefte. Die Partei und ihre Ziele galten bald mehr als das Vaterland. Die breite Masse des Bürgertums ging in ihrer Vielköpfigkeit eigene Wege und hielt sich in ängstlicher Zurückhaltung abseits. Auch ihr mangelte Verantwortlichkeitsgefühl dem Vaterlande gegenüber. Sie bedachte nicht, welchen unermeßlichen Schaden sie damit ihm und sich selbst zufügte. Die Zügellosigkeit und Gesinnungslosigkeit breitester Volkskreise, die Wühlarbeit der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei fanden kein Gegengewicht im Bürgertum. Es ist eine traurige Ungeheuerlichkeit, daß sonst klar denkende deutsche Männer sich tatenlos in der Not des Tages die Köpfe verwirren und sich das nehmen ließen, wofür sie bisher gelebt hatten. Das Bürgertum ist damit auch am Verfall unseres Vaterlandes schuldig.

Unsere Kriegsreichskanzler haben nichts getan, um die Schäden zu heilen und das Volk aufzuklären. Sie hatten keine selbstschöpferischen Gedanken,

sie haben das Volk nicht zusammengefaßt und geführt wie die großen Diktatoren Clemenceau, Lloyd George und Wilson. Was die O.H.L. durch vaterländischen Unterricht und durch Übertragen unserer Auslandspropaganda auch auf die Heimat geben konnte, waren schwache Brosamen. Die Seele des deutschen Volkes blieb steuerlos und führerlos allen auf sie einstürmenden Eindrücken überlassen. Weltfremd und betört haschte sie nach Trugbildern, die nie greifbar waren. So war es nur zu verständlich, daß sie sich zu denen hielt, die ihr das heiß Ersehnte, wenn auch in verhängnisvollem Verkennen oder in fluchwürdiger und verbrecherischer Absichtlichkeit in Aussicht stellten, und Männer nicht verstand, die dies gefahrvolle Tun klar erkannten und in heißer Sorge um unsere Zukunft und in heiliger Liebe zum Lande unserer Väter immer von neuem das äußerste forderten. Es war ein tiefes Verhängnis, daß diese Männer sehr bald zu „Kriegshetzern" wurden, obschon auch sie den Frieden heiß ersehnten.

Die gesamte Presse hatte sich zunächst im August 1914 aus innerster Überzeugung auf den Boden des Verteidigungskrieges gestellt und für die Notwendigkeit seiner Durchführung schöne und entschlossene Worte gefunden. Leider trat darin später bei einem Teil eine Änderung ein. Er übersah, daß auch unser Verteidigungskrieg nicht durch einen Verständigungsfrieden, sondern nur durch einen Sieg beendigt werden konnte, wenn wir nicht geschlagen und das Opfer unerträglicher Bedingungen werden wollten. Wie bei der Regierung, wie im Volk, so war auch in diesem Teil der Presse der Gedanke an Verständigung mit dem Gegner stärker als der Gedanke des Sieges über den Feind mit allen seinen hierfür erforderlichen schweren Ansprüchen an das ohnehin notleidende Volk. Viele der weitestverbreiteten Blätter machten sich zu Herolden der neuen, auf Versöhnung der Völker beruhenden Weltanschauung. Sie griffen diejenigen heftig an, die nicht eher an den Friedenswillen des Feindes glauben, jedenfalls nicht früher unsere eigene Kampfkraft schwächen wollten, als bis er sich einwandfrei zeige; die es deshalb für nötig hielten, das Schwert so scharf und den Arm, der dieses Schwert führte, so stark wie möglich zu erhalten.

Noch ein anderer Gedanke wurde von einem Teil der Presse in diesem Zusammenhang verbreitet. Der Krieg könne überhaupt nicht rein militärisch entschieden, d. h. durch Waffengewalt beendet werden. Wozu dann noch ein Kampf, wenn er doch nicht mehr nötig ist, um den Krieg zu gewinnen oder einer Niederlage vorzubeugen? Machte man sich denn gar keine Vorstellung von der Gemütsstimmung des Mannes, der hinweg von Heimat, Frau und Kind und gutem Verdienst hinausziehen sollte in Not und Gefahr, wenn es doch nutzlos war, wenn er dadurch sein und seiner Familie Zukunft aufs Spiel setzte? Weltbeglückende Ideen wurden erdacht, weit schweiften die Gedanken in die Zukunft, und harte vorhandene Wirklichkeit wurde vergessen. Der Gewissensnot des Soldaten, der sein Leben hinzugeben hatte, erinnerte man sich nicht.

Unter dem Eindruck, den ich gewonnen hatte, wandte ich mich im Dezember 1916 an den Reichskanzler mit der Bitte, unmittelbar unter seiner Leitung bei der Reichskanzlei eine Stelle für die einheitliche Führung der Presse im ganzen Reiche auf allen Gebieten zu schaffen. Ich erstrebte im einzelnen die Leitung aller Presse-Dezernate der Zivilbehörden durch eine maßgebende, dem Reichskanzler unmittelbar unterstellte Persönlichkeit, inniges

Zusammenarbeiten dieser Stelle mit Kriegspresseamt und der Presse-Abteilung des Admiralstabes, Beschränkung der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes auf außenpolitische Fragen; dafür Vertiefung ihrer Arbeit für feindliche, neutrale und verbündete Zeitungen und endlich Vertretung und Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Presse durch eine zentrale Stelle. Die Forderungen wurden vom Reichskanzler v. Bethmann Hollweg abgelehnt.

Die einheitliche Leitung der Presse wäre ein Weg gewesen, eine geschlossene Stimmung im deutschen Volk von neuem ins Leben zu rufen und das Trennende verschwinden zu lassen. Aufklärung, die eindringlicher wirken sollte, mußte aber unmittelbar erfolgen, so wie die feindliche Propaganda uns traf. Das freie Wort von Staatsmännern und führenden Geistern und Mundpropaganda mußten hinzukommen. Jedem Deutschen, ob Mann oder Frau, war täglich zuzurufen, was ein verlorener Krieg für das Vaterland bedeutete. Bild und Film hatten gleiches zu verkünden. Ein Darstellen der Gefahren hätte anders eingewirkt als das Denken an Kriegsgewinne aller Art, als Reden und Schreiben über Verständigungsfrieden. Und was ebenso wichtig war: es würde uns vor schwerer Gefahr bewahrt und dem Frieden gedient haben.

Der Verkehr der O.H.L. mit den Zeitungen ging durch das Kriegspresseamt. Es war im Oktober 1915 aus verschiedenen, zu Beginn des Krieges beim stellvertretenden Generalstab entstandenen Abteilungen gebildet, die sich mit der Durchsicht der in- und ausländischen Blätter und mit der Zensur zu beschäftigen hatten. Hinzu trat dann im Jahre 1917 die Organisation des vaterländischen Unterrichts.

Die hervortretende Stellung des Kriegspresseamts lag in seiner straffen Organisation, in seinen Mitarbeitern und in dem Umstande begründet, daß jede einheitliche Reichsorganisation fehlte.

Im Felde erlangten die Armee-Zeitungen immer größere Bedeutung.

Die Kriegsberichterstatter der großen deutschen Tageszeitungen wurden in den Kriegspressequartieren West und Ost zusammengefaßt und, soweit es die militärische Lage gestattete, möglichst schnell und umfassend mit den neuesten Tatsachen bekannt gemacht. Daneben standen namhafte Militärschriftsteller, die die Kriegführung von hoher Warte aus schilderten.

Die Oberzensurstelle im Kriegspresseamt hatte für die gleichmäßige Handhabung der militärischen Presse-Aufsicht im Heimatgebiet und für die gleichmäßige Beachtung der von der O.H.L. getroffenen Zensuranordnungen zu sorgen. Ihre Unterstellung unter die O.H.L. war nicht glücklich. Sie hatte sich aus den Verhältnissen zu Beginn des Krieges als Selbsthilfe des Generalstabes ergeben. Jede Zensur muß Unwillen erregen; er mußte sich um so lauter äußern, je mehr pazifizistisches Denken um sich griff und die innerpolitischen Strömungen sich gehemmt fühlten. Die O.H.L. hat darunter schwer gelitten. Leider lehnte der Kriegsminister im Jahre 1917 die Übernahme der Oberzensurstelle ab.

Eine gute Propaganda muß der Entwicklung der tatsächlichen politischen Ereignisse weit vorauseilen. Bevor die politischen Absichten in die Tat umgesetzt werden, gilt es, die Welt von ihrer Notwendigkeit und ihrer moralischen Berechtigung zu überzeugen. Wir bedienten uns der Propaganda nach außen nicht. Unsere politischen Ziele und Entscheidungen wirkten, da sie in

überraschender Plötzlichkeit der Welt geboten wurden, oft brutal und sprunghaft. Durch eine großzügige und vorausschauende Propaganda wäre dies spielend vermieden.

Neben dem Willen zur Propaganda im Frieden fehlten uns auch die Grundlagen hierfür. Wir hatten keinen Welttelegraphendienst mit eigenem Kabel- und Funkenstationennetz. Wir entbehrten einer führenden Zeitung auf starker nationaler Grundlage, von dem Einfluß auf das Ausland und der Bedeutung für das Inland wie die „Times" in England und der „Temps" in Frankreich. Die Zeitungen, von denen das Ausland unmittelbar Kunde erhielt, gaben von deutschem Denken und Wesen und den Zuständen bei uns ein einseitig gestaltetes und falsches Bild.

Aus Gesprächen, die ich mit leitenden Persönlichkeiten hatte, entnahm ich, wie sehr die Notwendigkeit einer Propaganda mit großen, bei den Massen werbenden, lebensfähigen Gedanken auch jetzt noch im Kriege verkannt wurde. Die Regierung stand ihr lau und zweifelnd gegenüber. Sie verstand ihr Wesen noch immer nicht. Man lehnte sie ab, weil man sie für zu marktschreierisch hielt, während doch die richtige Propaganda darin besteht, daß man ihr Vorhandensein nicht merkt: sie arbeitet geräuschlos. Mit den Worten: „Unsere Sache ist gut, wir brauchen keine Vertretung" war es nicht getan; wir hatten allen Grund, endlich zur Tat zu schreiten, uns nicht nur nachdrücklich zu wehren, sondern von der Verteidigung zum Angriff überzugehen. Nur so konnten wir dem Feinde das gleiche antun, was er uns zufügte, und uns in dem gewaltigen Völkerringen behaupten.

Im Sommer 1916 war die O.H.L. an die Reichsleitung mit der Forderung herangetreten, eine straffe Organisation für Propaganda einzurichten. Nach Überwindung vieler Widerstände, namentlich gegenüber dem Auswärtigen Amt, wurde im Juli die militärische Stelle dieses Amtes ins Leben gerufen.

Sie unterstand der O.H.L. Mit Wort und Bild, vor allem mit dem Film versuchte sie im neutralen Auslande festen Fuß zu fassen. Der mündlichen Propaganda, der Weitergabe von Nachrichten von Mund zu Mund, wurde der allergrößte Wert beigelegt. Daneben ging die Pressepropaganda mit Telegramm-, Funken- und Korrespondenzdienst, mit Broschüren und Vorträgen, auch die Kunstpropaganda wurde gefördert.

Es war ganz ausgeschlossen, daß es dieser Propaganda gelingen konnte, das in langen Friedens- und Kriegsjahren Versäumte nachzuholen und gegen die feindliche Propaganda aufzukommen; ihre Leistungen blieben trotz aller Mühen, an der Größe der Aufgabe gemessen, unzulänglich. Wir erreichten die feindlichen Völker nicht wirksam. Eine starke, von Kriegswillen getragene Regierung erstickte dort mit rücksichtsloser Gewalt jedes sich regende Gefühl der Weichheit und Schwäche und jede Äußerung über einen Frieden, vor allem über einen eigenen „Verständigungsfrieden".

Auch im neutralen Auslande und in den verbündeten Staaten haben wir Wesentliches nicht erreicht.

Anders wäre es gewesen, wenn hinter unserer Propaganda der Reichskanzler mit der ganzen Macht seines hohen Amtes und einem starken Willen gestanden hätte. Ich bat ihn oft, etwas Ganzes zu schaffen. Die Einrichtung einer deutschen Propaganda-Reichsbehörde wurde zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Ich legte um so mehr Wert hierauf, als die Propaganda durch staatsmännische Kundgebungen sich immer wirksamer erwies. Auf das Trommelfeuer von Kundgebungen der feindlichen Staatsmänner erfolgte unsererseits keine wirksame Abwehr, viel weniger noch dachten wir daran, es zu ersticken. Diesen Kampf konnte die militärische Stelle des Auswärtigen Amtes nicht organisieren, dazu war nur eine Reichsbehörde in der Lage, die besondere Autorität besaß. Endlich, im August 1918, wurde nach dieser Richtung hin ein schwacher Anlauf genommen, man schuf etwas ganz Unvollkommenes; außerdem war es — zu spät!

Das Heer erhielt im Herbst 1916 nur noch einen geringen Zuschuß an sittlicher Kraft aus der Heimat. Zu Mißständen hatte dies bisher noch nicht geführt. Die Truppe war müde und tief erschöpft, aber ihr Geist und die Stimmung waren gut.

Die Verbindung zwischen Heer und Heimat war eng und wechselseitig. Urlaub wurde in möglichst hohem Maße erteilt. Immer ist die Zahl der Beurlaubten hinter den Wünschen des Heeres und meinen eigenen zurückgeblieben. Ganz abgesehen von der Kriegslage, schloß die Verkehrslage soviel Beurlaubungen aus, als ich gern zugelassen hätte. In Zeiten kriegerischer Hochspannung mußten sie beschränkt werden.

Der Brief-, Zeitungs- und Paketverkehr war gut, die Auswahl der Zeitungen beim Feldheere durch nichts beschränkt. Nur einige Organe der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei waren ausgeschlossen.

Das Heer bekam damals noch ausreichenden Ersatz. Dieser durfte aber nicht nur zur Ergänzung vorhandener Formationen gebraucht, sondern mußte auch, so unerwünscht es war, zur Bildung neuer Divisionen verwendet werden. Die Organisation des Heeres wurde bei allen Waffen vervollkommnet. Der Bedarf an Artillerie war ins Ungeheure gestiegen.

Der Stellungsbau im Westen wurde planmäßig nach den neuen Gesichtspunkten der Zerteilung aller Anlagen in tiefer Gliederung und schärfster Anpassung auch in äußerer Gestaltung an das Gelände organisiert und überall nachgeprüft. Im Osten konnte er mehr seine alte Form beibehalten. Außer dem Bau der beiden großen strategischen Stellungen im Westen waren namentlich dort sehr erhebliche Arbeiten auf allen Fronten zu leisten, so wurde vornehmlich in Flandern, östlich Arras und vor Verdun das vorhandene Stellungssystem vertieft und auch die elsaß-lothringische Front verstärkt, an der bisher nur sehr wenig geschehen war. Die Armeen waren im Stellungsbau sehr tätig, der Soldat baute für sein Leben.

Zur Schulung des Heeres für die bevorstehenden großen Abwehrkämpfe entstand die Vorschrift „Die Abwehrschlacht".

Scharf im Gegensatz zu der bisherigen, nur in starren, leicht erkennbaren Linien zusammengedrängten Verteidigung wurde nun eine weite, nach der Tiefe gegliederte Abwehr geschaffen, die in lockeren Formen beweglich zu führen war. Die Stellung sollte naturgemäß nach Abschluß des Kampfes in unserer Hand sein, aber der Infanterist hatte sich nicht mehr zu sagen: hier stehe und falle ich, sondern er hatte das Recht, nach allen Richtungen in beschränktem Umfange vor starkem feindlichen Feuer auszuweichen. Im Gegenstoß war die verloren gegangene Linie wiederzugewinnen.

Die Gruppe wurde die Einheit im Gefechtsaufbau der Infanterie. Die Stellung der Unteroffiziere als Gruppenführer gewann dadurch erheblich an Bedeutung. Die Taktik individualisierte sich immer mehr und mehr.

Die „Abwehrschlacht“ fand ihre Ergänzung durch die „Ausbildungsvorschrift für die Fußtruppen im Kriege“ und eine größere Zahl anderer Vorschriften für die Sonderwaffen und für den Stellungsbau.

Auf allen Gebieten herrschte ein reges geistiges Leben im Heere. Wir standen im engsten Gedankenaustausch mit der Truppe. Die Armee erhielt wohl das Beste, was überhaupt zu geben war.

Für alle Waffen bildeten die Erhaltung und Festigung der Mannszucht die erste Grundlage; ohne sie kann eine Armee nicht bestehen. Sie mußte auch jetzt das Gegengewicht bilden gegen viele unvermeidliche Erscheinungen im Leben der Truppen. Im Felde wurden die Unterkunftsverhältnisse durch das viele Herumwerfen der Verbände und den dauernden Wechsel immer ungünstiger. Die Gefahr der Selbsthilfe war gesteigert. Das Gefühl für „Mein“ und „Dein“ ging vielfach verloren. Bekleidung und Ausrüstung waren schlechter geworden, die Instandhaltung wurde dadurch erschwert. Viele Gründe, nicht zuletzt der Mangel an Licht in den Unterständen, führten zu einer Vernachlässigung des Äußeren. Der Soldat ließ sich gehen. Das Kriegsleben mußte auf den Menschen einwirken. Starke Charaktere wurden gekräftigt, die aber wurden selten; die Moral der breiten Masse mußte Schaden leiden, und zwar um so mehr, je länger der Krieg dauerte. Kein denkender Soldat konnte das übersehen. Das war in allen Kriegen so gewesen. Um so größer wurde das Bedürfnis nach geistiger Kräftigung aus der Heimat, die selbst stark sein mußte, nach Festigung des Pflichtgefühls, nach Mannszucht. Äußerlich bildete die Art, wie der Soldat sich an öffentlichen Orten bewegte, Ehrenbezeugungen erwies, einen sicheren Prüfstein für den Wert der Truppe. Es war nicht alles gut, was man da zu sehen bekam.

Die Ausbildung aller Waffengattungen wurde ununterbrochen gefördert, sowohl bei den Truppen in Stellung wie hinter der Front. Es herrschte ein ähnliches Leben, wie wir es im Frieden gewöhnt waren. Überall bestrebte man sich ernstlich, die Armee für ihre schwere Aufgabe zu schulen und ihre Verluste erträglich zu machen.

Die Heimat arbeitete nach ähnlichen Grundsätzen. Die Grundbedingungen waren aber ungünstige, das Ausbildungspersonal überaltert. Die Verpflegungsverhältnisse waren mangelhaft, die Ersatztruppenteile zu sehr mit der Heimat, zu wenig mit dem Heere verbunden. Es war mein steter Wunsch, die Ausbildung des Ersatzes, soweit irgend möglich, in Rekrutendepots hinter der Front zu verlegen. Der Anfang war gemacht. In der Folge geschah hierin noch mehr.

Selbstverständlich war es aller Führer und auch mein Bestreben, daß die praktische Arbeit nicht zur Ermüdung der Truppe führte. Die körperliche Ruhe war ein unbedingtes Erfordernis auch für die Mannszucht, und nur bei genügender Erholung konnte sich der Soldat nach und nach von seinen schweren seelischen Eindrücken entspannen. Für die Zerstreuungen, die geboten werden konnten, sorgten die so gern gehörte Militärmusik, körperliche Spiele aller Art, Lichtspiele und sonstige Aufführungen sowie Büchereien.

Die Reihen der Friedens-Unteroffiziere waren gelichtet; ein großer Teil war vor dem Feinde geblieben, ein anderer war zu Neubildungen versetzt oder tat daheim Ausbildungsdienst. Dem aus der Front hervorgegangenen Ersatz fehlte die Schulung in Führung und Sorge für die Mannschaften. Das Leben im Schützengraben verwischte zum Schaden der Mannszucht die Rangunterschiede. Die meisten Unteroffiziere blieben vorbildliche Unterführer im Kampf und verläßliche Gehilfen der Offiziere; sie haben ihre schweren Pflichten treulich erfüllt, das Vaterland schuldet auch ihnen besonderen Dank.

Der Offizier war sich seiner ernsten Aufgabe, Erzieher und Lehrer seiner Truppe zu sein, voll bewußt. Auch dies will gelernt sein. Im Frieden brauchte der Offizier 12 bis 15 Jahre bis zum Kompagniechef. Jetzt mußten junge Männer nach ein bis zwei Jahren Dienstzeit Kompagnien führen. Manche haben es gekonnt, bei anderen hat es an vielem gefehlt. Die aus der Truppe herauskommende Klage über die unerfahrenen Kompagnieführer hatte eine tiefinnere Berechtigung. Wir standen einer sehr ernsten Entscheidung gegenüber. Es war die Gefahr, daß das vorbildliche Verhältnis zwischen Offizier und Mann verloren ging.

Der gute, aber so oft angegriffene Friedensoffizier fehlte, ihn deckte der grüne Rasen. In der kurzen Kriegszeit war ein Offiziernachwuchs mit gleich hohen Eigenschaften und gründlichen Kenntnissen und mit solchem Verantwortungsgefühl seinen Leuten gegenüber, wie ihn die lange Friedenszeit geschaffen hatte, nicht zu erziehen. Eine glänzendere Rechtfertigung konnte unser ganzes Heersystem gar nicht finden, als sie dieser Krieg gebracht hat. Ein bekannter sozialdemokratischer Abgeordneter, der mich in Kowno als Zeitungsberichterstatter aufsuchte, betonte mir gegenüber besonders, wie sehr er sein Urteil über die aktiven Offiziere ändern müsse.

Bei der ungenügenden Ausbildung und der mangelnden Erfahrung der Kompagnieführer, namentlich für den inneren Dienst, trat der Bataillonskommandeur schärfer in die Erscheinung als im Frieden. Aber die Bataillonskommandeure waren sehr oft Offiziere des Beurlaubtenstandes, die naturgemäß gerade für den inneren Dienst keine vertieften Kenntnisse besaßen, wenn sie auch durch ihr höheres Lebensalter sicherer wirkten. Auch diesen Herren mutete der Krieg bei ihren vorgeschrittenen Jahren ganz Außerordentliches zu, wenn sie immer wieder während der Abwehrschlachten in vorderster Linie eingesetzt werden mußten. Gesundheit und Nervenkraft wurden auch bei ihnen ungeheuer beansprucht. Als Führer im Kampf haben ebenso wie die aktiven Bataillonsführer auch die Offiziere des Beurlaubtenstandes Vortreffliches geleistet.

Den Regimentskommandeuren lagen die vielseitigsten und schwierigsten Aufgaben ob; sie trugen unmittelbar und überall die Verantwortung für ihre Truppe und waren der höheren Führung über Auftreten und Stimmung, Erfolg und Nichterfolg, Gedeih und Verderb jedes einzelnen Angehörigen ihres Verbandes Rechenschaft schuldig.

Nächst dem Regimentskommandeur war der Divisionskommandeur die am meisten hervortretende Erscheinung geworden, wie es im Frieden der Kommandierende General gewesen war. Bei seiner Dienststelle liefen alle Fäden von oben und unten zusammen, in der Kampfführung, der Ausbildung und Verwaltungstätigkeit. Er wurde zum Erzieher der Truppe. Die Auswahl zum Divisionskommandeur konnte gar nicht sorgfältig genug sein.

Der Generalstabsoffizier war etwas Besonderes. Seine Aufgabe wurde immer schwerer, je technischer die Kriegführung wurde. Es genügte nicht mehr, allgemeine Kenntnis aller Waffen und Verständnis für ihre Ver-

wendung zu haben. Er mußte ein guter Artillerist werden und dazu über Fliegerverwendung, Nachrichtenwesen, die Nachschubfragen und tausend andere Dinge ein klares Urteil haben sowie Einzelheiten beherrschen, für deren Erledigung dem Kommandeur keine Zeit blieb.

Die Auswahl und Ausbildung der Generalstabsoffiziere waren schwer. Ich habe viele kluge, aufrechte und mannhafte Charaktere unter ihnen angetroffen, die ihr Handwerk verstanden und es mit Takt verrichteten. Der vorher erwähnte sozialdemokratische Führer bezeichnete mir gegenüber den Generalstabsoffizier, auch in Abänderung früherer Ansichten, als die Seele der Kriegführung. So war es damals.

Unsere Offiziere haben ihre Schuldigkeit getan. Ihre hohen Verluste legen ein beredtes Zeugnis dafür ab. Daß viele Offiziere zu unerfahren waren, daraus kann ihnen ein Vorwurf nicht gemacht werden, das lag einzig und allein in den Kriegsverhältnissen und in den ungeheuren Abgängen begründet. Auch diese unerfahrenen Offiziere wußten tapfer in den Tod zu gehen. In Kampf, Not und Gefahr rief der Soldat immer nach seinem Offizier, auch wenn dieser ein blutjunges Menschenkind war, und sah auf ihn. Mögen auch Offiziere nicht den richtigen Verkehrston mit den Untergebenen gefunden, mögen sogar einige ihnen gegenüber schwer gefehlt haben — das Verhältnis des Offizierkorps in seiner Allgemeinheit wird dadurch nicht berührt. Es war so, wie es bei den Kriegsverhältnissen nur sein konnte.

Die Ausbildung der Armee für die Abwehr war für die O.H.L. eine ungemein umfangreiche Arbeit.

Ende Januar 1917 war naturgemäß noch nichts abgeschlossen. Die Neu- und Umbildungen waren noch im Gange. Das Heer begann sich nur sehr allmählich zu kräftigen. Die Truppen hatten zu stark gelitten. Die Grundsätze der neuen Vorschriften waren verstanden, indes noch nicht Gemeingut der Truppe geworden. Die Kriegsmaterialausstattung blieb auch jetzt rückständig. Die Spannung an der Westfront hatte sich trotz aller Mühe und rastloser Arbeit noch nicht entscheidend geändert.

Die O.H.L. hatte alles versucht, das Kriegsinstrument zu schärfen. Der Versuch, es auch zahlenmäßig durch Bildung der polnischen Armee kraftvoller zu gestalten, um die Überlegenheit des Feindes auch hierin auszugleichen, war inzwischen kläglich gescheitert.

Als ich am 29. August Erster Generalquartiermeister wurde, fand ich eine Abmachung des Reichskanzlers mit Baron v. Burian, dem gemeinsamen Minister des Auswärtigen der Doppelmonarchie, aus Wien vom 11. August vor, daß Deutschland und Österreich-Ungarn sich verpflichteten, ein selbständiges Königreich Polen mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu errichten mit einer eigenen Armee, deren Führung einheitlich sei und Deutschland zufalle. Die Absicht der Gründung dieses Nationalstaates solle baldmöglichst von beiden Monarchen kundgegeben werden, die Konstituierung des Staates erst später erfolgen.

Sehr bald fand in Pleß mit den für die Politik und Kriegführung verantwortlichen Stellen Deutschlands und Österreich-Ungarns unter Hinzuziehung des Generals v. Beseler eine Reihe von Besprechungen über die polnische Frage statt, in denen für mich nur die Frage der polnischen Armee als Kraftzuschuß für die Kriegführung eine Bedeutung hatte.

General v. Beseler hielt die Bildung dieser Armee für sehr aussichtsreich, obschon General v. Conrad vor jedem Optimismus dringend warnte. General v. Beseler bezeichnete als Grundbedingung für volles Gelingen die Verkündigung des Königreichs und die Bildung einer einheitlichen Verwaltung in Polen unter Anschluß des Generalgouvernements Lublin an das Generalgouvernement Warschau. Erst dann würden die Polen sehen, daß die Mittelmächte es ernst mit der Verwirklichung der polnischen Pläne meinten. Hierin lag auch meines Erachtens eine innere Berechtigung. Ich trat Baron Burian gegenüber im Interesse der Aufstellung des polnischen Heeres sehr warm für diese Vereinigung ein. Die führenden Staatsmänner fanden aber keinen Ausgleich. Die von der deutschen O.H.L. und General v. Beseler befürwortete Vereinigung der beiden Generalgouvernements fiel unter den Tisch. Trotzdem aber glaubte General v. Beseler eine Armee bilden zu können, wenn die Mittelmächte die Errichtung eines Königreichs Polen verkündigten. Er schlug zunächst die Aufstellung von vier bis fünf Divisionen vor. Er hoffte, diese im April 1917 der O.H.L. zur Verfügung zu stellen und dann weitere zu bilden. Die Kriegslage gebot, auf seine Vorschläge einzugehen.

Die Reichsregierung ging an die Ausführung ihres polnischen Programms, während wir mit General v. Beseler und dem k. u. k. Oberkommando über die Aufstellung der polnischen Armee berieten.

Gegen die Errichtung des Königreichs Polen erhoben sich indes an vielen Stellen Deutschlands schwere Bedenken. Sofort gingen von Berlin Gerüchte aus, ich hätte den Plan geschaffen. Ich bat die Regierung wiederholt um Klarlegung der Vorgänge, aber leider fand sich trotz meiner Bitte kein Staatsmann, der die Frage in aller Form richtigstellte. Wie beim U-Bootkrieg, so wurde die O.H.L. hier im Herbste 1916 das zweite Mal in den politischen Meinungsstreit ohne ihr Zutun und jetzt in entstellender Weise hineingezogen.

Die Erklärung des Königreichs am 5. November sowie alle Maßnahmen zur Bildung eines polnischen Heeres waren Schläge ins Wasser. Es wurde uns sehr bald klar, daß General v. Conrad die Verhältnisse richtig beurteilt hatte. Auf die Verstärkung unserer Kriegführung durch polnische Truppen mußte ich endgültig verzichten. Auch General v. Beseler erkannte jetzt, daß er sich geirrt habe. Die Frage der Aufstellung einer polnischen Armee war damit endgültig gescheitert.

Unendlich viel Zeit und Kraft ging mit diesen fruchtlosen Verhandlungen verloren, bei denen nur das eine von Interesse war, mit welcher Beharrlichkeit die österreichisch-ungarischen Staatsmänner in Polen ihre Ziele gegen uns verfolgten.

Die Aufstellung einer polnischen Armee fiel aus politischen Gründen. Polen schien sein Ziel lieber durch die Entente gegen Deutschland und Österreich-Ungarn erreichen zu wollen.

Wenn jetzt die Verhältnisse in Polen und unseren Ostgebieten mit jenem Versuch, ein Königreich Polen zu errichten, in Zusammenhang gebracht werden, so geht das weit über das Ziel hinaus. Auch ohne die Proklamierung des Königreichs und den Versuch, eine polnische Armee zu bilden, wären diese Erscheinungen gekommen, sie liegen allein in historischen Ursachen, in dem starken polnischen Nationalbewußtsein und in dem früheren Gegensatz zwischen Deutschen und Polen begründet.

Bei den Erörterungen über die Errichtung des Königreichs Polen und die Bildung einer polnischen Armee besprachen wir auch die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland. Es wurden die Schwierigkeiten hervorgehoben, die für ihn naturgemäß aus den polnischen Absichten der Mittelmächte entstehen würden. Ein Sonderfrieden mit Rußland hat stets in den Gedankengängen des deutschen Volkes eine besondere Rolle gespielt; ich erhielt schon im Herbst 1914 „verbürgte" Nachricht von der Anwesenheit des Grafen Witte in Berlin. Natürlich war das ein Hirngespinst. England und Frankreich hielten Rußland viel zu fest. Stürmer war hier seit langem Ministerpräsident. Man sprach jetzt wieder einmal von Friedensmöglichkeiten unter seiner Mitwirkung. Aber von einer nur einigermaßen greifbaren Möglichkeit, mit ihm überhaupt in Verbindung zu treten, war nicht die Rede, ebenso wenig von Versuchen Stürmers. Am 21. Oktober sprach sich der Reichskanzler dahin aus, daß zur Zeit keinerlei Aussicht auf Sonderfrieden mit Rußland bestehe. Dieses sei viel zu abhängig von England.

Ich hatte, um der O.H.L. die Grundlagen für die weitere Kriegführung zu schaffen und das Kriegsinstrument zu kräftigen, ein weites und tiefes Arbeitsfeld zu beackern. Ich konnte naturgemäß nicht überall selbst die Pflugschar führen und säen. Wo ich verständnisvolle Mitarbeit und die gleich ernste Auffassung vom Kriege fand, da ging gute Saat auf, oft aber sproßte es nur kümmerlich, und das Feld trug keine Frucht; auch Unkraut kam auf und überwucherte, was bis dahin gut gestanden hatte.

Der Entente-Angriff im ersten Halbjahr 1917.

Nach menschlichem Ermessen mußte im Jahre 1917 der Schwerpunkt unserer Abwehrkämpfe im Westen liegen, auch wenn es im Osten noch so heiß herging. Die O.H.L. gehörte jetzt an die Westfront; ich schlug Spa oder Kreuznach als neues Quartier für uns vor. Spa wurde abgelehnt, Kreuznach war besonders geeignet, weil dort viele nach der Front laufende Kabel vorbeiführten. Die dortigen Hotels und Fremdenhäuser boten günstige Unterkunft. Die Einrichtung von Kreuznach, Münster am Stein und Bingen als Großes Hauptquartier wurde befohlen.

Wann der zu erwartende große Ansturm der Entente einsetzen würde, war noch nicht zu übersehen. Im Osten war er vor dem April kaum zu erwarten; die große russische Frühjahrsoffensive 1916 hatte im März begonnen und war durch Witterung und Bodenverhältnisse stark beeinträchtigt gewesen. Eine so frühe Wiederholung war wenig wahrscheinlich. Es blieb möglich, daß auch die Entente im Westen so lange mit dem Angriff zögern würde. Die Lage an der Somme war aber so gespannt, daß wir auf einen früheren Anfang gefaßt sein mußten.

Die Gesamtlage erforderte für uns Hinausschieben des Kampfes im Westen, soweit dies möglich war, um den U-Booten Zeit zur entscheidenden Wirkung zu lassen.

Gleichzeitig mußten wir durch Kürzung der Front zu einer günstigeren Kräftegruppierung kommen und uns mehr Reserven schaffen. Wir standen in Belgien und Frankreich mit 154 gegen etwa 190 zum Teil sehr erheblich stärkere Divisionen, für unsere lange Front ein besonders ungünstiges Kräfteverhältnis. Es war zudem anzustreben, Frontteile möglichst lange feindlichen Großangriffen zu entziehen, indem der Gegner verhindert wurde, mit starken Kräften davor aufzutreten. Wir gewannen damit zugleich Stellungen, in denen schwächere und im Verlaufe der Schlacht abgekämpfte Divisionen eingesetzt werden konnten und die dringend nötige Ruhe fanden.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand — in engstem Zusammenhang mit dem Beginn des U-Bootkrieges am 1. Februar — der Entschluß, aus dem nach Frankreich vorspringenden Bogen unserer Front in die Siegfriedstellung, die Anfang März verteidigungsfähig sein sollte, zurückzugehen und die in einem 15 km breiten Streifen vor der neuen Stellung vorbereiteten Zerstörungen planmäßig durchzuführen.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht hatte die Räumungs- und Zerstörungsarbeiten unter dem Deckwort „Alberich" in einem Terminkalender bearbeitet und sie auf fünf Wochen verteilt. Wir konnten sie — falls ein feindlicher Angriff es notwendig machte — jederzeit abbrechen und die Bewegung beginnen. Die Hauptsache war die Vermeidung der Schlacht, dann kam die Bergung unseres gesamten Materials, soweit es nicht in der Stellung eingebaut war, und von Kriegsrohstoffen sowie endlich die Zerstörung der Verkehrswege, Ortschaften und Brunnen, um dem Feinde für die nächste Zeit ein Festsetzen vor der neuen Stellung mit stärkeren Kräften zu verwehren. Ein Vergiften der Brunnen war verboten.

Der Entschluß, die Front zurückzunehmen, war ungemein schwer. Es lag darin ein Eingeständnis unserer Schwäche, das beim Feinde erhebend, bei uns niederdrückend wirken mußte. Da er aber militärisch geboten war, so blieb keine Wahl. Er mußte zur Tat werden. Am 4. Februar erging der Befehl, Alberich plangemäß auszuführen.

Die Alberichbewegung gelang vollständig. Aus dem zu räumenden Gebiet wurden viele Kunstschätze geborgen und nach den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung in dem besetzten Gebiet aufbewahrt. Daß viel Hab und Gut der Bewohner verdarb, war tief bedauerlich, aber nicht zu vermeiden. Die Bevölkerung wurde großenteils nach Osten abgeschoben, nur zum kleinen Teil in einigen Ortschaften, z. B. Noyon, Ham, Nesle, versammelt und, für mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen, zurückgelassen. Auf der einen Seite durfte der Gegner durch wehr- und arbeitsfähige Bewohner keinen neuen Kräftezuwachs erhalten, auf der anderen Seite war es erwünscht, ihm möglichst viel Esser zuzuschieben.

Die große Rückwärtsbewegung begann dann planmäßig am 16. März und wurde in einem Zuge in einigen wenigen großen Sprüngen geführt; es lag der O.H.L. daran, im allgemeinen den Kampf zu vermeiden und der Truppe Zeit zum Einrichten der Siegfriedstellung zu geben, bevor der Feind vor ihr mit überlegenen Kräften eintraf.

Die Ententeheere folgten unseren zurückgehenden Armeen dicht auf. Sie machten aus unserem Rückzuge einen großen Erfolg für sich. Es war aber in der Presse so wirkungsvoll und geschickt vorgearbeitet, daß ihnen dies nicht gelang. Tatsächlich hatten sie keinen militärischen Erfolg errungen. Die ganze Bewegung war eine glänzende Leistung der Führer und Truppen und legt Zeugnis ab von der sorglichen, vorausschauenden Arbeit des deutschen Generalstabes.

Wir standen jetzt gefestigter und geschlossener als in unserer bisherigen ausgedehnten Stellung. Seine taktischen Maßnahmen sah der Feind durch-

kreuzt. In den bisherigen Richtungen vermochte er nicht mehr anzugreifen. Das Gelände, das wir durchschritten hatten, war unwirtlich geworden. Um dort Krieg zu führen, mußte es erst wieder hergerichtet werden. Um darüber hinweg anzugreifen, war erst unendlich viel zu bauen. Der Gegner setzte sich daher auch nur mit verhältnismäßig geringen Kräften vor unserer neuen Front fest. Wir konnten nun unsererseits unsere Linien durch Herausziehen von Divisionen verdünnen. Das, was wir durch die Alberichbewegung und Besetzung der Siegfriedstellung erreichen wollten, war vollständig eingetreten. Die Rückwärtsbewegung hat sich in hohem Maße bezahlt gemacht.

Daß die Entente uns der sehr nachhaltigen Zerstörungen und der Verschiebung der Bevölkerung wegen von neuem Hunnen nannte und alle Register ihrer Propaganda wider uns aufzog, mußten wir hinnehmen. Das war ihr Recht. Wir hatten auf Grund des Kriegsrechts gehandelt. In allen unseren Maßnahmen entschieden allein die Kriegsnotwendigkeiten. Im übrigen waltete die Menschlichkeit, die nur möglich war. Wir waren doch zu groß, um das Unglück anderer durch ungerechtfertigte Härten und böswillige Maßnahmen zu erhöhen. So war es nicht nur hier, so war es allerorts. Wir gingen nur da mit Schärfe vor, wo es, zum Beispiel in der Spionageabwehr, unsere militärische Sicherheit erforderte.

Die Befehlsgliederung war verbessert worden.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht befehligte die 4., 6., 1. und 2. Armee zwischen dem Kanal und La Fère.

Hieran schloß sich die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz — 7., 3., 5. Armee — bis etwa zur Orne östlich Verdun und dann

die Heeresgruppe Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg, Armeeabteilung C., A., B. Durch die Bildung dieser Heeresgruppe waren die Verhältnisse an der elsaß-lothringischen Front sehr erheblich gesundet.

Die Truppen hatten durch die Alberichbewegung noch zwei weitere Monate zur Erholung und Ausbildung gehabt. Viel Kraft war zwar bereits zurückgewonnen, aber bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht gab es immer noch müde Divisionen. Der Druck der Kämpfe des Jahres 1916 lag noch auf den Gemütern und erhöhte die natürliche Spannung, die jeder Verteidigung innewohnt und die Nerven martert.

Die Ausbildung war indes gehoben. Die neu aufgestellten Formationen waren zum Teil bereits an ruhigen Fronten eingesetzt, zum Teil wurden sie erst einsatzfähig. Aus Rumänien waren Divisionen in Belgien eingetroffen. Die O.H.L. hatte auch für den Westkampf nicht geeignete Divisionen gegen kampfkräftige der Ostfront ausgetauscht, trotz der hiermit verbundenen Schwächung dieser Front.

Der Stellungsbau war gefördert. Die nach Beziehen der Siegfriedstellung freiwerdenden Arbeitskräfte wurden hinter die voraussichtlichen Angriffsfronten verteilt; nun mußte hier das rückwärtige Stellungssystem beschleunigt vervollständigt werden. Die Kriegsgerätausrüstung hatte sich gebessert, die größeren Munitionsmengen verdankten wir wesentlich dem verringerten Verbrauch während weiterer Monate. Eine Reserve war angesammelt, die eine gewisse Sicherheit gab, sofern die Kämpfe im Osten und Westen nicht zu lange anhielten. Das Hindenburg-Programm wurde allmählich wirksam. Der weitere Nachschub an Munition war gesichert.

Im Osten war eine gewaltige Änderung eingetreten. Im März stürzte die von der Entente begünstigte Revolution den Zaren. Eine stark sozialistisch gefärbte Regierung ergriff die Gewalt. Welche Gründe die Entente hatte, mit der Revolution zu arbeiten, ist nicht klar. Das eine ist sicher, sie versprach sich von der Revolution Vorteile für ihre Kriegführung, zum mindesten wollte sie retten, was zu retten war. Darum zögerte sie nicht, zu handeln. Der Zar mußte fallen, der zur Genugtuung der Entente den Krieg begonnen hatte. Hierin lag eine unendliche Kraft des Willens, die vor nichts zurückschreckte, wenn es für das Vaterland den Krieg zu gewinnen galt. Sie hätte auch gehandelt, wenn Stürmer 1916 wirklich friedensfreundlich gewesen wäre.

Auf die Zustände in Rußland warf der Ausbruch der Revolution ein grelles Schlaglicht; Volk und Heer waren morsch, sonst wäre sie unmöglich gewesen. Das Heer war auch dort ein Teil des Volkes, wie bei uns; auch dort waren Heer und Volk eins. Wie oft hatte ich auf die russische Revolution zur Entlastung unserer militärischen Lage gehofft, immer war es nur ein Luftschloß gewesen; nun war sie da und kam doch überraschend. Mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Daß sie später auch unsere Kraft untergraben würde, konnte ich damals nicht für möglich halten.

In welchem Umfange eine Entspannung im Osten eintreten würde, war in keiner Weise zu übersehen; auch mit Angriffen mußte weiterhin gerechnet werden, aber trotzdem bedeutete die Revolution wegen der unweigerlich damit verbundenen Minderung der Kriegsfähigkeit Rußlands eine erhebliche Schwächung für die Entente und eine wesentliche Entlastung unserer so überaus schweren Lage. Die Erleichterung bestand für die O.H.L. zunächst darin, daß sie im Osten Truppen und Munition sparte. Sie nahm auch den Austausch im Westen abgekämpfter Divisionen mit besseren aus dem Osten in weitem Umfange vor.

Durch eine ins Leben zu rufende Propaganda sollte der Friedensgedanke in der russischen Armee unmittelbar weiter entwickelt werden.

Der Ausbruch der russischen Revolution war eines jener Ereignisse, das kein Feldherr als sicheren Faktor in seine Rechnung einstellen darf. Jetzt erst war sie keine Hoffnung mehr, sondern Wirklichkeit, mit der ich als Soldat arbeiten konnte.

Unsere Gesamtlage hatte sich erheblich gebessert. Den Kämpfen im Westen sah ich nunmehr mit Vertrauen entgegen.

Der U-Bootkrieg hatte gute Ergebnisse. Die Erwartungen der Marine waren weit übertroffen. Der Ausfall der Tonnage und des versenkten Guts mußte wirken. Der „Economist" vom 7. September 1918 nennt das Frühjahr 1917 die kritischste und tödlichste Zeit, die England seit Kriegsbeginn durchlebt hatte. Der amerikanische Admiral Sims bestätigt dies. Die Entente sah sich auch gezwungen, Menschenkräfte und Kriegsgerät, die ihr bisher für den Landkrieg zur Verfügung standen, im Seekrieg einzusetzen. Das wurde in immer steigendem Maße der Fall.

Die Vereinigten Staaten erklärten am 5. April, daß zwischen ihnen und uns der Kriegszustand bestehe. Der Niedergang Rußlands, unsere Erfolge im U-Bootkrieg, der Wunsch, die U-Bootabwehr durch ihre Machtmittel zu verstärken, haben dies bedingt. Schon am 3. Februar hatte Amerika mit uns die diplomatischen Beziehungen abgebrochen.

Der Hinzutritt der Vereinigten Staaten zu der Zahl unserer Feinde war für mich nicht überraschend. Ich hatte damit, auch wenn der U-Bootkrieg nicht in der verschärften Form geführt worden wäre, für den Fall gerechnet, daß unsere Waffen siegreich blieben.

Amerika kannte Deutschland im Frieden nicht und sah es jetzt durch die Brille der Entente-Propaganda an. Die Bevölkerung deutscher Abstammung besaß nur geringen Einfluß. Schon die Antwort Wilsons auf den Brief des Kaisers vom Herbst 1914, in dem dieser das Gerechtigkeitsgefühl Amerikas für die belgischen Greuel anrief, gab zu denken. Ihre wirtschaftlichen Interessen führten die Vereinigten Staaten immer inniger auf Seite der Entente. England hatte seine Stellung als erste Kapitalmacht an sie abgetreten. Die Entente war ihnen tief verschuldet. Deren Niederlage hätte eine Einbuße für sie bedeutet.

Die Haltung der Vereinigten Staaten in der Munitionslieferungsfrage ließ keinen Zweifel an der einseitigen Auffassung ihrer Neutralität zu. Die Durchführung der völkerrechtswidrigen Ungeheuerlichkeiten Englands zur See war nur möglich, wenn Amerika sie gestattete. Bei einer Besprechung im Auswärtigen Amt, einige Jahre vor dem Kriege, wurde mir gegenüber ausgeführt, daß Amerika solchen Maßnahmen nie zustimmen würde. Wir rechneten bestimmt mit unbeschränkter Einfuhr durch Holland.

In der Tat erhob die amerikanische Regierung in zwei Noten vom 30. März und 5. November 1915 Einspruch gegen die Willkür der englischen Seekriegführung.

Beide Einsprüche erfuhren eine glatte Abweisung von seiten Englands. Die Regierung der Vereinigten Staaten nahm sie hin. Nach ihrem eigenen Urteil bewahrte sie fast zwei Jahre hindurch eine unneutrale Haltung gegenüber Deutschland. Von einseitiger Begünstigung unserer Feinde bis zur offenen Parteinahme gegen uns war jetzt nur noch ein kleiner Schritt. Unter dem Vorwande des U-Bootkrieges trat Amerika in einer für die Entente kritischen Zeit gegen uns in den Krieg.

Die Geschichte des Jahres 1917 nahm einen ganz anderen Gang als erwartet war. Die Westfront hielt sich, der U-Bootkrieg brachte keine Entscheidung, aber Rußland brach zusammen. Wir erreichten an der Ostfront einen Zustand, der sich zwischen Krieg und Frieden bewegte. Damit trat die Möglichkeit ein, an die niemand vor dem Herbst 1917 denken konnte: die Entscheidung des Krieges im Jahre 1918 auf dem Lande durch einen Angriff zu erstreben, der erfolgreich sein mußte, wenn der U-Bootkrieg wenigstens bis dahin die Tonnage so gemindert hatte, daß eine Überführung der amerikanischen Neuformationen in schneller Folge nicht mehr möglich war, oder wenn er die feindlichen Transportschiffe auch nur teilweise traf. Dieses mußte nach den von der Marine gemachten Angaben erwartet werden.

Die O.H.L. begann mit dem großen Ententeangriff in Frankreich, an der Isonzofront und in Mazedonien für Mitte April zu rechnen. Ich war von Kreuznach aus, wohin wir Ende Februar übergesiedelt waren, häufig an der Westfront und hatte mit den Heeresgruppen- und Armee-Oberkommandos, auch mit den an den gefährdetsten Stellen stehenden Generalkommandos die Lage besprochen und taktische Ansichten ausgetauscht.

Die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz wurden an Divisionen, Artillerie und Munition verstärkt und erhielten auch alles das zugeführt, dessen sie für siegreiche Abwehr bedurften. Wo Wünsche zu erfüllen waren, half ich aus, so gut es ging.

Am 6. April war für mich kein Zweifel, daß ein großer englischer Angriff bei Arras unmittelbar bevorstand. Ich bat die Heeresgruppe, die Reserven durch die 6. Armee an das Kampffeld näher heranzuziehen. Die letzten Angriffe bei Verdun im Oktober und Dezember hatten von neuem die alte Wahrheit gelehrt, daß Reserven zur Schlacht dicht herangehören. Die „Abwehrschlacht“ hatte daher vorgesehen, daß auf den angegriffenen Fronten an vielen Stellen in zweiter Welle „Eingreifdivisionen“ bereitgestellt würden, die dem in die vorderen Linien einbrechenden Feind entgegengehen und ihn zurückwerfen sollten.

Die Divisionen der zweiten und dritten Welle wurden von der 6. Armee zwar vorbewegt, aber am 8. nicht nahe genug herangeführt. Am 9. traf die Armee nach nicht langer, aber ungemein starker Artillerievorbereitung ein von Tanks vorgetragener, heftiger Stoß beiderseits der Scarpe. Einige unserer vordersten Divisionen ließen sich überrennen. Die ausharrenden Nachbardivisionen erlitten starke Verluste. Es gelang dem Feinde schon in den Vormittagsstunden, in unsere Artillerieaufstellung einzudringen und Höhen zu gewinnen, die das Gelände weit nach Osten zu beherrschten. Die Eingreifdivisionen waren nicht da, um den Feind zurückzuwerfen. Nur einzelne Teile konnten mit Kraftwagen herangeführt werden. Es war eine ungemein kritische Lage, die für das Ganze gefahrvoll werden konnte, wenn der Gegner weiterstieß. Der Engländer begnügte sich aber mit seinem großen Erfolg und setzte wenigstens am 9. April den Angriff nicht weiter fort.

In Kreuznach beging ich an diesem Tage meinen Geburtstag. Ich hatte dem erwarteten Angriff mit Vertrauen entgegengesehen und war nun tief niedergeschlagen. Sollte das das Ergebnis aller Sorgen und Mühen des letzten halben Jahres sein? Waren die Vorschriften der „Abwehrschlacht“ falsche gewesen, und wenn dies der Fall war, was dann?

Ich ließ mir Offiziere kommen, die die Schlacht in vorderster Linie mitgemacht hatten, und gewann auch durch Ferngespräche den Eindruck, daß die von der O.H.L. gegebenen Grundsätze richtig waren. Sie nun aber auch richtig anzuwenden, das war die Kunst der Führung.

Der 10. April und die darauffolgenden Tage waren kritische Tage. Eine Einbruchsstelle von 12 bis 15 km Breite und bis zu 6 und mehr Kilometern Tiefe ist nicht ohne weiteres zu stopfen. Bei dem übergroßen Ausfall an Menschen und Geschützen nebst Munition, den solcher Einbruch verursacht, gehört sehr viel dazu.

Der Engländer griff vom 10. ab in der Einbruchsstelle in großer Stärke, aber schließlich doch nicht großzügig an; er dehnte seinen Angriff nach beiden Seiten, namentlich nach Süden aus. Der 23. und 28. April sowie der 3. Mai waren wiederum schwere Großkampftage. Zwischendurch wurde örtlich erbittert gerungen. Die Kämpfe hielten weiterhin an, wir machten kleinere erfolgreiche Gegenangriffe und erlitten anderseits hier und dort geringere Geländeverluste.

Die Schlacht bei Arras beanspruchte in hohem Maße Reserven und Kriegsgerät, als am 16. April auch der Franzose seine großangelegten Angriffe an der Aisne und in der Champagne begann.

General Nivelle hatte das große strategische Ziel: schon in den ersten Tagen zwischen Vailly und Reims zu einem Durchbruch durch die deutsche Front zu kommen. Ein bald danach einsetzender Stoß östlich Reims bis zur Suippe sollte die Durchbruchsstelle erweitern, unsere Front auf etwa 70 km Ausdehnung ins Wanken bringen!

Der Druck von Arras nach Osten auf Douai und der Durchbruch beiderseits Reims über Rethel in Richtung Mezières sollte die Siegfriedstellung umfassen, deren Bau durch zahlreiche Flieger festgestellt war. Die Entente wollte unsere ganze Front bis zum Meere erschüttern. Der Schwerpunkt der Entscheidung lag dabei bei der französischen Armee vor der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Die Abwehrvorbereitungen waren durch diese Heeresgruppe und die 7. und 3. Armee mit ungemeiner Sorgfalt getroffen. Die Truppe wollte aber zunächst an den Angriff nicht glauben, sie bemerkte keine Angriffsvorbereitungen. Erst allmählich stellte sie ihr Empfinden auf die bevorstehenden schweren Kämpfe ein. Nach tagelanger Artillerievorbereitung griff der Franzose am 16. April früh zwischen Vailly und Reims an. Auf dem Chemin des Dames brach er an verschiedenen Stellen ein; er zwang uns zu einer verlustreichen Zurücknahme unserer Truppen auf die Höhenlinie. Weiter östlich hielten sie sich festgeklammert an dem nach Norden scharf in das Ailettetal abfallenden Rücken. Zwischen dem Winterberg und der Aisne drang der Feind mit Tanks bis Juvincourt vor und wurde hier durch eine Eingreifdivision am weiteren Vorgehen gehindert. Hart östlich der Aisne hielten die Truppen ihre Stellungen. Am 17. und 18. April erneuerte der Feind den Ansturm, vermochte aber keine Erfolge zu erringen.

Inzwischen hatten auch die Angriffe in der Champagne begonnen. Sie richteten sich gegen das Höhengelände von Moronvilliers. Eine Division versagte. Wir verloren die entscheidenden Höhen. Als der Franzose den nördlichen Hang herabsteigen wollte, kam er in unser Artilleriefeuer und blieb liegen. Die Wiedernahme des Höhengeländes mißlang. Sein Verlust war schmerzlich, denn der Ausblick von ihm aus nach Norden ging weit in das Land hinein; wir mußten uns jetzt aber damit abfinden.

Der Höhepunkt der Schlacht im April war überwunden.

Bei den Kämpfen hatte die französische Infanterie eng massiert angegriffen und außergewöhnlich viel verloren.

Sowohl an der Aisne wie in der Champagne versuchte General Nivelle Anfang Mai nochmals den Sieg zu erringen. Unsere Front hatte sich wieder geordnet und straff organisiert, so daß auch auf beiden Kampfstellen der gewaltigen Doppelschlacht der neue Angriff unter schwersten Verlusten scheiterte.

Die französische Offensive war ungemein blutig zusammengebrochen. Obschon Frankreich sie als Sieg feiern mußte, wurde seine Stimmung gedrückt. Der Kriegsminister gab im Juli zu, daß der Angriff unter Verlusten gescheitert sei, die nicht wiederkehren dürften.

Aus dem Siege war dank unserer Abwehrtaktik und der Haltung der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz eine Niederlage der französischen Armee geworden. Wir hatten mit äußerster Anstrengung einen großen Erfolg errungen und uns in der Ausbildung dem Feinde überlegen gezeigt.

Nach ihrem großen Fehlschlag im April und Mai und dem bisher eingetretenen Ausfall Rußlands sahen sich England und Frankreich vor einer

neuen Lage. Sie beschlossen einen zweiten großen Angriff, um noch im Jahre 1917 zu siegen. Zugleich wollten sie sich aber auch die Gewähr dafür verschaffen, daß ihnen der Enderfolg jedenfalls 1918 gewiß sei. Sie legten den Schwerpunkt ihres Angriffs nach Ypern, zur Einnahme der deutschen U-Bootbasis in Flandern. Die Überführung der Neuformationen der Vereinigten Staaten nach Frankreich für das Jahr 1918 war durch den Kampf gegen unsere U-Boote sicherzustellen.

Die französischen Angriffe flauten in der zweiten Maihälfte zunächst fühlbar ab. Im französischen Heere kamen schwere Meutereien vor. Die Stimmung der Bevölkerung sank. Mit dem möglichen Wiederbeginn der Kämpfe mußte ich indes rechnen. Die englische Armee setzte die Kämpfe auf dem bisherigen Schlachtfelde östlich Arras fort; zwar nicht mit der Kraft, wie seinerzeit in den Sommeschlachten, aber doch weiter an unserem Marke zehrend.

Anfang Juni machte sich erhöhte Tätigkeit des Feindes vor dem südlich Ypern in die feindliche Stellung hineinspringenden Wytschaete-Bogen bemerkbar. Die taktische Lage der deutschen Truppen war hier keine günstige. Es schwebten Erwägungen, den Bogen zu räumen und die Sehnenstellung einzunehmen. Die Armee glaubte aber, ihn halten zu können. Es wäre geglückt, wenn nicht der Engländer ganz außerordentliche Minensprengungen vorgenommen und dadurch seinem in üblicher Weise mit gewaltiger Artillerie und dichten Infanteriemassen geführten Angriff Bahn gebrochen hätte. Unter dem Eindruck dieser Sprengungen gelang am 7. Juni dem Feinde der Einbruch. Unsere Truppe gab an verschiedenen Punkten dem feindlichen Infanterieansturm nach. Ein gewaltiges, in den Wytschaete-Bogen hineinschlagendes Artilleriefeuer verhinderte ein wirkungsvolles Eingreifen unserer Reserven und ein Wiederherstellen der Lage. Der 7. Juni hat uns viel gekostet. Auch hier dauerte es viele Tage, bis die Front wieder gefestigt war. Die englische Armee setzte ihre Angriffe nicht fort; sie hatte augenscheinlich nur die Ausgangsstellung für ihren großen Flandernangriff verbessern wollen.

Zunächst erneuerte sie die Kämpfe wieder auf dem alten Schlachtfeld bei Arras; auch zwischen La Bassée und Lens griff der Engländer an. Es waren Abnutzungskämpfe für uns, vom Feinde herbeigeführt, um unsere Aufmerksamkeit von Ypern abzuziehen.

Trotz der harten Kämpfe um den Wytschaete-Bogen in der ersten Junihälfte und anderen Kämpfen an der englischen Front war doch die Gefechtstätigkeit im Westen von Mitte Mai bis in den Juli hinein eine derartige gewesen, daß sich die Truppen wenigstens teilweise kräftigen und wir uns Reserven schaffen konnten. Das Westheer war wohl vorbereitet, als sich im Osten die Ereignisse zuspitzten.

Was wir mit Sicherheit angenommen hatten, war eingetreten: die russische Revolution schwächte die Kampfkraft des Heeres. Der Friedensgedanke schien in Rußland Boden zu gewinnen. Die Stellung der neuen russischen Regierung und des russischen Volkes und Heeres zu ihm war indes nicht einheitlich. Das Verhalten der russischen Truppen war stellenweise entgegenkommend; wir gingen gern darauf ein. An anderen Frontteilen blieb eine Gefechtstätigkeit bestehen, wir vermieden sie indes auch hier.

Die Gesamtkriegslage war in den Monaten April und Mai bis in den Juni hinein nicht danach angetan, eine größere Kampftätigkeit an der Ostfront

zu suchen; auch die Reichsleitung fürchtete, es könnte durch einen Angriff unserseits die Zersetzung Rußlands aufgehalten werden. Die O.H.L. verbot, um den Wünschen des Reichskanzlers nachzukommen, weiterhin jede Kampfhandlung.

Mit dem schärferen Hervortreten Kerenskis im Mai wuchs die große Gefahr, daß sich die russische Armee wieder festige. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten sparten keine Anstrengung, um dies Ziel zu erreichen. Diesem gegenüber wurde die Lage im Großen Hauptquartier oft genug dahin besprochen, daß ein schneller Angriff an der Ostfront mit Divisionen, die der Oberbefehlshaber Ost bereitstellen konnte, verstärkt durch einige Westdivisionen, besser sei als ein Zusehen; jetzt wäre es noch Zeit, die russische Armee in verminderter Kampfkraft zu treffen. Ich ging nicht darauf ein, obschon sich die Lage im Westen gebessert hatte. Ich wollte nichts tun, um selbst nur dem Schein nach eine wirkliche Friedensmöglichkeit zu stören. Auch militärisch war dies Handeln berechtigt, weil jede Revolution an der Kampfkraft eines Heeres frißt und es zersetzt. Allerdings wurde ich bedenklich, ob dies zuträfe, als am 1. Juli der russische Angriff zunächst in Galizien begann und erfolgreich war. Die Zeit unerquicklichen Abwartens im Osten war aber zu Ende. Jetzt war die O.H.L. durch nichts beschränkt und hatte volle Freiheit des Handelns.

Der russische Angriff war großzügig geplant. Aus dem Rigaer Brückenkopf, bei Dünaburg, am Narotsch-See, bei und südlich Smorgon und in ganz Ost-Galizien, von Tarnopol bis an die Karpathen heran, sollte angegriffen werden. Hier im Süden lag der Schwerpunkt der Handlung.

Dem Oberbefehlshaber Ost waren Ende Juni die Angriffsabsichten nicht verborgen geblieben, zahlreiche Überläufer kündeten sie an. Er traf alle Abwehrmaßnahmen. Um einen von ihm erstrebten Gegenstoß zu führen, brauchte er Verstärkungen aus dem Westen. Sechs Divisionen wurden hier für den Osten freigemacht. Mehr war zur Zeit nicht möglich.

Die günstigste Stelle für einen Angriff an der Ostfront war die Linie Zborow—Sereth-Niederung in Ost-Galizien. Von hier konnte eine Umfassung der südwärts stehenden Teile des russischen Heeres erstrebt werden. Diesen Gedanken wollte der Oberbefehlshaber Ost jetzt zur Tat umsetzen. Die O.H.L. konnte damit einverstanden sein.

Der russische Angriff in Ost-Galizien begann am 1. Juli mit größtem Munitionsaufwand und in dichten Massen. Wo k. u. k. Truppen standen, hatte er Erfolg. Ihre Front wurde durchbrochen. Die Russen drangen südlich des Dnjestr bis Kalusch vor und besetzten es. Wo deutsche Truppen standen, kam der feindliche Angriff nach heißem Ringen zum Stehen. Es waren für den Oberbefehlshaber Ost kritische Tage. Bevor er seine Reserven zu dem beabsichtigten Gegenangriff bereitstellen konnte, mußte er jetzt wieder die k. u. k. Truppen verstärken. Es ist in hohem Grade anzuerkennen, daß er trotzdem zu dem Stoß nördlich Zborow kam und die Operation rücksichtslos durchführte. Leider mußte der Angriff wegen überaus ungünstiger Witterung um zwei bis drei Tage bis zum 19. Juli aufgeschoben werden. Es war dies der Tag, an dem im deutschen Reichstage die Friedensresolution beraten wurde. Der Erfolg des Angriffs war bedeutend, auf 20 km Breite wurde bis zu 15 km Tiefe Gelände gewonnen. Das ganze Heer war gehoben — im deutschen Reichstage wurde der Sieg deutscher Waffen als Stimmungsmache bezeichnet.

Am nächsten Tage wurde der Stoß fortgesetzt. Die russische Front begann sich von unseren Stellungen loszulösen. Aus dem taktischen Gegenstoß wurde die Operation großen Stils. Die Lockerung dehnte sich immer weiter nach Süden aus. Bis in die Bukowina hinein war die Ostfront in Bewegung. Die russische Armee wich in Unordnung zurück, ihr Mark war durch die Revolution krank geworden. Am 2./3. August hatten wir unter steten Kämpfen den Zbrutsch erreicht, Czernowitz und Kimpolung genommen. Damit hatte die operative Auswertung des Gegenstoßes vom 19. Juli ihr Ende erreicht. Kämpfe im Rumänien zeitigten nur örtliche Erfolge.

Die deutschen Truppen hatten sich wie im Herbst vorigen Jahres im Bewegungskrieg hervorragend bewährt; sie fühlten sich wie erlöst aus dem ungeheuren Bann des Stellungskrieges. Die k. u. k. Armee hatte trotz aller auf sie angewandten Sorge ein Nachlassen der Kampfkraft gezeigt, das in hohem Maße erschreckend war.

Der große Ententeangriff, dem wir im Frühsommer 1917 erliegen sollten, war ausgeklungen; durch die russische Revolution war es zu einem einheitlichen Handeln nicht gekommen. Bei dem englisch-französisch-italienischen Ansturm fiel Rußland aus, und als Rußland die Offensive ergriff, war die Westfront bereits geschwächt. Wir hatten hier, wenn auch mit erheblichen Nackenschlägen, ausgehalten und an der Ostfront einen großen Gewinn zu verzeichnen. Der militärische Niedergang Rußlands lag offenkundig vor aller Welt.

Sechs Monate des U-Bootkrieges waren verflossen. Er hatte viel, rein zahlenmäßig mehr, aber in seinem Enderfolge nicht das geleistet, was vorausgesagt war. Noch hatte ich die Hoffnung, daß die Vermutungen der Marine sich doch in naher Zeit erfüllen würden. Aber ich begann mich jetzt mit der Frage zu beschäftigen, ob wirklich auch so viele U-Boote gebaut würden, wie es möglich sei. Es mußte alles geschehen, um die Wirkung des U-Bootkriegs zu steigern. Allerdings war die O.H.L. nicht imstande, bei der gespannten Kriegs- und Wirtschaftslage Facharbeiter in größerem Umfange aus dem Heeresdienst für die Marine zu entlassen oder das Hindenburg-Programm zu ihren Gunsten einzuschränken.

Durch eiserne Arbeit und Entschlossenheit, begünstigt durch die russische Revolution, war es geglückt, die militärische Lage zu entspannen. Das Fehlen eines geschlossenen Willens in Deutschland wie in Österreich-Ungarn sollte indes unter dem Druck dieser Umwälzung und der wirtschaftlichen Notlage sowie unter dem wachsenden Einfluß der feindlichen Propaganda daselbst Verhältnisse zeitigen, die die Kriegsfähigkeit der beiden verbündeten Staaten immer mehr herabsetzten und das militärisch Gewonnene gefährdeten. Die Hoffnung der Völker der Entente auf den inneren Zusammenbruch ihrer Feinde erhielt von nun an stetig neue Nahrung. Der Friede mußte unermeßlich erschwert und das Kriegsende hinausgeschoben werden.

Reichskanzler v. Bethmann und Graf Czernin standen beide ganz unter dem Einfluß der russischen Revolution. Beide befürchteten gleiches für ihre Länder. Beide dachten ausschließlich daran, während sie für die Kriegführung Entscheidendes zu leisten hatten. Sie mußten die Volkskraft ebenso heben, wie es der O.H.L. mit der Kampfkraft des Heeres in hartem Ringen mit einem gewaltigen Feinde gelungen war. Ihre Politik gipfelte in stetem

Nachgeben nach innen, sie verzichteten darauf, das Volk zu führen. Sie übersahen, welchen unsagbaren Schaden sie damit der nach außen zu vereinigenden Macht ihrer Länder und hierdurch der Kriegführung zufügten. Beide Männer, die das Schicksal in den ernstesten Zeiten an die Spitze ihrer Völker gestellt hatte, waren keine Kraftnaturen, wie die Verhältnisse sie erforderten. Auch nach innen waren schwere Kämpfe zu führen, darüber bestand kein Zweifel. Graf Czernin hatte es mit seinem Völkergemisch unendlich schwer. Herr v. Bethmann konnte es besser haben, er brauchte nur so zu handeln, wie es sich aus dem Wesen dieses Krieges und aus unserer Lage gegenüber dem Vernichtungswillen unserer Feinde ergab. Statt immer mehr den Gedanken des Verständigungsfriedens zu pflegen, der praktisch nie zu erreichen war, mußte er das Volk zusammenfassen, ihm Ziele und große Aufgaben weisen und dem Heere geben, was wir forderten. Dem deutschen Volke war immer wieder zu zeigen, wofür es kämpfte, und wie der Feind in seinem tiefsten Innern dachte. Die Mehrzahl wäre ihm wie 1914 gefolgt. Unbelehrbare gibt es immer.

An einem der ersten Apriltage 1917 erhielt der Kaiser den Besuch des Kaisers Karl in Homburg. In seiner Begleitung befanden sich Graf Czernin und General v. Arz. Der Reichskanzler, der Generalfeldmarschall und ich waren gleichfalls nach Homburg befohlen.

Während sich in Homburg die Majestäten und die Staatsmänner besprachen, hatten General v. Arz, der Generalfeldmarschall und ich eine Beratung über die Lage. Unsere Beurteilung war ernst, doch zuversichtlich.

General v. Arz hatte für die k. u. k. Fronten die gleichen Hoffnungen, setzte aber hinzu, daß die k. u. k. Armee infolge des Rohstoffmangels und des stark beanspruchten Menschenmaterials nur noch bis zum Winter kämpfen könne. Es herrschte über die Notwendigkeit, zunächst den Krieg mit aller Energie fortzuführen, kein Zweifel. Wie sich die Verhältnisse zum Winter gestalten würden, war nicht zu übersehen.

Gegen 12 Uhr mittags war Besprechung zwischen dem Reichskanzler, dem Grafen Czernin, dem Generalfeldmarschall, General v. Arz und mir. Der Reichskanzler fragte mich vor Beginn der Sitzung, ob ich die Zeit zu einem Friedensschritt für gekommen hielte. Ich konnte ihm nur antworten, daß wir vor einer großen Kraftanstrengung der Entente stünden und ich nicht glaube, daß jetzt militärisch der geeignete Zeitpunkt sei. Weiter wurde die Frage nicht verfolgt. Graf Czernin schlug vor, wir sollten zur Herbeiführung eines baldigen Friedens Elsaß-Lothringen an Frankreich geben. Österreich-Ungarn würde Galizien mit Polen vereinigen und für eine Angliederung Polens an Deutschland eintreten. In diesem Augenblick wurde unser Zusammensein unterbrochen. Der Reichskanzler und Graf Czernin wurden zu den beiden Kaisern gerufen.

Graf Czernin setzte mir nach dem Frühstück in einem Privatgespräch seine Ansichten auseinander. Ich hatte keinen Grund, mit meiner Meinung zurückzuhalten, und sagte ihm, was ich über seine Vorschläge dachte. Sein polnisches Projekt erschien mir sehr fragwürdig; welche Stellung würde Polen dazu einnehmen? Wie würde es auf unsere östlichen Landesteile wirken! Ich war über diesen ganzen Plan um so mehr erstaunt, als die österreichisch-ungarische Polenpolitik in Warschau jeder Aufrichtigkeit den deutschen Interessen gegenüber entbehrte. In diesem polnischen Projekt war alles unklar, dagegen war die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich für uns eine

recht eindeutige Frage, von der meines Erachtens so lange nicht die Rede sein konnte, so lange wir nicht geschlagen waren. Jedes Volk steht und fällt mit seiner Ehre. Daß Elsaß-Lothringen aber deutsches Land und es für uns ein Ehrenpunkt sei, zur Verteidigung dieses Besitzes bis zum äußersten zu kämpfen, darin waren sich alle Parteien bis auf die Unabhängige Sozialdemokratie stets einig gewesen. Jede Regierung und auch die O.H.L., die das verkannt hätten, wären damals mit Recht von dem empörten Volkswillen fortgefegt worden. Die Abtretung Elsaß-Lothringens war ein offenes Schwächebekenntnis. Es war damals durch nichts begründet. Mit Sicherheit war zu erwarten, daß die Entente in all diesen Projekten nichts anderes sehen würde, als ein Eingeständnis unserer militärischen Niederlage, das ihre Forderungen erheblich gesteigert haben würde.

Von dem Ausscheiden Galiziens aus dem österreichischen Staatsverbande sprach Graf Czernin nicht wieder. Bald darauf vertrat er aber mit großem Eifer und Geschick die austro-polnische Lösung und gab damit Österreich-Ungarns wahres Gesicht frei. Der Generalfeldmarschall und ich befürchteten von dieser Lösung den Zerfall des Bündnisses und die unmittelbare Bedrohung unserer Ostprovinzen. Die Polen würden ihre Ansprüche auf deutsches Gebiet verfolgen und die preußischen Polen ihnen in die Hand arbeiten. Die Regierung in Wien würde gezwungen sein, sich zum Sachwalter dieser Wünsche zu machen. Deutschland wäre in seinen Lebensinteressen ernstlich bedroht und der Konflikt zwischen den beiden verbündeten Reichen geschaffen.

Ein baldiger Friedensschluß wurde von Österreich-Ungarn dauernd erörtert. Jetzt wissen wir, daß Kaiser Karl der Entente ein Angebot zu einem Sonderfrieden gemacht hat: Im Sinne dieses Gedankens, aber für mich nicht erkennbar, wurde in einem Brief Kaiser Karls an Seine Majestät um Mitte April ein Frieden, eventuell unter großen Opfern, behandelt. Diesen und ähnliche Briefe gab Seine Majestät dem Reichskanzler zur Beantwortung. Der Generalfeldmarschall und ich hatten uns dazu vom militärischen Standpunkt gutachtlich zu äußern, ebenso wie der Chef des Admiralstabes von seiten der Seekriegführung. In diesem Fall deckte sich die Auffassung des Reichskanzlers mit unserer und der des Chefs des Admiralstabes.

Der Reichskanzler stellte sich in seiner Antwort von Anfang Mai auf den Standpunkt, daß bei den weitgehenden Erwartungen der Entente auf ihre Offensive augenblicklich nur ein Friede durch Unterwerfung möglich sei; einen solchen Frieden würde das Volk nicht verstehen und ertragen. In Rußland hätten sich aber die Verhältnisse bisher zu unseren Gunsten entwickelt. Es sei möglich, daß der dort sich immer mehr vordrängende Wunsch nach Frieden zu Verhandlungen führte. Vielleicht stellten diese dann das Vorspiel zum allgemeinen Frieden dar.

Der Brief des Kaisers Karl hatte hiermit seine offizielle Erledigung gefunden.

Graf Czernin trat noch bei vielen Gelegenheiten für den Frieden ein. Er befürwortete zwar auch weiterhin deutsche Abtretungen an Frankreich, ob aber die Entente friedensgeneigt sei, ob irgend ein gangbarer Weg zum Frieden bestünde, hat er dabei nicht sagen können. Graf Czernin würde es sicherlich getan haben, wenn er einen solchen Weg gefunden hätte.

Er hat in seiner Rede vom 11. Dezember 1918 über die Kriegs- und Friedensfragen lange Ausführungen gemacht. Wohl nur, um zu zeigen, daß

er das Unglück hätte kommen sehen. Das ist ein unfruchtbares Geschäft. Schwarzseher sind immer kluge Leute; wenn das Unglück eintritt, dann werden sie wegen ihrer Weisheit angestaunt. Die Menge streut ihnen und damit auch sich Weihrauch. Sie hat das Unglück vorausgesehen. Tritt es nicht ein, dann sind Schwarzseher und Menge erst recht zufrieden. Beide haben es immer gut. Die Männer der Tat sind schlechter daran. Sie sind nur gerechtfertigt, wenn Erfolg eintritt. Dann jubelt ihnen allerdings die Menge zu. Wird der Erfolg nicht erzielt, kommt sogar Unglück, dann steinigt dieselbe Menge jene Männer der Tat. Schwarzseher und Menge fragen nicht, was haben sie, was haben die Männer der Tat zur Verhütung des Unglücks getan. Von der urteilslosen Masse ist dies nicht zu erwarten. Ich bin aber überrascht, daß Graf Czernin denselben Weg geht. Hat er sich und der Welt Rechenschaft darüber gegeben, was er in der Lage, die er vorgefunden, getan hat, um den Krieg nicht zu verlieren und um sein und seiner Bundesgenossen Land vor Unglück und Schmach zu bewahren?

Leider hat es Graf Czernin unterlassen, uns früher die Tatsachen mitzuteilen, die erst durch dieselbe Rede zu meiner Kenntnis gekommen sind. Er sagte nämlich:

„Es haben verschiedene Male Fühlungnahmen zwischen unseren und Vertretern der Entente stattgefunden, aber diese Fühlungnahmen haben sich leider niemals bis zu konkreten Bedingungen verdichtet. Niemals wurde uns vor allem erklärt, daß Deutschland seinen vorkriegerischen Besitzstand würde behalten können.... Dadurch, daß die Entente immer erklärte, sie wolle Deutschland vernichten, zwang sie uns gewaltsam den Verteidigungskrieg für Deutschland auf und erschwerte unsere Rolle in Berlin ganz unermeßlich."

Solche Worte hätten, wenn sie eher gesprochen wären, das Gerede vom Versöhnungsfrieden bei uns zum Verstummen gebracht und unseren Kriegswillen zum Segen des Vaterlandes von neuem entfacht.

Graf Czernin hat geschwiegen. Er hat damit eine ungeheure Verantwortung auf sich geladen. Oder hat er den Reichskanzler verständigt, und hat dieser es unterlassen, das Volk aufzuklären? Das deutsche Volk hat ein Recht auf Wahrheit.

Nicht nur in Berlin, wie Graf Czernin meint, sondern auch in Wien fehlte der Staatsmann, der den Aufgaben dieses Krieges gewachsen war und der gemeinsam mit den Führern am Feinde den Sieg erkämpfte.

Die leitenden Staatsmänner glaubten nicht an den Sieg, fanden nicht den Weg zum Frieden und blieben trotzdem im Amt!

Die inneren Vorgänge in Deutschland im Frühjahr und Sommer 1917 habe ich, wie jede Schwächeäußerung, im Interesse der Kriegführung und des Friedens ungemein bedauert. Rückschauend kann ich sagen: unser Niedergang begann offensichtlich mit dem Ausbruch der Revolution in Rußland. Auf der einen Seite beherrschte die Regierung die Sorge vor ähnlichen Zuständen wie dort, auf der anderen das Gefühl der Unfähigkeit, die breite Masse des Volkes mit neuer Kraft zu erfüllen und ihren aus unendlich zahlreichen Gründen nachlassenden Kriegswillen zu stählen. Für viele war auch der Kriegszweck erreicht, nachdem in Rußland der Zar gestürzt war.

Am 7. April erschien ein Erlaß Seiner Majestät, der das Wahlrecht in Preußen betraf. Ich erfuhr von dem Schritt erst nach seiner Bekanntgabe.

Der Kaiser, aber auch der Reichskanzler v. Bethmann, sprachen nie über innere Angelegenheiten mit mir. Ich hatte ein solches Gespräch auch nicht zu suchen, da mir innere Politik fern lag.

Der Zusammenhang des Wahlrechtserlasses mit der russischen Revolution war zu offensichtlich. Das war das Bedenkliche. War eine Änderung des Wahlrechts — und dies war zweifellos der Fall — nötig, dann mußte sie vor dem Kriege, spätestens im August 1914, als ein freier Entschluß einer starken Regierung gegeben werden. Jetzt hätte sich die Regierung bei jedem Schritt, den sie tat, fragen müssen: wie wirkt er auf die Stimmung der feindlichen Völker? Während des Krieges mußten auch die inneren Fragen durch den Gedanken an den Feind beherrscht und geleitet werden. Der Erlaß vom 7. April und der spätere vom 11. Juli deckten unsere Blöße dem Feinde auf und zeigten die Angst vor der Revolution. Wo Rauch ist, so mußte der Feind folgern, da glimmt es zum mindesten. Also Brand kann entstehen. Der Umsturz wird kommen! Der Schluß konnte für den Feind nur lauten: Ausharren und schüren, bis das Ziel, der Umsturz in Deutschland und Deutschlands Vernichtung, erreicht ist.

Die Wirkung des Aprilerlasses nach innen war zum Teil die gleiche wie nach außen. Die zerstörenden Elemente witterten die Angst der Regierung und wurden anspruchsvoller. Die Streiks in der zweiten Aprilhälfte waren ihre Antwort; sie waren ein Widerhall der russischen Revolution und bewiesen zugleich die erschreckende Teilnahmlosigkeit für die hart kämpfende Front. Eine beruhigende Wirkung des Erlasses, wie sie die Regierung wohl erhoffte, trat nicht ein, dazu war der Zeitpunkt versäumt und die Regierung selbst nicht stark genug und nicht fähig, aus sich heraus etwas Neues zu schaffen.

Ich dachte nur mit Sorgen an Wahlkämpfe während des Krieges. Sie mußten eine erneute Schwächung unserer Kampfkraft bringen. Ich hielt eine Wahl auch für eine Ungerechtigkeit gegen den Soldaten am Feinde, der nach damaligen richtigen Begriffen nicht mitwählen durfte. Von Freunden und Gegnern des Wahlrechts wurde ich in den Parteienstreit hineingezogen, obschon ich nie zu der Frage Stellung genommen habe. Ich sprach mich oft in diesem Sinne auch Ministern gegenüber aus. Persönlich erhoffte ich eine Lösung der Wahlrechtsfrage auf berufsständischer Grundlage, wie sie auch Bismarck als die geeignetste vorgeschwebt hatte.

Weitere Erscheinungen bekundeten das Nachlassen unseres Kampfwillens, der noch am 27. Februar, allerdings vor dem Ausbruch der russischen Revolution, im Reichstage in erhebender Weise betont worden war. Immer schärfer drang, in vollständigem Verkennen des Vernichtungswillens des Feindes, der Gedanke an einen Versöhnungsfrieden in das deutsche Volk; er wurde besonders von denen begierig aufgenommen, die von einem Siege Gefahren für ihr innerpolitisches Begehren befürchteten. Immer mehr ließ sich dabei die Regierung die Leitung der Regierungsgeschäfte aus der Hand nehmen, und zwar, was noch viel schlimmer war, nicht vom Volk in seiner Gesamtheit, sondern von bestimmten ihrer ganzen geschichtlichen Vergangenheit nach nur kritisierenden, nicht aufbauenden Gruppen.

Die O.H.L. sah und betonte bei der starken Haltung der feindlichen Regierungen mit steigender Sorge den Stimmungsniedergang der Heimat, namentlich in Berlin, der notgedrungen auf den Geist des Volkes und des Heeres verderblich einwirken mußte. Der Generalfeldmarschall hatte Seiner Majestät

schon verschiedentlich darüber Vortrag gehalten, wie sehr die O.H.L. die Unterstützung des Reichskanzlers vermisse. Noch viel häufiger waren wir an diesen mit der Bitte herangetreten, unsere innere Kriegsfähigkeit zu festigen.

In einem Schreiben an den Reichskanzler vom 19. Juli 1917 wies der Generalfeldmarschall v. Hindenburg erneut darauf hin, daß die Feinde ihre Hoffnung auf den Endsieg auf einen inneren Zusammenbruch Deutschlands gründeten:

„Ein Erstarken unserer inneren Kraft", so schrieb er, „wird aber unsere Gegner auch am ehesten von der Nutzlosigkeit, den Krieg bis zur beginnenden Zerstörung ihrer eigenen Lebensbedingungen fortzusetzen, überzeugen. Hingegen wird jede Klage über fehlgeschlagene Hoffnungen, ein jeder Ausdruck von Erschöpfung und Friedenssehnsucht bei uns und unseren Bundesgenossen, jedes Wort über eine angebliche Unmöglichkeit, einen weiteren Winterfeldzug zu überstehen, mit Sicherheit kriegsverlängernd wirken."

Der Reichskanzler antwortete darauf in ungemein gedrückten Wendungen. Das Denken des Reichskanzlers war anders als das unsrige. Er fand keinen Ausweg aus der Lage.

Den äußeren Ausdruck fand der Niedergang unserer geistigen Kriegsfähigkeit in der Sitzung des Reichstags-Hauptausschusses vom 6. Juli. Nach einer uns vollständig überraschenden Rede des Abgeordneten Erzberger, in der er die völlige Aussichtslosigkeit des U-Bootkrieges behauptete und die Möglichkeit bestritt, den Krieg überhaupt zu gewinnen, brach die Stimmung im Reichstage vollständig zusammen. Klar trat in die Erscheinung, wohin wir im Innern bereits getrieben waren, wo wir schon standen. Ging es in Deutschland so weiter, geschah nichts für die Ermutigung und seelische Stärkung des Volkes, so war der kriegerische Niedergang in der Tat unausbleiblich.

Der Kriegsminister teilte unsere Anschauungen über die schädliche Wirkung der Berliner Vorgänge auf unsere militärische Lage und hielt einen diesbezüglichen Vortrag des Generalfeldmarschalls bei Seiner Majestät dem Kaiser für notwendig. Der Generalfeldmarschall und ich begaben uns daraufhin noch am 6. abends nach Berlin. Der Kaiser sah indes die Vorgänge daselbst als eine ausschließlich innere Angelegenheit an, die die militärischen Stellen nicht berühre. Unsere Anwesenheit in Berlin am 7. verlief daher nach jeder Richtung hin ergebnislos. Wir kehrten abends nach Kreuznach zurück.

Die Lage in Berlin verschärfte sich. Am 8. Juli stimmte der Reichskanzler den Mehrheitsparteien zu der von ihnen beabsichtigten Friedensresolution zu und stellte ihnen gleichzeitig die Einführung des Reichstagswahlrechts für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus in bestimmte Aussicht. Beides mußte den Vernichtungswillen des Feindes ins Unermeßliche steigern. Am 10. nachmittags fühlte sich der Reichskanzler veranlaßt, sein Abschiedsgesuch einzureichen, das aber am 11. vormittags abgelehnt wurde.

Ich konnte nach allem Vorgefallenen den Kanzler nicht mehr für den geeigneten Mann halten, der die Kriegsarbeit leisten würde, die dieser Krieg von ihm forderte, und der das deutsche Volk aus dem Tiefstand seiner geistigen Spannkraft heraus zum Siege führen könnte. Daß die O.H.L., um auf dem Schlachtelde zu siegen, der Mitarbeit des Staatsmannes daheim bedurfte, war mir immer klarer geworden, je mehr ich nach Übernahme meines Amtes die Lage übersah. Diese Mitarbeit hatten wir nicht gewonnen. Nationales Denken und Empfinden daheim waren zurückgegangen. Es fehlte der politischen Leitung jede Gestaltungsgabe, jede starke, die Seele des Volkes packende und dann auch seine Kräfte entfaltende Idee. Es fehlten vor allem der Glaube an die deutsche Kraft und der Wille zum Siege. So erhielt das Heer nicht das, was es an seelischer Kraft zum Siege auf dem Schlachtfelde gebrauchte. Ich glaubte nicht mehr, daß unter dem jetzigen Reichskanzler ein Wandel eintrete. Die Hoffnung, die ich bei meinem Eintritt in die O.H.L. gehabt hatte, in vollster Übereinstimmung mit dem Reichskanzler für den Sieg zu arbeiten, war zusammengebrochen. Ich schrieb deshalb mein Abschiedsgesuch.

Der Generalfeldmarschall schloß sich mir an und reichte gleichzeitig sein Abschiedsgesuch ein. Die Gesuche gingen am 12. abends nach Berlin. Gleichzeitig traf ein dringendes Telegramm des Kriegsministers ein, der in Rücksicht auf unsere militärische Lage einen nochmaligen Vortrag des Generalfeldmarschalls in Berlin für nötig hielt. Auch der Kaiser wünschte uns zu sprechen.

Inzwischen hatte der Kronprinz am 12. vormittags eine Rücksprache mit den Parteiführern des Reichstags, die sich der Mehrzahl nach für sofortigen Kanzlerwechsel erklärten oder ausführten, daß ihnen an einem Verbleib des Kanzlers nichts liege. Für ihn trat niemand ein.

Auf Vortrag des Kronprinzen hin entschloß sich nunmehr der Kaiser, ein erneutes Abschiedsgesuch des Reichskanzlers v. Bethmann anzunehmen.

Als wir am 13. früh in Berlin eintrafen, war die Entscheidung des Kaisers bereits gefallen. Ich hoffte, daß ein Mann die Regierungsgewalt übernähme, der die Kräfte des deutschen Volkes zum einheitlichen Handeln zusammenfassen würde.

Der Generalfeldmarschall und ich waren bei unserer ersten Anwesenheit in Berlin am 7. Juli bereit gewesen, Mitgliedern des Reichstages im Generalstabsgebäude in zwangloser Form Aufklärung über unsere Kriegslage zu geben. Es lag mir daran, beruhigend zu wirken. Diese Besprechung fand nun am 13. nachmittags statt. Alle Welt befand sich unter dem Eindruck der vom Reichstag unter Mitwirkung des Grafen Czernin geplanten Friedensresolution. So entstand in Berlin die an sich vollständig irrtümliche Meinung, wir wären zur Teilnahme an der Beratung der Friedensresolution eingetroffen. Tatsächlich kamen auch die Abgeordneten immer wieder auf sie zurück.

Wir faßten unsere Beurteilung der Lage etwa dahin zusammen, daß sie zu Lande ernst, aber gesichert sei. Wir müßten einfach durchhalten, da unsere Feinde den Frieden nicht wollten. Die Munitionsversorgung habe sich gebessert, und Rohstoffe wären genügend vorhanden. Über die Friedensresolution äußerten wir uns lediglich zurückhaltend; sie entspräche nicht unserer Ansicht, weil sie den Geist der Truppen und den Siegeswillen des Volkes schädlich beeinflussen, von dem Feinde und von unseren Bundesgenossen aber als Schwächebekenntnis ausgelegt werden würde und daher eine für uns ungünstige Wirkung ausüben müsse.

Ich führte aus: wir werden siegen, wenn hinter dem Heer das Volk in geschlossener Einigkeit steht. Dazu muß die Volksvertretung helfen.

Die Begegnung war durchaus zwanglos. Staatsminister Dr. Helfferich bat die Abgeordneten, vorläufig in bezug auf die Friedensresolution nichts zu veranlassen. Sie stand indes am nächsten Tage früh bereits im „Vorwärts". Damit hatte sich die Reichstagsmehrheit festgelegt. Jede weitere Beratung erschien mir wenig zweckvoll und aussichtsreich.

Reichskanzler wurde Dr. Michaelis. Herr v. Valentini, der Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, hatte dem Generalfeldmarschall einige Herren genannt, unter denen Seine Majestät auswählen würde. Der Generalfeldmarschall sprach sich dahin aus, er würde den Herrn begrüßen, den Seine Majestät ernennen würde. Ich war überrascht, daß nicht jederzeit ein Nachfolger für den Reichskanzler seitens der entscheidenden Instanzen bereitgehalten wurde, und daß Deutschland in dieser für sein Geschick so bedeutungsvollen Frage von der Hand in den Mund leben mußte. Der Weg, den unsere innere Entwicklung gegangen war, hatte nicht Raum zur Entfaltung von Persönlichkeiten gegeben. Wir waren arm an Männern. Neue schöpferische Köpfe hatte unser politisches System nicht hervorgebracht. Es hat sich durch seine Unfruchtbarkeit sein Urteil gesprochen.

Unsere Teilnahme an den weiteren parlamentarischen Besprechungen im Reichsamt des Innern über die Friedensresolution war von dem neuen Reichskanzler angeregt worden. Ich bat ihn, davon Abstand zu nehmen. Der Reichskanzler blieb bei seiner Bitte stehen. Wir wollten ihn, soweit es uns möglich war, bei Übernahme der schweren Erbschaft stützen und entschlossen uns, seinem Wunsche zu entsprechen.

Bei der Zusammenkunft war uns äußerst bemerkenswert, daß die Notwendigkeit der Friedensresolution von den Mehrheitsparteien mit der inneren Stimmung begründet wurde. Nur so könne die Masse zum weiteren Durchhalten befähigt werden, falls der erwünschte Friede nicht käme. Das war ein trübes Stimmungsbild und noch erheblich schlechter, als ich es erwartet hatte. Gleichzeitig drang die Hoffnung auf einen feindlichen Zusammenbruch durch. Sonst kam Neues nicht zur Erörterung. Ich hatte im übrigen das Gefühl, daß meine Anwesenheit bei der Besprechung über die Friedensresolution nicht notwendig gewesen und ich besser nicht hingegangen wäre.

Die Friedensresolution ging von der Tribüne des Reichstages in die Welt. Sie erzielte auf unsere Gegner, wie klar vorauszusehen war, keine politische Wirkung. Der Feind faßte sie als ein Schwächebekenntnis auf. Bulgarien und die Türkei begannen an unserem Siege zu zweifeln. Nach innen wirkte sie nicht so, wie die Antragsteller erhofften. Statt nun aber aus der ablehnenden Haltung unserer Feinde die Folgen zu ziehen und den Kampfwillen zu stärken, trieb man immer mehr in den unglückseligen Gedanken eines Verständigungsfriedens hinein, den wir jederzeit haben könnten. Hierin sollte das Verhängnis der Friedensresolution liegen. Die O.H.L. hat sie militärisch für nicht richtig gehalten. Der Generalfeldmarschall und ich ermächtigten aber den Reichskanzler, unsere Zustimmung zu seiner Stellungnahme zu ihr öffentlich auszusprechen, weil er einen Konflikt mit der Mehrheit des Reichstags im Interesse unserer Kriegführung vermieden sehen wollte. Wir nahmen damit die Friedensresolution auch auf unsere Schultern, wir hielten dies für weniger schädlich als Wirren im Innern. So weit waren die inneren Zustände Deutschlands gekommen!

Die Stimmungsverschlechterung der Heimat hatte sich mir in Berlin förmlich aufgedrängt. Ich durfte nicht länger zusehen, wie der seelische Niedergang unseres Volkes weiter vorschritt und unsere Kriegsfähigkeit bedrohte. Wir hatten die beste Aussicht, den Krieg zu gewinnen. Aber die Gemütsverfassung in der Heimat stellte alles in Frage. Auch die unmittelbare Wühlarbeit im Heere wurde bemerkbar. Die Unabhängige sozialdemokratische Partei hat den Umsturz seit langem vorbereitet, wie einige ihrer Führer später selbst bezeugt haben.

Unter diesen Umständen durfte die O.H.L. nicht untätig bleiben. Die Frage eines Aufklärungsunterrichts für das Heer, die ich schon lange erwogen hatte, wurde brennend. So schuf sie den vaterländischen Unterricht beim Feldheer. Je mehr die Lasten des Krieges auf den Geist des Heeres drückten, um so mehr mußten das Pflichtgefühl und der Siegeswille in ihm gestärkt werden. Hierfür zu sorgen, war Aufgabe des vaterländischen Unterrichts.

Ich dehnte den Unterricht bewußt auch auf die Heimat aus. Ich konnte nicht zusehen, wie hier alles bergab ging. Als erstes Gebot des Unterrichts bezeichnete ich die Aufklärung über die Ursachen des Krieges, die Folgen eines verlorenen Krieges für das Vaterland, besonders auch für den deutschen Arbeiter, und die Notwendigkeit, weiterzukämpfen, bis der Vernichtungswille unserer Feinde gebrochen und die deutsche Zukunft sichergestellt sei. „Volk und Heer müssen bis zum endgültigen Friedensschluß in voller Stärke und Einigkeit hinter den Führern des Reiches stehen." Die Aufklärungsarbeit wurde von den stellvertretenden Generalkommandos und dem Kriegspresseamt getan. Seitens der anderen Behörden fanden meine Anregungen keinerlei, auch nicht die geringste Unterstützung. Die Regierung hielt sich dem Unterricht vollständig fern. Im Reichstage wurde er nur von dem engen Standpunkt heimatlicher Parteiungen angesehen. Das Volk aber blieb über die ihm drohenden Gefahren im unklaren. Es bestand der Eindruck, daß alles unterlassen werden sollte, was nationale Leidenschaften entfachen könnte. Wir waren ja so weit gekommen, daß wir die Entfaltung des Nationalgefühls als ein fluchwürdiges Verbrechen ansahen.

Der vaterländische Unterricht im Heere stellte eine vollständig neue Aufgabe dar. Er hatte in der Armee selbst Mißtrauen und viele Schwierigkeiten zu überwinden. Auch war die verständnisvolle Auswahl der Aufklärungsoffiziere nicht leicht. Mißgriffe kamen vor. Es mußte viel Zeit vergehen, ehe sich alles einlebte. Ich war dauernd bemüht, möglichst selbst einen Einblick in den vaterländischen Unterricht zu gewinnen, und blieb auch nach seiner Einrichtung mit den Armee-Oberkommandos über den Geist und die Stimmung des Heeres in Verbindung.

In Deutschland gab es indessen noch Männer, die die Denkungsart des Feindes richtig erkannt hatten. Sie wollten den Kriegswillen stärken und gründeten die Vaterlandspartei. Ich stand in keinen Beziehungen zu ihr, versprach mir aber von ihren Wirkungen doch etwas Gutes. Die Hoffnung war nur kurz. Auch die Vaterlandspartei wurde in die innere Politik gezogen. Ihr Schwung wurde durch ihre Gegner und durch die Regierung gebrochen. Statt der Kriegführung Bundesgenossen zuzuführen, nahm die Regierung ihr solche, ohne selbst Ersatz zu geben. Es war wirklich so: Der Herrgott im Himmel verließ sein deutsches Volk, weil es sich selbst verlassen hatte.

Die Fürsorge für die Soldaten und die Hinterbliebenen der Gefallenen war mir ein Herzensbedürfnis. Ihre beste Förderung war der Endsieg, der allein die erforderliche Grundlage für sie bildete. Ich wollte aber doch noch persönlicher wirken. Eine Spende für Kriegsbeschädigte im Mai 1918, an der ich mitarbeitete und die damals meinen Namen trug, hatte glänzenden Erfolg. Die Ludendorff-Spende brachte weit über 150 Millionen, ein Ergebnis, wie es noch nicht dagewesen war. In der Revolution erhielt die Spende den Namen

„Volksspende". War es den Volksbeauftragten, war es der ersten Regierung der deutschen Republik nicht recht, daß mein Name mit einer Wohltätigkeitsveranstaltung verbunden blieb, die gerade meines Namens halber so viel gebracht hatte und von der viele tausend Kriegsbeschädigte Nutzen haben? Das Urteil über diese Handlung überlasse ich der Menschheit — und den Kriegsbeschädigten, die aus der Ludendorff-Spende verdiente Wohltaten genießen, falls sie überhaupt meinen Namen erfahren.

Was aus dieser Stiftung in ihrer anderen Bezeichnung geworden ist, weiß ich im einzelnen nicht. Daß aus ihr Vorschüsse auf die staatliche Fürsorge gezahlt sind, entspricht nicht meinen Anschauungen. Dazu war sie nicht da. Ich wollte helfen — jetzt geht es mir wie ein Stich durchs Herz, wenn ich erwerbsunfähige Kriegsbeschädigte auf der Straße — betteln sehe. Auch das nennt man Dank und nationales Gewissen!

Besonders bedeutungsvoll erschien mir in der Kriegsbeschädigtenfürsorge die Frage, wie tapfere Männer, die Glieder verloren hatten, wieder zu lebens- und arbeitsfreudigen Menschen zu erziehen wären, um sie damit sich selbst und dem Vaterlande wiederzugeben. Alle darauf gerichteten Bestrebungen und die Fortschritte in der Herstellung der künstlichen Glieder verfolgte ich mit lebhaftem Empfinden.

Bei der Versorgung handelte es sich nicht nur um die der Hinterbliebenen und Kriegsbeschädigten, sondern auch darum, den gesunden Soldaten, die arbeiten wollten, eine wirtschaftliche Sicherstellung nach dem Kriege zu ermöglichen. Das war eine Pflicht des Staates und der Daheimgebliebenen gegenüber dem Stande, der selbstlos so Unendliches für sie getan hatte. Den Soldaten waren billige Wohnungen und billiges Land mit Eigentumsrecht unter vorteilhaften Bedingungen und unter Ausschluß der Spekulation zu geben. Die O.H.L. wandte sich an den Reichskanzler und bat um ein Reichsgesetz über Heimstättenrecht und Kriegerheimstätten, gleichzeitig um Bereitstellen von Geldmitteln für den Bau kleiner Wohnungen und um Sicherung gegen Einflüsse der Bodenspekulation.

Mich beseelte der Wunsch, ein zufriedenes und wehrhaftes Geschlecht nach dem Kriege zu erziehen. Ich wollte im Baltikum ein großes Siedlungsgebiet für Soldaten und die später aus Rußland in großer Zahl zu erwartenden deutschen Rückwanderer schaffen. Die weiten, unbewohnten und unbearbeiteten Flächen dort boten Raum für deutsche Siedlungen, ohne die Landesbewohner zu beengen. Auch Elsaß-Lothringen war zu Siedlungszwecken heranzuziehen; das alte deutsche Land sollte hierdurch endlich wieder deutschen Charakter erhalten. Ein weites Arbeitsgebiet von höchster nationaler Bedeutung tat sich auf. Gemeinnützige Siedlungsgesellschaften, denen die erfahrensten Kreise aus Deutschland zur Verfügung standen, wurden geschaffen und gingen sofort an das Werk. Damals ereiferten sich die Gemüter über die Siedlungsgesellschaften. Wie richtig der Grundgedanke war, sollte die Zukunft beweisen. Eine der ersten Maßnahmen der republikanischen Regierung war der Entwurf eines Ansiedlungsgesetzes, das in seinen Grundlinien auf den von der O.H.L. entworfenen Verordnungen für Kurland beruht. Seiner Verwirklichung stehen jetzt allerdings die außerordentlichen Preissteigerungen und die Unmöglichkeit, Baustoffe zu beschaffen, entgegen. Auch in der Kriegsfürsorge hat die Revolution Wasser in den Wein gegossen und nur genommen, statt zu geben. Geld ist verschleudert worden, der verdiente Soldat ist leer ausgegangen.

Außer der Kriegführung und den damit zusammenhängenden großen Fragen lag mir in Kreuznach noch recht viel anderes zu tun ob, auch anscheinend Unwichtiges, aber doch ein Glied des Ganzen. Das Leben hatte sich hier so eingespielt wie in den früheren Hauptquartieren. Der Generalfeldmarschall, andere Herren und ich wohnten in einer Villa, die schon Kaiser Wilhelm I., jenen großen Monarchen und Menschenkenner, beherbergt hatte, unter dessen Zepter Deutschlands Traum nach Einigkeit verwirklicht worden war. Unsere Geschäftszimmer lagen im Oranienhof. Der Weg von unserer Villa dorthin war kurz. Die regelmäßigen Gänge boten vielen mir wohlwollenden Menschen Gelegenheit, mich durch einen Gruß und auch durch Blumen zu erfreuen.

Mein täglicher Erholungsgang führte mich nach dem Rosengarten oberhalb der Stadt oder auch nur in die Anlagen beim Oranienhof, selten wo anders hin. Im Frühjahr 1918 wurden dieser schöne Rosengarten und der Garten vor dem Oranienhof in wenigen Stunden durch reißendes Hochwasser zerstört. Wie die Revolution im Herbst über Deutschland kam, so ging die Flut im Frühjahr über Kreuznach. Das in langen Jahren mühsam von der Stadt Aufgebaute wurde in wenigen Stunden vernichtet. Das Niederreißen ging entsetzlich schnell. Das Aufräumen der Gärten und Häuser und das Beiseiteschaffen des Schlammes und Morastes begann sofort, aber es dauerte lange, lange Zeit, und die Spuren der Hochflut blieben allerorts zurück. War das ein Vorzeichen gewesen?

Viele Gäste kamen und gingen. Für alle mußten trotz meiner ungeheuren Arbeitslast Zeit und Worte gefunden werden. Mit den Vertretern des preußischen und auch des bayerischen Kriegsministeriums waren Besprechungen über die Erhaltung und Steigerung der Kampfkraft des Heeres nötig. Der Geist in der Heimat und die Ersatzfrage verschwanden nicht von der Tagesordnung. Auch Fragen der Zukunft des Heeres wurden behandelt. Die Abrüstungsgedanken eilten der Weltordnung ebenso voraus, wie der Gedanke des Verständigungsfriedens. Mir als praktisch denkendem Mann schien eine Abrüstung vor Änderung der Weltordnung ebenso unmöglich, wie den demokratischen Regierungen Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten. Die Verpflegungssorgen und die anderen Sorgen der Heimat traten oft an mich heran. Es wurden, mit einem Wort, alle Grundlagen der Kriegführung unausgesetzt bearbeitet, immer wieder überprüft und, soweit es in meiner Macht stand, vervollständigt oder ihre Sicherstellung bei der Reichsregierung beantragt. Mit welch traurigem Ergebnis, das habe ich in der wichtigsten Frage, der der geistigen Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes, gezeigt.

Auf kriegspolitischem Gebiet lag mir vornehmlich die Behandlung von drei Fragen ob: die Dobrudscha, das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost und Elsaß-Lothringen. Von ihnen war die elsaß-lothringische Frage, die mich im Sommer 1917 beschäftigte, die wichtigste. Die O.H.L. konnte sie naturgemäß nur von dem Standpunkt aus betrachten, den zu vertreten ihre Aufgabe war, und das war nun einmal der militärische. Die Eindrücke, die ich als Brigadekommandeur in Straßburg gewonnen hatte, und die vielen traurigen Erfahrungen dieses Krieges, die sich auf Elsaß-Lothringen beziehen, ließen keinen Zweifel in mir aufkommen, daß die staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens als Reichsland ein Zwitterding sei und nicht den Interessen der Bewohner entsprach. Vom Reichstage aus wurde zu viel hineinregiert. Es wurde eine unklare und schwächliche

Politik getrieben, die niemanden befriedigen konnte. Ich strebte den Anschluß Elsaß-Lothringens an Preußen an, das bedeutete keineswegs ein „Verpreußen" seiner Bewohner. Preußen hat die Rheinprovinz in sich aufgenommen, ihre Bevölkerung hat dabei ihre Eigenart behalten und sich kraftvoll entwickelt; warum sollte nicht auch Elsaß-Lothringen einen ähnlichen Weg zum Glück seiner Bewohner gehen, die in ihrer Stammesart und wirtschaftlich aufs engste mit Deutschland verbunden sind. Auch andere Lösungen konnte man sich denken. Jedenfalls mußte die Einheitlichkeit der Kommandogewalt über die an der Grenze stehenden Truppen, des Grenzschutzes und der Eisenbahnen voll gewährleistet sein. Dies war allerdings bei einer anderen als der preußischen Lösung, wenn der Frage wirklich in allen Einzelheiten auf den Grund gegangen würde, nur schwer zu erreichen.

Es schien mir notwendig, daß über die Zukunft Elsaß-Lothringens zwischen den höchsten Militär- und Zivilbehörden Übereinstimmung herrsche. Ich wandte mich daher an die Regierung und schlug ihr eine Besprechung vor. Sie fand statt. Klarheit wurde nicht gewonnen.

Die Schlacht in Flandern und der Zusammenbruch Rußlands im Sommer und Herbst 1917.

Nach dem Auftakt im Wytschaete-Bogen am 7. Juni begann nach tagelanger artilleristischer Feuervorbereitung am 31. Juli die Schlacht in Flandern und damit das zweite große strategische Handeln der Entente im Jahre 1917: Ihr Ringen um den Endsieg und um unsere U-Bootbasis in Flandern. Die Kämpfe dehnten sich auf große Teile der Westfront, auf die italienische, mazedonische Front, später bis nach Palästina hinein aus.

Die Schlachten an der Westfront wurden in einer Weise verlustreich und schwer für uns, wie es das deutsche Heer noch nicht erlebt hatte; trotzdem durfte die O.H.L. die Truppen im Westen nicht aus dem Osten verstärken. An der Ostfront war endlich ganze Arbeit zu tun. Dazu mußten wir dort stark genug bleiben. Rußland und Rumänien waren zu schlagen, um 1918 die Entscheidung im Westen durch einen Angriff in Frankreich unter Mitwirkung des U-Bootkrieges zu erstreben, falls dieser allein die erhoffte Wirkung noch immer nicht erzielt haben sollte. Die Kriegslage verlangte, daß ich Schweres auf mich nahm; so Schweres, daß es auch an mir rüttelte. Ich mußte dies tun, die Gefahren konnten 1918 zu groß werden.

Schon während der Operation in Ostgalizien hatte ich mittels Fernsprecher bei Oberst Hoffmann angefragt, wie er sich zu einem Düna-Übergang oberhalb Rigas stelle. Natürlich brauchte er hierzu Truppen, die zur Zeit noch in Galizien fochten. Der Oberst war sogleich Feuer und Flamme. Der Oberbefehlshaber Ost traf unverzüglich die ersten vorbereitenden Anordnungen. Als in den ersten Augusttagen klar wurde, daß der Vormarsch in Ostgalizien und der Bukowina anzuhalten und an eine Wiederaufnahme der Offensive daselbst erst nach Wiederherstellung der Eisenbahnen zu denken sei, erhielt der Oberbefehlshaber Ost die Weisung, den Düna-Übergang auszuführen. Ich glaubte damals, daß dies etwa am 20. August der Fall sein könnte, und hoffte, dort bald Truppen freizubekommen. Mitte oder Ende September, nach Wiederherstellung der Bahnen südlich des Dnjestrs, dachte ich dann so weit zu sein, daß die

Operationen aus der Bukowina und über den Sereth in die Moldau beginnen könnten. Hierzu waren die Truppen von Riga wieder nach Süden zu fahren.

Die Tage vom 31. Juli bis tief in den Herbst hinein waren Tage einer Hochspannung von ungeheurer Stärke. Am 31. Juli hatte in Flandern der Engländer, auf dem linken Flügel von einigen französischen Divisionen unterstützt, in etwa 25 km Breite angegriffen. Er hatte dazu so gewaltige Artillerie- und Munitionsmassen eingesetzt, wie sie auch im Westen bisher selten gewesen waren. Der Feind war auf der ganzen Front an vielen Stellen auch mit Tanks eingebrochen. Kavallerie-Divisionen standen zum Nachhauen bereit. Mit Einsatz der Eingreif-Divisionen gelang es der 4. Armee, dem feindlichen Erfolg Einhalt zu gebieten und ihn örtlich zu beschränken. Das Ergebnis war aber für uns neben einem Geländeverlust auf ganzer Angriffsfront von 2 bis 4 km Tiefe eine sehr erhebliche Einbuße an Gefangenen und Gerät sowie ein starker Kräfteverbrauch auch an Reserven.

Im August entbrannte der Kampf an vielen Stellen der Westfront. In Flandern griff die Entente wieder am 10. August an. Der Tag war für uns erfolgreich, dafür traf uns am 16. wieder ein neuer großer Schlag. Der Engländer gewann bis über Poelkapelle Boden und konnte nur mit Aufbietung aller Kraft eine kurze Strecke zurückgeworfen werden. In den nächsten Tagen hielt die Kampftätigkeit mit verminderter Stärke an. Am 22. war wieder schwerer Großkampftag. Mit dem 25. August endigte der zweite Abschnitt der Flandernschlacht. Er hat uns viel gekostet.

Weiter südlich brach am 15. August ein Angriff mehrerer englischer Divisionen abermals in unsere Stellung nördlich Lens ein und entriß uns eine wichtige Höhe.

Auf dem alten Kampffeld der Arrasschlacht beiderseits der Scarpe war am 9. ein feindlicher Vorstoß gescheitert.

Ende August wurde die Siegfriedstellung nördlich St. Quentin von Franzosen vergeblich angegriffen. Es war nichts Ernstes gewesen.

Weitere französische Nebenangriffe erfolgten auf dem Höhenrücken des Chemin des Dames.

Den Hauptstoß führte Frankreich bei Verdun am 20. und 21. August. Der Angriff kam der 5. Armee nicht überraschend. Bestimmte Geländeteile, z. B. der Talou-Rücken, waren, wie schon Wochen vorher befohlen und vorbereitet, rechtzeitig geräumt worden. Als der Ansturm erfolgte, der ohne Tanks geführt wurde, da brach er doch wieder tief in unsere Stellungen ein, obschon hier wie in Flandern wohl alles Mögliche geschehen war, um jeden Mißerfolg auszuschließen. Auch der 21. und 26. August brachten den Feinden Erfolge und uns Einbuße an Kraft. Das französische Heer war wieder angriffsfähig. Es hatte den Stimmungsniedergang überwunden.

Die gleichzeitigen verlustreichen Augustkämpfe in Flandern und vor Verdun lasteten schwer auf den Truppen der Westfront, man sah sich der ungeheuren Gewalt des feindlichen Artilleriefeuers trotz aller Betonbauten mit einer gewissen Hilflosigkeit gegenüber. Die Truppe zeigte nicht mehr überall in der Abwehr die Festigkeit, die die örtliche Führung mit mir erhofft hatte. Der Feind wußte sich unserer Taktik der Eingreif-Divisionen anzupassen. Angriffe mit weitgesteckten Zielen kamen nicht mehr vor.

Auch ich war aufs äußerste beansprucht. Die Verhältnisse im Westen schienen unsere anderweitigen Pläne zu verhindern. Der Kräfteverbrauch war

besorgniserregend hoch gewesen und hatte alle Erwartungen übertroffen. Der Angriff an der Düna mußte immer wieder hinausgeschoben werden. Konnte die O.H.L. das Festlegen der Divisionen im Osten überhaupt verantworten? Nicht nur der Deutsche Kronprinz, auch einzelne sehr ruhig denkende Chefs schüttelten den Kopf. Ich sagte mir aber in Einschätzung unserer Feinde immer wieder, in diesem Kriege ginge es allein um Sieg oder Niederlage, ein Mittelding gäbe es bei dem Vernichtungswillen der Feinde nicht. Ich war überzeugt, daß der Westen trotz alledem noch mehr aushalten würde, selbst wenn ihm das Schicksal eine noch härtere Belastungsprobe auferlegen sollte.

Die O.H.L. beließ es bei dem Angriff über die Düna, von dem sie sich wegen der Nähe von Petersburg einen besonders großen Erfolg versprach, obschon es nicht ihre Absicht war, ihn weit auszudehnen.

Einen Angriff in der Moldau behielten wir als zweiten entscheidenden Schlag im Auge. Aber aus dieser Operation sollte nichts werden.

Die österreichisch-ungarische Armee an der italienischen Front, durch die 11. Isonzoschlacht im August/September schwer erschüttert, brauchte Stützung durch deutsche Truppen. Mitte September wurde der Angriff gegen Italien beschlossen, um den Zusammenbruch Österreich-Ungarns zu verhindern. Von dem Angriff in der Moldau mußten wir Abstand nehmen.

Sehr viel stürmte auf mich um die Monatswende August/September ein. Berlin nahm mich stark in Anspruch. Auf einer Fahrt nach dem Westen hatte ich einen Eisenbahnunfall. Ein anderer Zug war in den Wagen, in dem ich mit meinen Herren beim Abendessen saß, hineingefahren und hatte ihn umgeworfen. Das brachte aber nur kurzen Schreck. Schwer traf mich der Heldentod meines ältesten Sohnes oder richtiger des ältesten Sohnes meiner Frau aus ihrer ersten Ehe. Eigene Kinder habe ich nicht. Ich hatte meinen Sohn, mit dem mich, wie mit seinen Geschwistern, innige Zuneigung verband, noch kurz vorher frisch und blühend, begeistert für seinen Beruf und sein Vaterland, in Lille gesehen. Er wurde im Luftkampf über dem Kanal abgeschossen. Erst nach Wochen fanden wir den Leichnam angespült an der holländischen Küste.

Nach der Hochspannung trat Ruhe ein, in Flandern von Ende August, vor Verdun und in Italien von Anfang und Mitte September an. Wie lange sie anhalten würde, wußte niemand.

Am 1. September fand der Übergang über die Düna bei Üxküll südöstlich von Riga angesichts einer starken feindlichen Stellung statt. Von den höheren Kommandostellen unterstützt, hatte die 8. Armee, General v. Hutier, die Unternehmung gründlich vorbereitet. Der Übergang gelang. Der Russe hatte den linksufrigen Brückenkopf rechtzeitig geräumt und zeigte auch hier, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nur geringe Widerstandskraft. Ich atmete auf, als der Schlag endlich gefallen war. Die 8. Armee wurde sehr bald angehalten. Sie begann sofort hinter ihrer vordersten Linie den Stellungsausbau auf der kürzesten Entfernung zwischen der Düna und dem Rigaischen Meerbusen. Zwei Divisionen gingen unverzüglich nach dem Westen, um dort andere für Italien freizumachen, die Ostfront hatte starke Kräfte dorthin abzugeben.

Für den Angriff gegen Italien bot sich zwischen Flitsch und Canale ein günstiger Frontteil. Das Gelände schien ihm allerdings hier fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Die Verbindungen, die österreichischerseits zur Angriffsfront führten, waren denkbar schlecht. Aber die Italiener erwarteten daselbst keinen Angriff und waren nur schwach. Gelang der überraschende Stoß über die Berge nördlich Cividale auf Udine, dann wankte die italienische Isonzofront. Wir konnten zur Operation kommen. Geländeerkundungen an Ort und Stelle ließen die Ausführung des Gedankens als möglich erscheinen. Sie wurden für die weiteren Entschließungen der O.H.L. maßgebend. Ich wandte mich nun der neuen großen Aufgabe mit aller Hingabe zu.

Von besonderer Bedeutung war die Auswahl der Truppen. Es mußten an erster Stelle solche genommen werden, die ebenso wie das Alpenkorps aus den Karpathen Gebirgskriegs-Erfahrungen hatten und entsprechende Ausrüstung besaßen.

Die O.H.L. nahm zu Gefechtshandlungen auf den anderen Kriegsschauplätzen auch gern solche Divisionen, die bisher nur im Westen gekämpft oder besonders hart gelitten hatten. Es ließen sich jedoch die Wünsche vieler Verbände, auch einmal an anderer Stelle zu kämpfen, nur in beschränktem Maße durchführen. Sechs bis sieben Divisionen wurden gegen Italien verfügbar gemacht, zwei waren dem Westen entnommen und dort durch jene beiden Divisionen von Riga her ersetzt.

Es wurde mit General v. Arz vereinbart, daß die deutschen, verstärkt durch k. u. k. Truppen, die 14. Armee unter General Otto v. Below, bisherigem Oberbefehlshaber der 6. Armee, bilden sollten.

Die Vorbereitungen der Operation hatten einen regen Verkehr mit dem k. u. k. Armee-Oberkommando in Baden bedingt. Das eine stand von vornherein fest, daß die deutsche Armee den Hauptstoß zu führen hatte, von dessen Gelingen alles abhing. Sie wurde deshalb auch an der entscheidenden Stelle beiderseits Tolmein versammelt, deutsche Jäger kamen in das Flitscher Becken.

Kaiser Karl wollte mit dem k. u. k. Armee-Oberkommando die Operation leiten. Ich hatte der deutschen O.H.L. genügenden Einfluß gesichert.

Leider war ersichtlich, daß die Operation erst nach Mitte Oktober beginnen würde.

Die Unternehmungen an der Ostfront nahmen im September ihren Fortgang. Der Brückenkopf von Jakobstadt war bereits am 21. September in kraftvollem, wohldurchdachtem Angriff genommen. Es sollte jetzt ein solcher gegen die Inseln Ösel, Moon und Dagö folgen. Die Unternehmung war in vortrefflicher Zusammenarbeit mit der Marine seit Mitte September in Vorbereitung. Ende des Monats waren in Libau Flotte, Transportschiffe und Landungskorps verwendungsbereit. Wegen ungünstiger Windverhältnisse verzögerte sich die Ausführung der Landung aber auch bis Mitte Oktober.

Das Hinausschieben der Operation gegen Italien und der Unternehmung gegen die Inseln bis Ende und Mitte Oktober sollte für uns wiederum eine ungeheure Belastungsprobe werden.

Nach einer Spanne tiefer Ruhe im Westen setzte dort in Flandern am 20. September wieder ein gewaltiger Ansturm gegen unsere Linien ein. Der dritte blutige Akt der Schlacht hatte begonnen.

Der Feind hatte Erfolge. Sie zeigten die überlegene Kraft des Angriffs im Gegensatz zur Verteidigung.

Ein neuer englischer Angriff am 21. wurde abgeschlagen. Aber bereits der 26. brachte der 4. Armee wieder einen besonders schweren Großkampf mit allen seinen uns Kräfte kostenden Erscheinungen. Wir standen an der

Westfront wieder mitten in einem großen Ringen und mußten uns auf Fortsetzung der Angriffe an vielen Stellen der Front gefaßt machen.

Der Oktober kam und mit ihm ein Monat, der zu den schwersten des Krieges gehört. Die Welt — und diese fing sehr bald in meiner Umgebung an — sah Tarnopol, Czernowitz, Riga, später Ösel, Udine, den Tagliamento und den Piave. Sie sah nicht die Sorge in meinem Herzen, sie sah nicht mein tiefes inneres Mitgefühl mit den Leiden unserer Truppen im Westen. Mein Verstand war im Osten und in Italien, mein Herz war an der Westfront; der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden.

Anfang Oktober lebte der Artilleriekampf wieder auf. Der 2. und 3. Oktober brachten Artillerieschlachten größter Stärke. Am 4. morgens begann auch der Infanteriekampf. Er war von seltener Schwere und wurde überstanden, aber doch wiederum nur mit Einbuße ungeheurer Kraft.

Der 9. und 12. Oktober brachten wieder schwere Schlachten. Die Front hielt besser als am 4., wenn auch stellenweise erhebliche feindliche Einbrüche erfolgten. Der Kräfteverbrauch an den Großkampftagen der 4. Flandernschlacht war außerordentlich hoch. Es wurde im Westen knapp an Truppen. Zwei im Osten noch bereitgestellte und schon auf der Fahrt begriffene Divisionen wurden abgedreht und nach Flandern gezogen. Die Unternehmung gegen Ösel war wenigstens in Fluß gekommen, aber der italienische Angriff konnte nicht vor dem 22. Oktober beginnen. Witterungsverhältnisse erforderten noch einen Aufschub bis zum 24. Diese Tage brachten den Höhepunkt der Krise.

Mit dem 22. Oktober begann der fünfte Akt des ergreifenden Dramas in Flandern. Ungeheure Munitionsmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tiefverschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr, das war ein unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Im Vorfelde von unserem Munitionshagel getroffen, brach er oft zusammen, und der einsame Mann im Trichterfelde atmete auf. Dann kam die Masse heran. Gewehr und Maschinengewehr waren verschlammt. Mann rang gegen Mann, und — die Masse hatte nur zu oft Erfolg.

Was der deutsche Soldat in der Flandernschlacht geleistet, erlebt und gelitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat!

Auch des Feindes Verluste waren schwer. Als wir im Frühjahr 1918 das Schlachtfeld in Besitz nahmen, bot sich ein grausiges Bild vieler unbeerdigter Leichen. Ihre Zahl belief sich auf Tausende. Zwei Drittel waren Feinde, ein Drittel waren deutsche Soldaten, die hier den Heldentod gefunden hatten.

Und doch muß es ausgesprochen werden: einzelne Truppenteile überwanden nicht mehr so wie früher die zersetzenden Einflüsse der Abwehrschlacht.

Auch der 26. und 30. Oktober, der 6. und 10. November waren Großkampftage schwerster Art. Der Feind drängte wie ein wilder Stier gegen die Eisenwand, die ihn von unserer U-Bootsbasis fernhielt. Er warf seine Wucht gegen den Houthoulster Wald, er warf sie auf Poelkapelle, Paschendale, Beselare, Geluveld und Zandvoorde. Es schien, als ob er die Wand niederrennen würde; aber sie hielt, wenn auch durch ihr Fundament ein leises Zittern ging. Die Eindrücke, die ich fortgesetzt bekam, waren äußerst schwere.

Gleichzeitig, am 22. Oktober, hatte der Franzose angegriffen. Er hatte sich dafür die günstige Stellungsbiegung südwestlich Laon, die sogenannte Laffaux-Ecke, ausgesucht.

Der feindliche Ansturm glückte. Eine Division war der Einwirkung des überaus starken Gasbeschusses erlegen und gab dem feindlichen Ansturm nach. Der Gegner drang auf Chavignon vor und schlug eine schmale, aber tiefe Einbuchtung in den Bogen, die uns nun veranlaßte, seine Räumung und die Zurücknahme der Front hinter den Oise-Aisne-Kanal zu befehlen. Die Verluste waren sehr schmerzlich gewesen, einige Divisionen wieder zerschlagen. Aus der Zurückverlegung unserer Verteidigungslinie ergab sich mit Zwang die Räumung des Höhenrückens des Chemin des Dames. Sie wurde befohlen und nach Zurückführung des Geräts in der Nacht vom 1./2. November planmäßig ausgeführt. An und für sich war es gleichgültig, ob wir südlich oder nördlich der Ailette standen, nachdem wir aber den Sommer über um den Chemin des Dames gekämpft hatten, wurde mir der Befehl, ihn aufzugeben, sehr schwer. Ein Stehenbleiben aber hätte nur dauernde Verluste gefordert.

Der Feind hatte am 23. Oktober beim Vordringen gegen den Kanal weitere Kampferfolge, später wurden alle Angriffe, die auch nach Norden herumfaßten und sich nach Osten zu ausdehnten, abgewiesen.

Wie im August vor Verdun, so hatte hier der Franzose, unterstützt durch außerordentliche Artilleriemassen, kraftvoll gekämpft.

Wir warteten auf die Fortsetzung der Angriffe in Flandern und an der französischen Front, da traf uns am 20. November überraschend bei Cambrai ein neuer Schlag. Die Siegfriedstellung war nur schwach besetzt.

Der Engländer hatte während mehrerer Nächte unter dem Schutze der Dunkelheit und der großen Waldungen von Havrincourt bedeutende Tankgeschwader und Kavallerie-Divisionen zwischen den von Bapaume und Péronne auf Cambrai führenden Straßen zusammengezogen und war am 20. frühzeitig nach kurzem, kräftigem Feuerschlag seiner Artillerie zum Angriff angetreten. Die Tanks überfuhren Hindernisse und Gräben und öffneten so der nachfolgenden Infanterie und den Kavallerie-Divisionen den Weg. Als ich bald nach 8 Uhr morgens mit dem Generalstabschef der 2. Armee sprach, meldete er mir bereits feindliche Einbrüche in unsere Front. Ich setzte darauf sofort einige Divisionen, die hinter der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz noch mehr oder minder unausgeruht standen, mit der Bahn in die Gegend von Cambrai und südlich in Bewegung und bat die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, ihrerseits Kräfte in die Gegend nördlich Cambrai zu schieben.

Der Befehl an eine Truppe zum Abtransport mit der Bahn bedeutet noch nicht ihr Eintreffen. Sie muß zu den Einladebahnhöfen marschieren, hier sind Züge bereitzustellen. Auf den einzelnen Strecken können die Züge sich nur in zeitlich bestimmten Zwischenräumen folgen; dazu kommt die Fahrtdauer. Es vergingen daher meistens zwei bis drei Tage und mehr, ehe eine Division in etwa 30 Eisenbahnzügen ihr Ziel erreichte; selten ließ es sich schneller einrichten.

Klarheit über die Größe des Einbruchs gewann ich erst gegen Mittag;

eine große Sorge stieg in mir auf. Es war jedoch bereits alles in Ausführung, was veranlaßt werden konnte. So mußte ich denn auch hier dem Schicksal seinen Lauf lassen.

Der englische Armeeführer nutzte seinen großen Anfangserfolg nicht aus, sonst wäre es uns nicht gelungen, die Einbruchsstelle örtlich zu begrenzen; hätte er ihn ausgenutzt, wie würde dann das Urteil über den italienischen Feldzug lauten? So war der Krieg, den wir gegen die Welt zu führen hatten!

Die englischen und französischen Armeen unternahmen an anderen Stellen nichts Großes. In der gestoßenen Einbuchtung lief sich der Angriff unter schweren Kämpfen tot, ohne daß von uns zu hoher Kräfteeinsatz gefordert wurde. Bis zum 29. November abends hatte der Oberbefehlshaber der 2. Armee, General v. der Marwitz, genügende Kräfte für einen Gegenangriff zusammen. Der Schwerpunkt desselben sollte auf dem südlichen Teil des Schlachtfeldes liegen, während von Norden her ein Nebenangriff nach Süden geführt wurde. Diesmal war der Engländer überrascht. Unser artilleristisch gut unterstützter Gegenangriff am 30. November hatte Erfolg, nicht ganz den, den ich erhoffte, aber es war doch endlich an der Westfront ein Sieg im Angriff! Der Erfolg war um so bemerkenswerter, als er größtenteils von halb abgekämpften Truppen erzielt wurde, die für den Angriff nicht besonders vorgebildet waren. Nur eine Erscheinung war ernst: Der Erfolg hatte deshalb nicht den Umfang bekommen, der möglich war, weil eine gute Division, statt den Kampf weiterzuführen, sich durch ein feindliches Proviantdepot aufhalten ließ.

Der Engländer führte Reserven zum Gegenstoß heran und griff seinerseits an. Die Schlacht dauerte noch bis zum 5. Dezember. Wir gewannen in ihrem Verlauf das verlorengegangene Gelände im allgemeinen wieder, an einzelnen Stellen neues dazu. Wir hatten einen vollen Sieg über einen erheblichen Teil des englischen Heeres errungen. Es war ein guter Abschluß des so überaus schweren Ringens im Jahre 1917. Unser Kampf hatte wertvolle Anhaltspunkte für eine Angriffsschlacht im Westen gebracht, falls wir im Jahre 1918 hierzu kommen sollten.

Engländer und Franzosen griffen in Frankreich nicht weiter an. Auch das zweite strategische Handeln des Jahres 1917 hatte ihnen Mißerfolg gebracht. Sie mußten sich sogar entschließen, Divisionen nach Italien ihrem geschlagenen Bundesgenossen zu Hilfe zu senden. Die Ruhe im Westen, die wir in unserer Erschöpfung so dringend nötig hatten, trat endlich ein.

Der Angriff gegen Italien bei Tolmein begann am 24. Oktober.

Der Aufmarsch der 14. Armee war sehr schwierig gewesen. Es standen lediglich zwei stellenweise sehr schmale Gebirgsstraßen zur Verfügung, auf denen nur Märsche in einer Richtung möglich waren. Auch hier gehörte die ganze Sorgsamkeit und das scharfe Denken des deutschen Generalstabsoffiziers dazu, daß die Bewegungen sich reibungslos vollzogen und auf die Stunde genau beendet waren. Zunächst wurden die Artillerie- und Minenwerfer-Verbände und große Munitionsmengen rechtzeitig unter dem schwachen Schutz einiger österreichisch-ungarischer Bataillone nach vorn geschafft. Die Infanterie-Divisionen wurden erst zuletzt vorgezogen. Der Aufmarsch dauerte Tage und wurde dem Italiener verraten.

Nach einer Feuervorbereitung von wenigen Stunden durch Artillerie und

Minenwerfer mit Brisanz- und Gasmunition begann am 24. vormittags der Aufstieg auf die Berge, während die 12. Inf. Div. mit größter Energie im Tal auf und über Karfreit vorstieß. Schon am 25. war die entscheidende Höhenlinie in unserem Besitz, auch der Matajur wurde von verschiedenen Seiten genommen.

Am 27. war bereits wieder im Gebirge gegen den oberen Tagliamento Raum gewonnen und Cividale besetzt. Die italienische Nordfront an der Kärntner Grenze und die Isonzofront gerieten ins Wanken. Die anschließende Heeresgruppe Boroevic drängte leider nicht scharf genug nach, so daß von den Italienern mehr entwichen, als fortkommen durften.

General v. Below erhielt Weisung, während sein rechter Flügel im Gebirge blieb, mit seinem linken Flügel über Udine scharf nach Codroipo und südlich vorzustoßen, um diesseits des Tagliamento den Feind entscheidend zu treffen. Am 30. Oktober wurden so noch 60 000 Italiener gefangen.

Die Siege in Italien brachten wieder einmal gute Tage und rechtfertigten die schwere Spannung an der Westfront.

Der Tagliamento wurde am 6. überschritten und bereits am 11. November der Piave, Il Montello abwärts, erreicht. Weitere Truppen drückten im Gebirge gegen Feltre. Demgegenüber wich die italienische Armee Piave abwärts über Belluno eilends aus dem Gebirge zurück.

Der rechte Flügel der 14. Armee wandte sich nun über Feltre gegen die Gebirgsmassive zwischen Brenta und Piave, um sich den Abstieg in die Ebene zu erkämpfen, im übrigen gebot dieser Fluß, der Hochwasser führte, einen Halt. Jenseits des Piave stand der Italiener wieder in größerer Ordnung. Die ersten englischen und französischen Truppen trafen bei ihm ein.

Hier, wie im August in der Bukowina und Ostgalizien, mußten die Eisenbahnen im Rücken des Heeres erst wieder hergestellt werden, bevor an die Fortsetzung der Bewegungen in der Ebene gedacht werden konnte. Die Witterung im Gebirge wurde ungünstig, die Kämpfe dort nahmen die Truppe stark mit; sie gewann noch Gelände, aber sie vermochte nicht mehr den entscheidenden Gebirgsklotz, den Monte Grappa, zu nehmen. Die Stoßkraft der am Isonzo begonnenen Offensive hatte ihr natürliches Ende erreicht. Anfang Dezember wurde der Befehl zum Einstellen der Operation gegeben.

Die Operation gegen Italien hatte das gebracht, was von ihr erhofft ward. Die italienische Armee war gründlich geschlagen und brauchte Stützung durch ihre Bundesgenossen. Die k. u. k. Armee sowie die Westfront waren entlastet. Österreich-Ungarn und seine Armee hatten neuen Antrieb erhalten. Deutsche Führung und deutsche Trupen hatten neuen Ruhm erworben und ihre Überlegenheit im Bewegungskriege wiederum bewiesen.

An der Ostfront war Ruhe. Östlich Riga nahmen wir Mitte Oktober unsere Vortruppen auf die Dauerstellung zurück. An den langen Fronten begann allmählich reger Verkehr von Graben zu Graben. Wir versuchten weiterhin, das Friedensbedürfnis in der russischen Armee zu stärken.

Am 11. Oktober lief die Flotte aus Libau zur Unternehmung gegen die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln aus. Es war mir eine Genugtuung, daß die Flotte hierdurch Gelegenheit bekam, sich zu betätigen. Die lange Ruhezeit hatte Ereignisse gezeitigt, die ein überaus bedenkliches Schlaglicht auf die Wühlarbeit der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei in

einzelnen Marineteilen warfen, aber auch auf den Seelenzustand des deutschen Volkes und damit auf unsere Kriegsfähigkeit. Was ein schwacher Bruchteil des Volkes erstrebte, hatte seinen Niederschlag in der Marine gefunden. Die äußeren Umstände, in denen sie lebte, und die dauernde Berührung mit der Heimat hatte die Ausbreitung revolutionärer Ideen begünstigt. Die zahlreichen Abkommandierungen oft der tüchtigsten aktiven Offiziere und Ingenieure für den U-Bootkrieg von den Schiffen der Hochseeflotte waren für die Mannszucht nicht vorteilhaft gewesen. Neue kriegerische Beschäftigung mußte die Moral der Marine heben und stärken.

Das Landungskorps unterstand General v. Kathen. Als Landungsstelle war die Taggabucht an der Nordwestecke der Insel Ösel erkundet und ausgewählt.

Während die Flotte nach Niederkämpfung der Batterien auf der Halbinsel Sworbe — der Südspitze der Insel Ösel — in den Rigaischen Meerbusen eindrang und gegen den Moonsund vorging, fuhren Torpedoboote nördlich um die Insel herum. Sie hatten den langen Damm, der Ösel mit Moon verbindet, unter Feuer zu nehmen und den feindlichen Truppen auf Ösel den Rückzug abzuschneiden. Weiterhin sollten sie von Norden in den Moonsund vorstoßen. Die Marine hoffte, Teile der feindlichen Seestreitkräfte, die sich dort dauernd aufhielten, zur Schlacht zu stellen oder abzuschneiden. Die Bewegungen der auf Ösel gelandeten Truppen verfolgten das Ziel, schnell jenen Damm in die Hand zu bekommen, die ganze Insel einzunehmen und dabei den Verteidigern der Halbinsel Sworbe in den Rücken zu fallen.

Die Absichten glückten, nur ein kleiner Teil der Besatzung konnte auf dem Damm entfliehen. Am 16. war die Insel Ösel in unserem Besitz, am 18. fiel Moon. Bald darauf war auch Dagö fest in unserer Hand. Die Marine hatte Gelegenheit, gegen feindliche Seestreitkräfte zu wirken.

Der Kampf an der Ostfront war hiermit vorläufig beendet.

In Rußland ergriff vom Oktober 1917 an der Bolschewismus fest und immer fester die Gewalt.

Schon im Laufe des Sommers hatte ich die Waffenstillstandsbedingungen mit Rußland entworfen. Der Grundgedanke war Einstellung der Feindseligkeiten in den Linien, die zur Zeit innegehalten wurden. Ich verlangte keine Räumung von Gebietsteilen oder Übergabe von Waffen. Die Bedingungen enthielten nichts, was den Waffenstillstand und den kommenden Frieden erschweren konnte. Der Entwurf wurde der Reichsregierung und den verbündeten Heeresleitungen zugestellt und erhielt zustimmende Antworten. Kleinere Abweichungen änderten hieran nichts.

Ich war mit allen Vorbereitungen fertig für den Fall, daß Rußland mit Waffenstillstandsanträgen an uns herantreten würde. Im November war die bolschewistische Zersetzung des russischen Heeres so weit vorgeschritten, daß die O.H.L. ernstlich daran denken konnte, die Ostfront zu schwächen und die Truppen im Westen zu verstärken. Wir hatten damals etwa 80 Divisionen im Osten, ein Drittel unserer gesamten Macht.

Von Ende November an rollten unablässig Truppenzüge von Ost nach West. Es handelte sich nicht mehr um einen Austausch im Westen abgekämpfter gegen frische Divisionen, sondern um eine wirkliche zahlenmäßige Verstärkung des Westens.

Der Gedanke, in Frankreich im Jahre 1918 anzugreifen, bewegte schon im November viele Führer des Westens, mich wohl in erster Linie. Ich erwartete daher mit größter Spannung den Tag, an dem die russische Regierung uns um Waffenstillstand bitten würde.

Am 26. November fragte der russische Höchstkommandierende, Volkskommissar Krylenko, funkentelegraphisch an, ob die deutsche O.H.L. zum Waffenstillstand bereit sei. Wir antworteten zustimmend. Bereits am 2. Dezember überschritten die russischen Unterhändler die deutschen Linien. Die Verhandlungen begannen unverzüglich in Brest-Litowsk, wo der Oberbefehlshaber Ost immer noch sein Hauptquartier hatte. Gleichzeitig entsandten die vier verbündeten Mächte ihre Abordnungen. Schon am 7. Dezember war eine Waffenruhe für zehn Tage geschlossen. Am 15. wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Er sollte nach Ablauf der Waffenruhe am 17. Dezember 12 Uhr mittags beginnen und bis zum 14. Januar 1918 12 Uhr mittags andauern. Würde er mit siebentägiger Frist nicht gekündigt, so lief er stillschweigend weiter.

Der Vertrag galt offiziell für die ganze russische Front. Die Macht der Räteregierung aber reichte nicht so weit. Es wurde deshalb nötig, an der rumänischen und kleinasiatischen Front auf der gleichen Grundlage in Sonderverhandlungen einzutreten. Sie führten ebenfalls zu einem vollen Ergebnis. Der Waffenstillstand von Focsani wurde am 9. Dezember geschlossen. Es ist nützlich, unsere Bedingungen mit denen zu vergleichen, die der Vernichtungswille der Entente den Vierbundmächten auferlegte.

Nach drei Jahren gewaltigen Ringens ruhten die Waffen an der ganzen Front. Was deutsche Führung und Truppen in dieser langen Zeit gegen eine gewaltige Übermacht kämpfend geleistet hatten, wird stets ein durch nichts zu löschendes Ruhmesblatt vaterländischer Geschichte und des deutschen Mannes bleiben, der hier gestritten und geblutet hat.

Das Ziel, das ich militärisch mit äußerster Anspannung aller, auch meiner Kräfte in der zweiten Jahreshälfte angestrebt hatte, war erreicht. Die Westfront hatte gehalten, die italienische Armee war geschlagen, und die k. u. k. Armeen in Italien waren von frischem Geiste belebt. Die mazedonische Front stand fest. Im Osten war der Weg zum Frieden freigemacht, wenn auch die Verhältnisse so verworren wie nur denkbar waren. Wir hatten aber Aussicht, den Krieg siegreich zu beenden.

Durch die Friedensresolution des Deutschen Reichstages fühlte sich der Vatikan zu einem besonderen Friedensschritt angeregt. Vielleicht liegt dessen Ursprung auch schon weiter zurück. Mitte August erschien die Friedensnote des Papstes vom 1. dieses Monats, die sich an die Oberhäupter der kriegführenden Staaten wandte.

Die Note stellte sich ganz auf den Boden eines Friedens ohne Annexionen und Kontributionen und dachte uns starke Zumutungen zu, während die Entente sehr gut abschnitt. Die deutsche öffentliche Meinung nahm zu ihr in gleicher Weise wie im Juli zur Friedensresolution Stellung. Die rechtsstehende Presse lehnte sie ab, die der Mehrheitsparteien behandelte sie wohlwollend und rief auch die bessere Einsicht des Feindes an, sich ebenfalls auf den Boden der Friedensnote zu stellen. Die Ententepresse behandelte sie durchaus abweisend. Sie ist auch dabei geblieben. Entsprechend war die Stellungnahme der Regierungen.

Reichskanzler Dr. Michaelis las uns seinen Antwortentwurf in Kreuznach vor. Ich versprach mir auch von diesem Versuch, zum Frieden zu kommen, nichts. Die Antwort deckte sich ebenfalls nicht mit meinen Anschauungen. Ich stellte aber meine Bedenken zurück und machte nur unwesentliche Gegenvorschläge. Diesen rein theoretischen Versuchen gegenüber, zum Frieden zu kommen, konnte ich mich nur abwartend verhalten, so unangenehm mir auch das dauernde Sprechen vom Frieden im Interesse einer kraftvollen Kriegführung mehr und mehr wurde. Wenn ich zurückblicke, so bedaure ich, daß ich gegen alles dies nicht mit aller Kraft aufgetreten bin. Frieden, den ich ebenfalls wünschte, sollte die Diplomatie schließen, aber zum Volke dauernd davon zu sprechen, solange der Gegner an seinem Vernichtungswillen festhielt, das taugte zu nichts. Das Vorgehen der Entente war darin vorbildlich weitsehend.

Unsere Antwort, auch die Österreich-Ungarns, war entgegenkommend, in vielen Punkten diplomatisch ausweichend. Durch die Bezugnahme auf die Friedensresolution des Reichstages, die auf Wunsch der sieben zur Mitarbeit herangezogenen Reichstagsabgeordneten erfolgte, wurde unsere Stellungnahme scharf festgelegt.

Die Entente hat ablehnend oder überhaupt nicht sachlich geantwortet. Der Schritt des Papstes hatte keinerlei Erfolg. Es war immer das alte Lied. Das deutsche Volk wollte ehrlich Frieden, aber die Entente lehnte ihn ab. Sie ließ das Schlagwort „Verständigungs- und Versöhnungsfrieden“ in seiner stillen und doch so eindringlichen Propaganda bei uns und im neutralen Auslande immer wieder aussprechen, sollte sie sich aber zu ihm öffentlich bekennen, dann wich sie aus; sie verfolgte nach wie vor einzig und allein den Gedanken, Deutschland vernichtend zu treffen.

Ende August oder Anfang September hieß es plötzlich, es böte sich Gelegenheit, mit der Entente zu Besprechungen zu kommen. Der Reichskanzler sagte mir, die Anregung sei von England gegeben. Ich war naturgemäß erfreut: sollte England friedenswillig geworden sein, dann waren die Friedensaussichten jetzt besser als bei früheren Gelegenheiten, wo nur wir einseitig vorgingen. Ich beurteilte deshalb auch die Friedensfrage günstiger als bisher.

Das Friedensgespräch führte zu verschiedenen Erörterungen mit dem Reichskanzler über die belgische Frage.

Der wirtschaftliche Anschluß Belgiens an das Deutsche Reich blieb unser Ziel. Die engen wirtschaftlichen Beziehungen, die schon im Frieden zwischen Deutschland und Belgien bestanden, wurden hierbei in Berücksichtigung gestellt. Die Reichsleitung glaubte damit eine Basis für eine Anknüpfung mit England zu besitzen. Ich erwartete, daß Staatssekretär v. Kühlmann in einer Reichstagsrede Ende September eine öffentliche Erklärung über Belgien in diesem Sinne abgeben würde. In seiner Rede am 9. Oktober sprach er aber nicht über Belgien, sondern sagte über Elsaß-Lothringen und die Unversehrtheit des Reichsgebiets unter stürmischem Beifall des Reichstages:

„So lange eine deutsche Faust eine Flinte halten kann, kann die Unversehrtheit des Reichsgebiets, wie wir sie als glorreiches Erbe unserer Väter übernommen haben, nicht Gegenstand irgendwelcher Verhandlungen oder Zugeständnisse sein.“

England gegenüber waren wir damit keinen Schritt weiter gekommen.

Von der Friedensaussicht war nicht mehr die Rede. Die O.H.L. erhielt auch auf Anfragen von Staatssekretär v. Kühlmann keinen bestimmten Be-

scheid. Ich war enttäuscht und bedauerte, daß ich eine Zeitlang an eine solche geglaubt hatte.

Im Zusammenhang mit diesen Friedensgerüchten fand am 11. September ein Kronrat in Berlin statt. Ich hielt es für meine Pflicht, nochmals klar auszusprechen, was Deutschland auf Grund der Erfahrungen dieses Krieges für die Sicherstellung seiner Zukunft bedurfte, und legte mich bei dieser und anderen Gelegenheiten im Herbst 1917 mit einer Reihe von Betrachtungen fest, aus denen ich hier nur die ins Auge springenden Punkte hervorheben kann.

Ich ging von den ungünstigen Grenzverhältnissen vor dem Kriege und den Erfahrungen während des Krieges aus. Ein drei Jahre langer Krieg war nur möglich, weil in Deutschland Kohle, Eisen und Nahrungsmittel in dem Umfange vorhanden waren, daß wir unter knappsten Zuschüssen von außerhalb bei größter Einschränkung noch auskommen konnten.

Nur dadurch, daß wir den uns aufgedrungenen Krieg als Angriffskrieg geführt und uns nach West und Ost ausgedehnt hatten, war uns das Dasein erhalten geblieben; wir wären mit Sicherheit verloren gewesen, wenn wir an unseren Grenzen stehen geblieben wären.

Die Niederlage war unausbleiblich, wenn der Feind deutsches Gebiet auf lange Dauer in seine Gewalt gebracht haben würde. Wir konnten verhungern, unserer Kriegswirtschaft wäre das Rückgrat gebrochen worden.

Ebenso ungünstig wie unsere strategische Lage inmitten Europas war das Vorhandensein unserer Kohlen- und Eisenfelder vornehmlich an den Grenzen unseres Landes. In Oberschlesien befanden sich Kohlen und Eisen hart an der russischen Grenze. Im Westen war die Lage des Lothringer Erzbeckens und des Saarbrückener Kohlenreviers nicht anders. Das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet war gegenüber Belgien ganz ohne Schutz.

Die Zerstörungswaffen waren im Kriege vervollkommnet. Die Kanonen hatten eine erheblich gesteigerte Schußweite bekommen, der Wirkungsbereich der Flieger war erweitert worden.

Es war zu erwarten, daß in einem künftigen Kriege der Feind spätestens gleich nach Ausspruch der Mobilmachung mit einem starken Aufgebot von Munition und Fliegern gegen unsere kriegswirtschaftlichen Kraftquellen vorgehen und sie mit fernstehenden Geschützen beschießen würde. Einem solchen Überfall würden die feindlichen Heeresmassen folgen. Die Lage hätte sich — das konnte ich ohne Schwarzseherei sagen — dahin entwickeln können, daß wir den Krieg gleich in den ersten Tagen verloren. Wir wären erschlagen worden wie der Hase im Bett.

Alle militärischen Folgerungen hieraus zu ziehen, z. B. im Westen eine weite Grenzverlegung nach Frankreich hinein anzustreben, war ausgeschlossen. Es galt, sich mit dem Notwendigsten zu bescheiden. Bei dem Erzbecken Lothringens und dem oberschlesischen Kohlenrevier mußte ein wenige Kilometer breiter Schutzstreifen genügen, um unseren bisherigen Besitz dem unmittelbaren Einfluß des Kampfes zu entziehen. Die Sicherung beider Kraftquellen blieb immer unzureichend, und daraus ergab sich die Notwendigkeit des zuverlässigen Schutzes unseres niederrheinisch-westfälischen Industriegebietes. Die Schlußfolgerung konnte nur sein: Belgien darf nicht feindliches Aufmarschgebiet werden. Die Neutralität dieses Landes hielt ich für ein Phantom, mit dem praktisch nicht zu rechnen sei. Es mußte in wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit Deutschland kommen, mit dem es so starke handelspolitische Beziehun-

gen verbanden. Es sollte ein eigener, selbständiger Staat bleiben, in dem auch die Vlamen zu ihrem Rechte kamen.

Von dem Gedanken der deutschen Marinestützpunkte an der flandrischen Küste war ich kein Freund. Er war nicht durchdacht und militärisch unklar.

Waren die Verhältnisse etwa derart an der Westgrenze geordnet, so hatten wir dort für die militärische und wirtschaftliche Stellung Deutschlands das erreicht, was seine Zukunft forderte.

Im Osten waren die Grenzen Deutschlands in ihrer ganzen Ausdehnung, nicht nur wegen der Lage des oberschlesischen Kohlenbeckens, denkbar ungünstig. Wie schwer die östlich der Weichsel liegenden Landesteile gehalten werden konnten, hatte der Feldzug 1914 zur Genüge gezeigt. Eine größere Sicherung durch einen Schutzstreifen hatte die Provinz Ostpreußen verdient, die durch den Krieg ungemein hart mitgenommen war.

Der weit gegen Westen nach Preußen hineinspringende Bogen Polens hatte sehr erhebliche militärische Nachteile für die Verteidigung des Vaterlandes im Gefolge. Deshalb war eine Verbreiterung der schmalen Einschnürung zwischen Danzig und Thorn nach Süden zu und der Schutzstreifen des oberschlesischen Kohlenreviers strategisch notwendig.

Die Grenzverhältnisse wurden durch den erstrebten Anschluß Kurlands und Litauens nicht günstiger. Waren indessen der Schutzstreifen an der Südgrenze des Landes östlich der Weichsel und die Verbreiterung südlich Thorn erreicht, dann konnte durch Vervollständigung des Eisenbahnnetzes vieles ausgeglichen werden. Kurland und Litauen sollten unsere Verpflegungsmöglichkeiten gesunder machen und Deutschland neue Menschenkräfte zuführen, wenn wir in einem späteren Kriege noch einmal auf eigene Kraft angewiesen wären. Eine großzügige Siedlungstätigkeit war hier möglich.

Für Deutschlands weltwirtschaftliche Stellung dachte ich für den Frieden an handelspolitische Vorteile in Rumänien und der Balkanhalbinsel und vor allem an die Rückgabe unserer Kolonien oder ihr Zusammenlegen zu einem geschlossenen Kolonialbesitz.

Auf Kriegskontributionen habe ich nie ernstlich gehofft.

Meine Anschauungen über den Frieden haben nie als Grundlage für irgendwelche Gespräche mit dem Feinde gedient, da die Regierung nie so weit gelangte. In den ersten Brester Verhandlungen und in Bukarest ging später die Regierung ihre eigenen, von den meinen abweichenden Wege.

Alles, was die O.H.L. in bezug auf Kriegsziele mit dem Reichskanzler besprach, waren theoretische Erörterungen. Solange der Vernichtungswille unsrer Feinde anhielt, konnte dieser Krieg allein durch Sieg oder Niederlage entschieden werden. Die Regierung zeigte uns jedenfalls keinen anderen Weg, den Krieg zu beenden und zum Frieden zu gelangen.

Behauptungen, wir hätten unter diesen oder jenen Bedingungen früher Frieden haben können, sind eine ungeheuerliche Leichtfertigkeit und eine bewußte neue Irreführung des deutschen Volkes. Die Entente hat nie ein Angebot gemacht, sie dachte nicht daran, uns etwas zu geben, sie wollte nur nehmen.

Der Krieg war begonnen; wir mußten eine günstige Waffenentscheidung erstreben oder eine Niederlage auf uns nehmen, die zu verhindern wir die Kraft hatten. Wenn Deutschland dies wenigstens jetzt einsähe, jetzt, nachdem sich klar erwiesen hat, daß alle Schlagworte der Entente von dem Selbstbestim-

mungsrecht der Nationen, von einem Verzicht auf Annexionen und Kontributionen, Abrüstungen, Freiheit der Meere eitel Wahngebilde sind und es bleiben werden.

Jedes Menschenleben ist ein Kampf im kleinen; im Innern der Staaten ringen die Parteien gegeneinander um die Macht, ebenso in der Welt die Völker — so wird es ewig sein und bleiben. Das ist ein Naturgesetz. Aufklärung und höhere Gesittung der Menschheit können den Kampf um die Macht und die Gewaltmittel mildern, aber nie ausschließen, denn es streitet wider die Natur des Menschen und endlich wider die Natur selbst. Natur ist Kampf! Siegt das Starke und Gute nicht, dann drängt sich das Unedle machtvoll hervor und zwingt zur Abwehr durch Kampf und Gewalt, wenn nicht das Edle unterliegen soll. Aber auch dieses bleibt nur leben, wenn es stark ist.

Die inneren Verhältnisse Deutschlands entwickelten sich auch weiterhin nicht glücklich. Im Reichstage nahm der Kampf der Parteien gegen die Regierung um die Macht immer schärfere Formen an. Reichskanzler Dr. Michaelis verbrauchte seine Kraft in diesem Kampf und fand keine Zeit, für den Krieg zu arbeiten.

Die Vorgänge in der Marine im Sommer 1917 ließen klar erkennen, wie weit der revolutionäre Geist schon um sich gegriffen hatte. Es handelte sich darum, durch einen Flottenstreik den Frieden zu erzwingen. Diese Zustände fanden nicht die Würdigung, die sie so dringend verdienten; die ernste Mahnung blieb wirkungslos.

Das Auftreten der Regierung war nicht kraftvoll. Der Reichskanzler erkannte zwar klar die Gefahr, die von der Unabhängigen Sozialdemokratie der Kriegführung drohte. Er verhinderte aber nicht das revolutionäre Wirken dieser Partei. Ihre Presse, deren unheilvoller Einfluß nachgewiesen war, durfte weiter zersetzend schreiben.

Der Reichstag zeigte kein Verständnis für seine kriegerischen Aufgaben, namhafte Abgeordnete stellten sich schützend vor die Volksvertreter, deren enge Beziehungen zu den Vorgängen in der Marine nachgewiesen waren, die die Revolution erstrebten und die Mannszucht untergruben. Das deutsche Volk wurde über den ungeheuren Ernst der Vorgänge nicht genügend unterrichtet.

In der Marine mußte die Art der Behandlung unermeßlichen Schaden verursachen. Aber auch im Heere wurden die Vorgänge in der Marine besprochen. Die Erledigung machte tiefen Eindruck.

Die geistige Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes hatte sich seit dem Juli nach vorübergehendem Aufschwung rasch wieder auf einen bedenklichen Tiefstand gesenkt. Der Geist, der im Herbst 1918 und im Jahre 1919 das deutsche Volk entwaffnen sollte, wurde kenntlich. Unsere Anträge, die Führung der Presse und der inneren Aufklärung zu übernehmen, fanden trotz der Revolutionierung Rußlands und der Erscheinungen in der Marine keine Erledigung, die dem Ernst der Lage irgendwie gerecht wurde.

Die Mißstände unseres Kriegswirtschaftslebens traten immer unverhüllter hervor und mußten immer verbitternder wirken.

Auch unsere Wirtschaftslage hatte sich verschärft. Die Rohstoffe fehlten im Volksleben immer mehr und mehr.

Mit der Verpflegung waren wir durchgekommen, es war aber sehr schwer gewesen.

Der Ausblick in die Zukunft war beim Abgang des Reichskanzlers Dr. Michaelis überaus ernst. Ich hoffte, daß der Niederbruch Rußlands, an dem jetzt nicht mehr zu zweifeln war, nun endlich die Geister aufrichten würde. Das war in Verbindung mit unseren glänzenden Erfolgen in Italien und unserem Heldentum an der Westfront wahrlich genug, um erhebend zu wirken und die Enttäuschung über das Ausbleiben eines vollen Erfolges des U-Bootkrieges auszugleichen. Die Völker der Entente konnten zu gleicher Zeit ähnliches nicht aufweisen. Sie hatten doch nur Mißerfolge gehabt, besaßen aber dabei einen geschlossenen Willen in sich und ihrer Regierung und stellten sich mit starkem nationalem Denken hinter ihre großen Männer, die sie kraftvoll führten. Widerstrebende Elemente drangen nicht durch. Deutschland war zu seinem Unglück einen politisch entgegengesetzten Weg gegangen. Der Reichstag widersetzte sich einer geschlossenen Leitung, die dem Kriege widerstrebenden Elemente gewannen im Volke Boden. Die politische Führung der Kanzler versagte. So verschoben sich die Verhältnisse im Innern der kriegführenden Staaten immer mehr zu unserem Nachteil. Die Hoffnung des Feindes auf unseren inneren Zusammenbruch glich seine militärischen Enttäuschungen aus.

Auf Dr. Michaelis folgte Ende Oktober Graf v. Hertling. Er war der erste Reichskanzler, den die Krone in Übereinstimmung mit der Reichstagsmehrheit ernannte.

Die O.H.L. erfuhr die Berufung erst, als sie schon feste Gestalt angenommen hatte. Graf v. Hertling war mir unbekannt. Wir erwarteten von ihm die Erfüllung der Aufgaben, die die Regierung für die Kriegführung zu lösen hatte, kraftvolle Führung nach innen, Hebung unserer geistigen Kriegsfähigkeit und Erledigung des bereits an Dr. Michaelis gerichteten Antrages, der sich auf Ersatzaufbringung bezog, ferner die Entfaltung der Propaganda gegen den Feind.

Nachdem ich den Reichskanzler Grafen v. Hertling kennen gelernt hatte, mußte ich mich überzeugen und sehr bald damit rechnen, daß auch dieser Mann kein Kriegskanzler sei. Graf v. Hertling stand ganz auf dem Boden der Reichstagsmehrheit, aus der er in gewisser Weise hervorgegangen war, und des Programms vom Verständigungsfrieden. Er sprach dies klar und deutlich in seinen ersten großen Reden aus, ohne bei der Entente irgendeinen Widerhall auszulösen. Er nannte sich „Versöhnungskanzler". Ich glaube, die Zeit war noch nicht reif für die Versöhnung. Wir brauchten einen Kanzler, der ganz den kriegerischen Aufgaben seiner hohen Stellung lebte, kraftvoll und energisch handelte und das Volk über die Gefahren aufklärte, die ihm drohten. Das alles aber widersprach der Natur des Grafen v. Hertling. Er war gewandt in der Behandlung der Reichstagsparteien, gab ihnen jedoch auch da nach, wo die Kriegführung es anders verlangte. Ehrlicher Wille hat Graf v. Hertling bewogen, das Amt anzunehmen; die Zeit erforderte aber eine kraftvolle Persönlichkeit. Die Arbeitslast war für seine hohen Lebensjahre und seine Gebrechlichkeit zu groß. Sollte ich das Seiner Majestät wiederum sagen? Wer sollte Kanzler werden, nachdem der Kaiser sich wiederholt gegen den Fürsten v. Bülow und den Großadmiral v. Tirpitz ausgesprochen hatte? Wer war der Mann, der sich in die Bresche stellte und mitkämpfte, der durch die zwingende Macht seiner Ziele das Volk einigte und führte?

Viele Menschen waren schon mit dem Vorschlag meiner Kanzlerschaft an mich herangetreten. Dieser Gedanke war verfehlt, wenn auch gut gemeint.

Die Arbeit, die ich zu bewältigen hatte, war ungeheuer; um den Weltkrieg zu führen, mußte ich das Kriegsinstrument beherrschen. Das verlangte schon eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Undenkbar war es, daneben noch die Leitung der so ungemein schwerfällig arbeitenden Regierung zu übernehmen, die noch viel mehr einen ganzen Mann erforderte. Deutschland brauchte einen Diktator, der in Berlin und nicht im Großen Hauptquartier saß. Dieser Diktator mußte ein Mann sein, der die Verhältnisse in der Heimat vollständig übersah und kannte. Ihm wäre Berlin vielleicht gefolgt. Ich konnte diese Aufgabe nicht übernehmen. Im Kampf mit mir selbst wurde ich mir darüber klar. Nicht Scheu vor Verantwortung hielt mich zurück, sondern die klare Erkenntnis, daß eine Menschenkraft nicht ausreicht, das Volk in der Heimat und das Heer am Feinde in diesem Volks- und Weltkriege allen Widerständen und Reibungen zum Trotz gleichzeitig zu führen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als neben meinen gewaltigen Aufgaben an der Front das Ringen mit der Regierung weiterzuführen, um das zu erhalten, dessen das Heer zum letzten und endgültigen Siege bedurfte.

Die Vorbereitungen für den Angriff im Westen 1918.

Die Kriegslage zu Lande war um die Jahreswende 1917/18 durch den Ausfall Rußlands für uns eine günstigere geworden, als je anzunehmen war. Wir konnten wie 1914 und 1915 daran denken, durch Angriff zu Lande den Krieg zur Entscheidung zu bringen. Die Stärkeverhältnisse lagen so, wie wir sie noch nie gehabt hatten.

Der verschärfte U-Bootkrieg hatte wirtschaftlich bisher nicht das geleistet, was der Chef des Admiralstabes von ihm erwartet und auch ich auf Grund des Urteils der Sachverständigen von ihm erhofft hatte. Infolge des späten Einsetzens hatte die Entente in zwei Kriegsjahren Gelegenheit gehabt, sich auf ihn wirtschaftlich einzustellen und die kriegerische Abwehr auszugestalten. Aber blieb ihm auch die kriegsentscheidende Wirkung bis zum Oktober 1918 versagt, so fielen doch seine Leistungen schwer in die Wagschale. Es wäre ein Fehler, nicht die erhebliche Entlastung in Rechnung zu stellen, die die Westfront durch ihn gehabt hat. Die Leistungen unserer U-Bootbesatzungen bleiben für alle Zeiten Heldentaten von leuchtendem Glanz, auf die Vaterland und Marine stolz sein können.

Um die Jahreswende 1917/1918 konnte ich noch mit einer Ansicht der Marine rechnen, die hoffnungsfreudig lautete. Allerdings war ich zweifelhafter geworden, so daß ich meine Gedanken auf das Eintreffen der Neuformationen der Vereinigten Staaten vom Frühjahr 1918 an einstellen mußte. In welchem Umfange sie auftreten würden, war nicht zu übersehen; wohl aber blieb mit Sicherheit anzunehmen, daß im Frühjahr das Kräfteverhältnis für uns günstiger sein würde als später im Laufe des Sommers und Herbstes, es sei denn, daß wir bis dahin einen großen Sieg davongetragen hatten.

Die O.H.L. stand im Spätherbst 1917 vor der entscheidenden Frage: Konnte sie die im Frühjahr bestehende Gunst der Verhältnisse zu einem großen Schlage im Westen ausnutzen oder sollte sie sich, ohne diesen Versuch zu machen, planmäßig auf die Verteidigung beschränken und nur Nebenangriffe, etwa in Italien oder Mazedonien, ausführen?

Der Vierbund wurde allein durch die Hoffnung auf einen Sieg der deutschen Waffen zusammengehalten, den zu erreichen in der Abwehr nicht möglich erschien.

Die k. u. k. Armee war müde; sie hatte 1 800 000 Mann an Gefangenen verloren, Ersatz mangelte ihr. Ihre Gefechtskraft war gering, gegen Italien hatte sie im wesentlichen genügt. Fiel Rußland tatsächlich aus, dann war zu hoffen, daß die Armee auch ferner ihrer Aufgabe entsprechen würde. Über die schwierige Lage der Doppelmonarchie im Innern herrschte kein Zweifel.

Bulgarien hatte alles das besetzt, was es im Frieden behalten wollte; es war kriegsmüde. Die Regierung Radoslawow verlor an Boden. Gegenströmungen machten sich fühlbar. Ich konnte über Bulgarien nur die Ansicht gewinnen, daß es uns treu bleiben würde, solange bei uns alles gut stünde. Verringerten sich aber die Aussichten auf einen Sieg oder hatten wir sogar Mißerfolg, nun, dann mußte alles so kommen, wie es geschehen ist. Warum sollte es im Leben der Völker anders sein als im Leben der Menschen?

Die Türkei war bundestreu, aber sie war am Ende ihrer Kraft; ob ohne oder mit eigenem Verschulden, blieb sich gleich. Ihr Menschenbestand ging stark zur Neige, ihre Armee stand zum Teil nur noch auf dem Papier.

In Deutschland war der Geist scheinbar besser als bei unseren Bundesgenossen, aber doch auch offensichtlich stark gesunken, ebenso hatte sich die Stimmung verschlechtert. Allerdings machte ich mir von der noch vorhandenen Volksenergie ein zu günstiges Bild. Auf Regelung der Ersatzfrage hoffte ich.

Das Heer hatte das Jahr 1917 siegreich überstanden; dabei hatte es sich aber auch gezeigt, daß das Halten der Front im Westen in reiner Abwehr bei dem ungeheuren Geräteinsatz der Entente nicht mehr gesichert war.

Die Truppe hatte das dauernde Ausharren in der Verteidigung ungemein schwer ertragen. Sie zeigte unter der Wucht der feindlichen Kriegsmittel nicht mehr die alte Widerstandsfähigkeit. Sie dachte mit Schaudern an neue bevorstehende Abwehrkämpfe und sehnte sich nach dem Bewegungskrieg. Hierin hatten deutsche Truppen in Rumänien, Ostgalizien, Italien und auch in der Schlacht bei Cambrai Glänzendes geleistet und ihre Überlegenheit über den Feind von neuem dargetan. Wie die Abwehr die Truppen bedrückte, so hob der Angriff ihren Geist. Auch im Interesse des Heeres lag der Angriff; in der Abwehr mußte es nach und nach der immer stärker werdenden feindlichen Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln erliegen. Das fühlte es selbst. Im Westen wünschte es den Angriff und erwartete ihn nach dem Niederbruch Rußlands in tiefer seelischer Erleichterung. Ich gebe hiermit die Stimmung, die über Angriff und Verteidigung in der Truppe herrschte, wieder. Es sprach hieraus der klare, sich mit zwingender Gewalt ihr aufdrängende Gedanke, daß nur ein Angriff den Krieg beendigen könne. Viele und die bedeutendsten Generale sprachen in gleichem Sinne. Selbstverständlich habe ich mich durch solche Stimmungen nicht treiben lassen, dazu war mein Verantwortungsgefühl zu groß.

Die Lage bei unseren Bundesgenossen und bei uns sowie die Verhältnisse des Heeres erheischten einen Angriff, der eine baldige Entscheidung brachte. Das konnte nur an der Westfront der Fall sein.

Hierzu gehörten gewaltige Kampfmittel und starke Truppen, deren Führer wie sie selbst für den Angriff geschult waren. War dies rechtzeitig zu erreichen, dann konnte nicht nur, nein, dann mußte angegriffen werden.

Daß der Angriff im Westen eine der schwersten Operationen der Weltgeschichte werden mußte, darüber war ich mir vollständig klar. Ich machte kein Hehl daraus. Auch das deutsche Volk mußte alles hergeben. Je mehr es an Menschen gebrach, desto stärker mußte sein Kriegswille, desto kraftvoller die Arbeit der Regierung im Dienste der Kriegführung sein. Die O.H.L. hatte, ähnlich wie seinerzeit zur Schlacht von Tannenberg, alles zur Entscheidung heranzuziehen, was auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen irgendwie entbehrlich war. Wir konnten nicht stark genug sein.

Der Abtransport deutscher Truppen aus Italien, Galizien und der Bukowina nach Frankreich und Belgien wurde eingeleitet, eine endgültige Entscheidung über die von der Balkanhalbinsel und der Ostfront abzufahrenden Truppen dringend nötig. Wir hatten vorher aber über die Gestaltung unseres Verhältnisses zu Rußland und Rumänien und über die Haltung des Bolschewismus der Entente und dem Vierbund gegenüber Klarheit zu gewinnen.

Ging alles in Brest-Litowsk glatt vonstatten, wurde dort gute Arbeit geleistet, so war zu erwarten, daß bis Mitte März Streitkräfte für einen erfolgreichen Angriff im Westen bereitgestellt werden konnten. Eine Verzögerung war in Rücksicht auf das zu erwartende Eintreffen des amerikanischen Heeres nicht zu rechtfertigen. Ohne weiteres wird die Spannung verständlich, mit der wir auf die Friedensverhandlungen blickten.

Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk begannen am 22. Dezember 1917. Bevollmächtigter Deutschlands war Staatssekretär v. Kühlmann, ihm unterstand als Sondervertreter der O.H.L. General Hoffmann. Österreich-Ungarn hatte Graf Czernin entsandt. Die anderen Vierbundsmächte waren gleichfalls vertreten.

Die Bevollmächtigten Rußlands wurden nach jeder Richtung als gleichberechtigt angesehen. Sie machten sofort eigene Vorschläge.

Am 25. Dezember erklärte im Namen der vier Verbündeten Graf Czernin sein Einverständnis zu dem russischen Antrage eines Friedens ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen. Auf dieser Grundlage wurden auch die Ententestaaten zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen mit Frist bis zum 4. Januar 10 Uhr abends aufgefordert.

Die Verhandlungen hatten so einen unerwünschten Anfang genommen. Statt einfacher bestimmter Forderungen war eine Reihe von Gesichtspunkten aufgestellt, deren Erörterung sehr lange Zeit beanspruchen mußte. Auch die Einladung an die Entente konnte nur verzögernd wirken. Sie hatte keinerlei Aussicht, angenommen zu werden. Nichts deckte sich mit den kurz zuvor unter dem Vorsitz Seiner Majestät am 18. Dezember in Kreuznach getroffenen Festsetzungen. Unsere Zukunft im Osten wurde in Frage gestellt. An die notwendigen militärischen Grenzsicherungen war nicht gedacht.

Aus den Reden der bolschewistischen Vertreter Rußlands ergab sich von vornherein, daß es ihnen und der Entente daran lag, die Verhandlungen in die Länge gezogen zu sehen und daß die Bolschewisten selbst noch immer auf die Entente hofften, um zur Weltrevolution zu kommen. Sie strebten danach, die Verhandlungen in Brest zu einem großen Propagandafeldzug ihrer Ideen auszugestalten. Dies war für unsere inneren Verhältnisse um so gefährlicher, als der zerstörende Einfluß des Bolschewismus in sozialer Beziehung nur von wenigen durchschaut wurde. Verkannt und unterschätzt wurde er vor allem

von den Mehrheitsparteien des Reichstages. Sie sahen in dem, was von den bolschewistischen Vertretern Rußlands in Brest vorgetragen wurde, nur eine Bestätigung ihrer eigenen idealen pazifistischen Ansichten und den Beginn der Weltverbrüderung. Ich stand auf einem ganz anderen Boden. Mir wurde es klar, daß der Bolschewismus mit und ohne Unterstützung der Entente für uns ein ungemein gefährlicher Feind bliebe, den fernzuhalten uns militärische Kraft kosten mußte, auch wenn der Frieden zustande kam.

Ende Dezember trennten sich die Abordnungen, ohne besondere Vereinbarungen getroffen zu haben, und fuhren in ihre Heimat zurück, um nach Ablauf der für die Entente festgesetzten Frist, Anfang Januar, wieder in Brest zusammenzukommen.

Der Generalfeldmarschall und ich begaben uns Anfang Januar gleichfalls nach Berlin, um mit dem Staatssekretär v. Kühlmann zu sprechen und ihn zu schnellerem Verhandeln zu drängen. Ich wollte auch General Hoffmann sehen, der ebenfalls in Berlin anwesend war.

Am 2. Januar fand eine Beratung bei Seiner Majestät statt. Ich wies darauf hin, daß in Rücksicht auf einen Schlag im Westen ein baldiger Friede im Osten erforderlich sei; nur wenn dieser in greifbare Nähe gerückt sei, könne der Abtransport, wie nötig, erfolgen. Aus militärischen Gründen müsse jedem Verschleppungsversuch entgegengetreten werden. Wir seien stark genug ihn zu verhindern.

Der Generalfeldmarschall unterbreitete Seiner Majestät unter dem 7. Januar eine Denkschrift. Er hob die Verantwortlichkeit hervor, die sowohl er selbst wie auch ich dafür hätten, daß das Ergebnis des Friedens das deutsche Volk so kräftige und ihm so gute Grenzen gäbe, daß unsere Gegner nicht so bald einen neuen Krieg zu entfesseln wagten.

Seine Majestät übergab das Schreiben dem Reichskanzler zur Beantwortung. Wir hatten Mitte Januar eine Besprechung mit ihm.

Reichskanzler Graf v. Hertling wandte sich vor allem gegen die Auffassung, daß der Generalfeldmarschall und ich für die Friedensbedingungen mitverantwortlich wären. Er betonte, die Verantwortung läge einzig und allein bei ihm. Wir hatten gar nicht die Absicht, seine staatsrechtlichen Befugnisse zu beeinträchtigen. Wir fühlten nur tief im Herzen eine moralische Verantwortlichkeit, die uns niemand nehmen konnte.

Graf v. Hertling war sichtlich bemüht, sich von der vermeintlichen Bevormundung durch die O.H.L. frei zu machen. Ich war von der Art, wie dies geschah, überrascht. Leider äußerte sich die Regierung nicht klar und scharf genug in der Öffentlichkeit, daß sie und nicht der General Ludendorff regiere.

Über die staatsrechtliche Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und die stillschweigende moralische Mitverantwortlichkeit des Generalfeldmarschalls und meiner Person bestanden tatsächlich keine Zweifel. Je schärfer aber der Reichskanzler die Trennungslinie hierin zog, desto schwerer wurde die Verantwortung für ihn selbst.

Inzwischen versammelten sich die Friedensabordnungen wieder in Brest. Die Entente war natürlich nicht gekommen. Viele warteten mit einer gewissen Spannung, ob die Russen zurückkehren würden. Sie kamen unter Trotzkis Führung. Ihr Kommen war Zwang für sie. Die Auflösung ihrer Armee machte schnell immer weitere Fortschritte. Sie befand sich in einem Zustand völliger Desorganisation und wollte Frieden. Unsere militärische Lage war

also denkbar günstig, wir brauchten nur klar und bestimmt unsere einfachen Forderungen durchzusetzen.

In der Frage der Ausübung des Selbstbestimmungsrechts kamen wir weit entgegen. Wir ließen unseren Standpunkt, daß die Bevölkerung der besetzten Gebiete Kurlands und Litauens von dem ihr eingeräumten Selbstbestimmungsrecht bereits Gebrauch gemacht hätte, fallen und gestanden eine neue Befragung der Bevölkerung zu. Wir forderten nur, daß diese während der Besetzung der Gebiete stattfinden solle. Trotzki hielt daran fest, daß das Land von uns zunächst zu räumen wäre und daß danach die Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht ausüben würde.

Eine Räumung des Landes war militärisch ein Unding, wir brauchten es mit zum Leben und waren nicht gesonnen, es dem skrupellosen Bolschewismus auszuliefern. Hätten wir das Land geräumt, so würden schon lange die russischen Bolschewisten als bewaffnete Macht in Deutschland stehen. Ihnen war es um die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts auch gar nicht zu tun, sie erstrebten allein weiteren Machtzuwachs. Sie waren Gewaltpolitiker und nahmen an, daß das von uns geräumte Gebiet ihnen ohne weiteres zufallen würde.

Unsere rein militärischen Forderungen waren so gering, daß sie überhaupt nicht in Betracht kamen. Die Demobilmachung war schon im besten Gange. Auslieferung von Waffen oder Schiffen hatten wir nicht verlangt.

Estland und Livland wurden nicht von uns gefordert, so gern wir auch unsere deutschen Stammesangehörigen und die übrige Bevölkerung vom Bolschewismus befreit hätten. Dieses Verlangen ist an Trotzki nicht gestellt worden, obschon es zur Erörterung stand und zur militärischen Notwendigkeit gegenüber dem Bolschewismus wurde. Der Friede ist durch unsere Forderungen nicht verhindert worden, sondern allein durch die revolutionären Absichten der Bolschewisten und durch die Unentschlossenheit unserer Unterhändler sowie die Haltung der Heimat und Österreich-Ungarns, die, weltfremd, das Wesen der russischen Revolution nicht durchschauten. Als General Hoffmann einmal kraftvoller auftrat, um im militärischen Interesse die Verhandlungen und damit die propagandistische Tätigkeit Trotzkis abzukürzen, ging ein Rauschen des Unwillens durch eine große Anzahl deutscher, österreichisch-ungarischer und aller derjenigen Blätter, die ebenso wie die Ententepropaganda stets vom Verständigungsfrieden sprachen. Unter diesen Umständen hätte Trotzki ein Narr sein müssen, wenn er irgendwo nachgegeben hätte; dazu war er viel zu klug und tatkräftig. Sein Ton wurde immer herausfordernder, obschon keine reale Macht hinter ihm stand; er trat immer mehr als Verlangender auf. Er drohte, die russischen Delegierten wegen mangelnder Aufrichtigkeit auf deutsch-österreichisch-ungarischer Seite abzuberufen, und hatte die Genugtuung, daß er gebeten wurde, von diesem Vorhaben, das ihm nie ernst sein konnte, abzulassen. Trotzki und die Entente freuten sich über das Hinziehen der Verhandlungen; ersterer benutzte jede Gelegenheit dazu, er beantragte die Verlegung der Verhandlungen von Brest in einen neutralen Ort. Er verkündete seine bolschewistischen Ideen durch seine Funksprüche der Welt und namentlich der deutschen Arbeiterschaft. Die Absicht des Bolschewismus, uns zu revolutionieren und Deutschland so zu Fall zu bringen, wurde für jeden nicht vollständig Blinden immer klarer.

Die Verhandlungen kamen nicht vom Fleck. Auf die Weise, wie bisher in Brest verhandelt wurde, war überhaupt kein Friede, wohl aber ein weiteres

Sinken unserer geistigen Kriegsfähigkeit zu erreichen. Ich saß in Kreuznach wie auf Kohlen und drängte General Hoffmann, die Verhandlungen zu beschleunigen. Er sah die militärische Notwendigkeit vollkommen ein, war aber in seiner Stellung nicht imstande, bestimmend einzugreifen.

Am 18. Januar fuhr Trotzki nach Petersburg, wo die Bolschewisten die Konstituante auseinandertrieben. Sie gaben damit der Welt kund, wie sie die Volksfreiheit auffaßten. Der Deutsche wollte aber nicht sehen und nicht lernen.

Trotzki hatte die Absicht geäußert, nur sechs Tage wegzubleiben. Er kam aber erst am 30. zurück.

Am 23. Januar erklärte der Generalfeldmarschall bei einer Besprechung in Berlin auf meine Bitte, daß wir im Osten Klarheit haben müßten. Solange sie nicht vorhanden sei, hätten gute, für den Westen geeignete Divisionen dort zurückzubleiben. Verschleppten die Russen die Verhandlungen weiter, so solle man sie abbrechen und mit den Feindseligkeiten wieder beginnen.

Was mußten die Ententestaatsmänner über unser Friedensbedürfnis denken, wenn wir uns eine solche Behandlung von Trotzki und der von keinem Staat anerkannten Bolschewistenregierung gefallen ließen! Wie nötig mußte Deutschland den Frieden haben, wenn es hinter solchen Leuten buchstäblich herlief und ihre offen gegen uns und unser Heer gerichtete Propaganda duldete! Wie sollten die Ententeführer, gar ein Clemenceau und Lloyd George, noch vor einem Frieden bangen, wenn wir uns so von wehrlosen, anarchistischen Russen behandeln ließen? Jede Sorge mußte dort weichen, daß sie uns gegenüber überhaupt noch ein Risiko liefen. Wie das auf die Friedenswilligkeit solcher Gegner zurückwirken mußte, darüber war ein Zweifel nicht möglich.

Auch der Soldat am Feinde verstand dieses wochenlange Hin- und Herreden ohne erkennbaren praktischen Zweck und greifbaren Erfolg nicht. Was er mit Aufbietung seiner äußersten Kraft, unter tausend Entbehrungen und Todesgefahren erreicht hatte, wollte er naturgemäß auch kraftvoll und zielsicher ausgewertet sehen. Und hier handelte es sich um den ersten Frieden, auf dessen Ergebnis die Front nicht weniger gespannt sah als die Heimat. Wir mußten endlich zu entscheidenden Schritten kommen; nur sie konnten wieder Klarheit schaffen, bei uns und auch draußen.

Inzwischen war auch ersichtlich geworden, daß Trotzki nicht für ganz Rußland sprach, geschweige denn für Rumänien. Abordnungen der Ukraine trafen um den 12. Januar in Brest ein, die sich in vollen Gegensatz zu der bolschewistischen Abordnung stellten. Sie wurden vornehmlich durch General Hoffmann gestützt und gaben den Vertretern des Vierbundes Gelegenheit, Sonderverhandlungen anzuknüpfen.

Am 30. Januar bgannen die Verhandlungen mit Trotzki in Brest von neuem. Es ergab sich nun das eigenartige Bild, daß sich alles nach ihm richtete.

Die Diplomaten schienen aber jetzt selbst einzusehen, daß die Besprechungen mit ihm zu keinem Ergebnis führten. Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin unterbrachen nun ihrerseits die Verhandlungen und waren bereits am 4. Februar wieder in Berlin.

Um mit ihnen die Lage zu erörtern, hatte ich mich gleichfalls Anfang Februar nach Berlin begeben. Bei unserer Zusammenkunft erreichte ich von Staatssekretär v. Kühlmann die Zusage, den Bruch mit Trotzki 24 Stunden nach Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine zu vollziehen. Aus all dem, was ich zu hören bekam, bestätigte sich mir nur der Eindruck, daß das bolschewistische Rußland überhaupt keinen Frieden wollte. Es hoffte auf die Entente sowie die allmähliche Revolutionierung Deutschlands und traute uns keine Tat zu. Die Ende Januar 1918 in Berlin in diesem Zusammenhange gegen den Willen namhafter Arbeiterführer ausbrechenden politischen Streiks werden diese Hoffnung gestärkt haben. So eng hing eben schon damals ein Teil unserer Arbeiterbewegung mit dem Bolschewismus zusammen. Die an ihrer Spitze stehenden Männer und die führende sozialistische Presse, die später den Bolschewismus bekämpften, hatten diese Tatsache noch immer nicht erkannt. Damals galt es allerdings noch, den gemeinsamen Feind, die alten Autoritäten, zu bekämpfen und damit, bewußt oder unbewußt, die Grundlagen des Vaterlandes zu erschüttern. Als dann dies Ziel erreicht erschien und man selbst Autorität wurde, da war das Feuer, das man entfacht hatte, zur lodernden Flamme geworden. Da hieß es: „Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes."

Graf Czernin legte dar, daß die schlechte Ernährungslage Österreichs ihn zwinge, der Ukraine weit entgegenzukommen. Ohne deren Getreide könne die Doppelmonarchie nicht leben.

Staatssekretär v. Kühlmann und Graf Czernin begaben sich nach der Besprechung nach Brest zurück.

Der Friede mit der Ukraine wurde am 9. Februar daselbst unterzeichnet. Ich bat nun Staatssekretär v. Kühlmann, entsprechend seiner Zusage vom 5. Februar, den Bruch mit Trotzki herbeizuführen. Er verhielt sich aber ablehnend.

Am gleichen Tage rief ein Funkspruch der russischen Regierung das deutsche Heer zum Ungehorsam gegen seinen Obersten Kriegsherrn auf.

Auf Antrag des Generalfeldmarschalls bei Seiner Majestät wies der Kaiser Staatssekretär v. Kühlmann nunmehr an, Trotzki ein Ultimatum zur Annahme unserer bisherigen Bedingungen zu stellen, gleichfalls beauftragte der Kaiser den Staatssekretär, die Räumung des Baltikums zu fordern. Letztere Weisung glaubte dieser in Rücksicht auf die Stimmung Österreich-Ungarns und der Heimat nicht ausführen zu dürfen. Seine Majestät war einverstanden, daß hierauf verzichtet wurde.

Staatssekretär v. Kühlmann drängte nun Trotzki, zum Abschluß zu kommen. Dieser lehnte jede Bindung ab, erklärte aber gleichzeitig den Krieg für beendet, die Demobilisierung der russischen Armee für angeordnet.

Dies schuf naturgemäß völlige Unklarheit im Osten. Wir durften unmöglich die Verhältnisse dort in einem so unfertigen Zustand belassen. Er konnte uns jeden Augenblick neue Gefahren bringen, während wir im Westen um unser Leben rangen. Die militärische Lage verlangte Klarheit.

Am 13. Februar fanden in Homburg Beratungen von entscheidender Bedeutung für die Ereignisse im Osten statt. Der Reichskanzler, der Vizekanzler, Staatssekretär v. Kühlmann, der Generalfeldmarschall, der Chef des Admiralstabes und ich nahmen daran teil. Seine Majestät der Kaiser wohnte ihnen nur zeitweise bei. Die Stellungnahme der O.H.L. war folgende:

Jeder Augenblick konnte ein Wiedererstarken der russischen Front bringen. Auch Rumänien würde nie Frieden schließen, solange nicht Rußland vorangegangen war. Jeder Angriff im Westen mußte dann aussichtslos erscheinen. Damit war auch die Gelegenheit versäumt, den Weltkrieg, den wir noch immer mit schwachen Bundesgenossen gegen eine starke Überlegenheit führten, siegreich zu beenden.

Um die Bildung einer neuen Ostfront durch den Bolschewismus zu ver-

hindern, mußte seinen uns gegenüberstehenden Truppen ein kurzer, starker Schlag versetzt werden, der uns auch Kriegsmaterial in Mengen bringen würde. Eine weitere Operation kam hier zunächst nicht in Frage.

In der Ukraine war der Bolschewismus zu unterdrücken. Schon lagen von dort Hilfsgesuche vor. Es waren dort auch derartige Verhältnisse zu schaffen, daß wir militärischen Nutzen aus ihr gewinnen und Getreide und Rohstoffe beziehen konnten, die Österreich, um zu leben, gebrauchte. Dazu mußten wir hier tief in das Land einrücken. Es blieb uns gar nichts anderes übrig. Auch in Finnland, das sich in seiner Bedrängnis vor den Bolschewisten hilfesuchend an uns gewandt hatte, konnten wir einen Bundesgenossen gegen die Bolschewisten erhalten. Die Wirkung gegen Petersburg wurde verstärkt und eine solche gegen die Murmanbahn herbeigeführt.

Unsere Kriegs- und Verpflegungslage verlangte eine Kündigung des Waffenstillstandes, klare Verhältnisse und ein schnelles Handeln im Osten. Die neue militärische Kraftentfaltung war mir unerwünscht. Es war aber ein militärisches Unding, zuzusehen, wie der Feind sich von neuem kräftigte; also mußte gehandelt werden. Das forderte das eherne Gesetz des Krieges. Es war dann mit Sicherheit anzunehmen, daß wir Frieden bekommen würden. Ihn allein strebte ich auch an.

In diesem Sinne machte ich meine Ausführungen dem Reichskanzler und dem Vizekanzler gegenüber und wies in ernsten Worten auf die ungeheure Schwere unserer im Westen zu lösenden Aufgabe hin. Ich gab dem Gedanken Ausdruck, daß von den bolschewistischen Führern ein ehrlicher Friede überhaupt nicht zu erlangen sei, sie würden nach wie vor zum mindesten an der Revolutionierung Deutschlands arbeiten. Diese Gefahr könnten wir gar nicht hoch genug einschätzen. Gegen den Bolschewismus vermöchten wir uns nur durch eine enge Absperrung der Grenzen vorwärts derselben zu schützen.

Der Reichskanzler und der Vizekanzler ließen sich nach anfänglichen Bedenken überzeugen und stimmten der Kündigung des Waffenstillstandes, namentlich in Rücksicht auf die Verpflegungslage, zu. Staatssekretär v. Kühlmann blieb dagegen. Er führte aber die Politik des Reichskanzlers durch. Sein Verhalten konnte in mir nicht das Vertrauen erwecken, das ich dem Leiter des Auswärtigen Amtes so gern entgegengebracht hätte.

Seine Majestät genehmigte die Kündigung des Waffenstillstandes.

Am 18. Februar nachmittags und am 19. früh begannen somit auf der gesamten großrussischen Front die Feindseligkeiten von neuem. Unmittelbar darauf erklärte sich die bolschewistische Regierung funkentelegraphisch zum Friedensschluß bereit. Wir zogen aus dem in Brest Erlebten die Folge und gaben dem Frieden nunmehr eine ganz andere Gestalt. Die Regierung forderte im Einverständnis mit den Verbündeten und in Übereinstimmung mit den Ansichten der O.H.L. zu unserer militärischen Sicherheit, aber auch im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker die Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands und der Ukraine, den Verzicht auf Kurland, Litauen, Polen sowie die Abtretung von Batum und Kars. Die Frage über die zukünftige Stellung Livlands und Estlands wurde noch nicht gelöst; vorläufig waren die Länder von uns zu besetzen.

Das Heer Großrußlands sollte demobil gemacht und die Flotte außer Dienst gestellt werden. Ferner hatte Rußland auf jede Propaganda in Deutschland zu verzichten. Eine Reihe wirtschaftlicher Fragen, der Kriegsgefangenenaustausch

usw., blieben näheren Besprechungen vorbehalten. Der Vormarsch sollte so lange fortgesetzt werden, bis diese Forderungen endgültig in neuen Verhandlungen angenommen wären. Trotzki erklärte sich sofort bereit, neue Vertreter nach Brest zu entsenden; er selbst kam nicht, vermutlich, weil ihm eine Propagandatätigkeit dort nicht mehr möglich erschien.

Die russische Abordnung traf in Brest am 28. Februar ein. Es wurde nicht weiter unterhandelt. Die russischen Bevollmächtigten erklärten, sie hätten nur die Aufgabe, den Frieden zu unterschreiben. Sie zeigten Würde in ihrem selbstverschuldeten Unglück. Am 3. März, 5½ Uhr nachmittags, erfolgte die Unterzeichnung. Der Friede war damit geschlossen, und die Feindseligkeiten an der russischen Front wurden von neuem eingestellt.

Die Bedingungen des Brester Friedens galten den Bolschewisten, mit denen der Kriegszustand nie aufhören konnte — das beruhte in ihrer revolutionären Propaganda —. Mir lag nichts an einer Zerstörung Rußlands oder einer Schwächung, die ihm das Leben nahm. Die Bedingungen enthielten sich im übrigen jeden Eingriffs in das innerpolitische und wirtschaftliche Leben Rußlands und legten ihm nichts auf, was mit der Ehre eines selbständigen Staats unvereinbar war und seine Bewohner knechtete. Es ist lehrreich, den Frieden, den Rußland damals erhielt, mit dem zu vergleichen, den es erhalten konnte, und diesen wieder mit dem, den wir ertragen müssen, obschon wir nie ein Friedensangebot ausgeschlagen haben. Das Gerede über den Brester Gewaltfrieden wird verstummen. Noch betet dieses Schlagwort der feindlichen Propaganda ein Teil des deutschen Volkes gläubig nach.

Die bei weitem größere Mehrheit des Reichstages billigte auch die Bedingungen des Brester Friedens und erkannte ferner an, daß der Vertrag für das Selbstbestimmungsrecht der Völker Raum lasse, die Mehrheitssozialisten enthielten sich der Abstimmung, nur die Unabhängigen Sozialdemokraten stimmten dagegen.

Der Vormarsch hatte die deutschen Truppen, größtenteils Landwehr, in überraschend kurzer Zeit bis Narwa, Pleskau, Polotzk und Orscha Mogilew gebracht. Der Russe hatte keinen Widerstand geleistet. Die Beute an Kriegsgerät war außerordentlich. Die Bevölkerung fühlte sich vom Bolschewismus befreit. Das neubesetzte Gebiet wurde vom Oberbefehlshaber Ost in Verwaltung genommen. Gegen Rußland wurde ein Grenzschutz gebildet, um das gesamte besetzte Gebiet im Osten wirtschaftlich auszunutzen, was dringend nötig war. Zugleich sollte das Einströmen der bolschewistischen Propaganda in das besetzte Gebiet und noch darüber hinaus nach Deutschland verhindert werden.

Auch in der Ukraine ging der Vormarsch schnell vorwärts. Der unsrige richtete sich mit dem Schwerpunkt auf Kiew, das wir bereits am 1. März besetzten, der österreichisch-ungarische auf Odessa. Die Operationen bewegten sich längs der Bahnen vor; es kam zuweilen zum Kampf zwischen Panzerzügen, ungeheure Räume mußten mit schwachen Kräften durcheilt werden. Die bolschewistischen Truppen leisteten nur geringen Widerstand, die tschecho-slowakischen Truppen — aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen zusammengestellt — schlugen sich erheblich besser; es kam mit ihnen zu erbitterten Gefechten. Die Bewegungen und Kämpfe dauerten bis in den Mai hinein an.

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien verliefen ebenso unerfreulich wie die mit dem bolschewistischen Rußland.

An und für sich hätten wir auf Grund unserer militärischen Lage einen Frieden schließen können, wie ihn die Entente uns auferlegt, d. h. einen Gewaltfrieden. Dazu hatten wir keinen Anlaß. Deutschland mußte in seinen Bedingungen dem Kriegszustande bis zum allgemeinen Friedensschluß Rechnung tragen, für die Zeit nach demselben hatte es an der Schwächung Rumäniens kein Interesse.

Das Hinübergleiten der ganzen Dobrudscha in bulgarische Hand, wie es Bulgarien forderte, war für die Zukunft Deutschlands ungünstig. Ebenso sprachen wir gegen weitgehende Annexionen Ungarns auf Rumäniens Kosten. Nur eine geringe Grenzberichtigung für die bessere Verteidigung der ungarischen Grenze hielt ich für berechtigt. Keine Bedenken hatten wir für den Anschluß Beßarabiens an Rumänien und gegen eine Schonung der Armee. Es wurde nur gefordert, um jede Überraschung durch Rumänien auszuschließen, daß der König und die königliche Familie bis zum allgemeinen Friedensschluß das Land zu verlassen hätten.

Österreich-Ungarn fürchtete aber die Zunahme des politischen und wirtschaftlichen Einflusses Deutschlands in Rumänien. Graf Czernin widerstrebte dem und setzte uns dadurch matt, daß er auf Umwegen und ohne unsere Kenntnis den früheren Militärattaché bei der rumänischen Regierung nach Jassy zum rumänischen Könige sandte und diesem seine Bereitwilligkeit versicherte, Rumänien einen ehrenvollen Frieden zu gewähren.

Durch diese und andere Verhältnisse wurden von vornherein in die Verhandlungen mit Rumänien Halbheiten und Unklarheiten hineingetragen, die später den ganzen Frieden kennzeichneten.

Mit der Führung der Verhandlungen war zunächst Generalfeldmarschall v. Mackensen betraut worden. Er sah sich sehr bald überall von Österreich-Ungarn gehemmt. Am 24. Februar übernahmen die Diplomaten die Leitung. Sie ging immer augenfälliger auf Graf Czernin über. Staatssekretär v. Kühlmann trat nicht so hervor, wie es unser Ansehen und unsere Mitwirkung bei der Niederwerfung Rumäniens sowie unsere militärische Lage erfordert hätte. Ich wandte mich oft an den Reichskanzler und bat um Beschleunigung der Arbeiten. Ich hatte erwartet, daß mein Drängen bei unserer überaus starken militärischen Stellung — wir konnten die Rumänen von allen Seiten angreifen — ein energisches Auftreten ihnen gegenüber herbeiführen werde. Die Reichsregierung glaubte indessen, meinem Verlangen durch Nachgiebigkeit entsprechen zu sollen. In dieser einfachen Tatsache kennzeichnet sich der grundlegende Unterschied zwischen dem Denken der Regierung und dem meinigen.

Am 5. März wurde der Vorfriede von Buftea geschlossen, dessen Festsetzungen in den Friedensvertrag von Bukarest übernommen wurden.

Die Dobrudschafrage wurde nicht gelöst. Die Norddobrudscha ging in den gemeinsamen Besitz des Vierbundes über. Der Süden fiel an Bulgarien. Die Türkei, die Rückgabe des im Herbst 1914 an Bulgarien abgetretenen Gebiets bei Adrianopel und an der Maritza forderte, ging leer aus.

Die Landabtretungen an Ungarn, in die Rumänien auf Drängen des Grafen Czernin trotz unserer Einsprüche einwilligte, waren erheblich.

Das Festsetzen Rumäniens in Beßarabien wurde zugelassen.

Militärisch legte der Friedensschluß den Rumänen die Demobilmachung und Verkleinerung der Armee und die Übergabe eines Teiles des Kriegs-

geräts in die Bewachung der Verbündeten auf. Die französische Militärmission war über Rußland abzuschieben.

Die wirtschaftlichen Abmachungen des Friedens erreichten für Deutschland nicht das, was ich gewünscht hatte. Für Rumänien waren sie nicht leicht.

Die Dynastiefrage wurde ebensowenig erledigt wie eine Entscheidung getroffen, ob die Ententegesandten in Jassy bleiben sollten oder nicht. Es blieb alles beim alten. In Jassy ging das Kräftespiel gegen uns weiter. Wir hatten dort eine Hochburg der Entente belassen.

Ich denke ungern an jene Bukarester Verhandlungen zurück. Am 7. Mai wurde der Friedensvertrag endlich unterzeichnet. Die Diplomaten ließen uns in der Hoffnung, daß sie die Dynastiefrage noch weiter verfolgen würden. Der Friede wurde nicht mehr ratifiziert, der Abfall Bulgariens veränderte die Lage Rumäniens mit einem Schlage und zeigte uns auch das Unzulängliche dieses Friedens im Weltkriege.

Auch dieser Friedensschluß wurde in Deutschland als Gewaltfriede verschrien, so sehr gehorchte das Denken des Volkes der feindlichen Propaganda, so wenig vermochte unsere Regierung zu leiten.

Die Lage an der Ostfront war durch den Friedensschluß von Brest-Litowsk vom 3. März und den Vorfrieden von Buftea vom 5. März gewaltig entspannt. Mehr als 40 Divisionen konnten jetzt nach dem Westen überführt werden. Das, was im Osten verblieb, war gewiß noch immer viel. Wir hatten eben nur einen stark bewaffneten Frieden erlangt. Viele Gefahrsmomente waren dort noch vorhanden. Die O.H.L. schwächte im Laufe des Frühjahrs und Sommers die Truppen im Osten nach Festigung der Verhältnisse weiter. Aber die unendlichen Räume des Ostens, die mit deutschen Maßen nicht zu messen sind, brauchten gewisse Truppenmengen, wenn wir unsere Aufgaben so lösen wollten, wie es Kriegs- und Kriegswirtschaftslage, namentlich bei dem Wesen des Bolschewismus, unabänderlich bedingten.

Die Ausbildung des Heeres zum Angriff stellte wiederum eine bedeutende Arbeit dar; hierfür war der Winter 1917/18 auszunutzen.

Wie die taktischen Lehren im vergangenen Winter in der „Abwehrschlacht“ zusammengefaßt wurden, so entstand jetzt die „Angriffsschlacht im Stellungskrieg“. Wir hatten wieder alle die vortrefflichen Grundsätze für den Angriff in das Denken des Heeres zurückzurufen, die unsere Reglements vor dem Kriege durchgeistigten und sich voll bewährt hatten. Sie waren nur durch die neueren Kampferfahrungen zu ergänzen. Ohne den Schwung des Angriffs zu hemmen, mußten die Verluste so niedrig wie nur möglich gehalten werden. Das ganze Denken des Heeres war aus dem Schützengrabenkrieg heraus wieder auf den Angriff einzustellen.

Es geschah alles, um das Heer mit dem denkbar besten Kriegsmaterial auszurüsten und, wie im Vorjahre für die Abwehrschlacht, so jetzt für die Angriffsschlacht und den Bewegungskrieg auszubilden.

Es entwickelte sich im Heere bis tief in den März hinein ein reges Leben. Es ging von der Rekrutenausbildung aus und endigte in Übungen gemischter Verbände oder auf Schießplätzen. Die Einzelausbildung des Mannes wurde ebenso wie im Frieden als besonders bedeutungsvoll angesehen. Auch die Festigung der Manneszucht wurde mit Nachdruck betrieben. Sie galt nach wie vor als Grundlage unseres Heeres und eines jeden Erfolges und wurde

um so höher bewertet, je mehr das Gefühl vorzuherrschen begann, daß die Heimat schlecht auf das Heer wirkte. Lehrkurse für höhere Führer und Generalstabsoffiziere wurden abgehalten, aber auch für die niederen Führer bis zum Gruppenführer herab, deren Betätigung für das Gelingen des Angriffs so bedeutungsvoll war.

Ich war wieder oft an der Front und in regem Gedankenaustausch mit den Armee-Oberkommandos. Ich wohnte verschiedenen Übungen bei und sprach mit vielen Herren aus der Front. Viele Für und Wider gegen dies und jenes wurden mir entgegengebracht. Die Gespräche über die „Feuerwalze" und das „Vorfeld" liegen mir noch jetzt in den Ohren. Schließlich mußte ich eine Entscheidung treffen, wie es meine Pflicht war.

Im Laufe des Januar und Februar wurden die für den Angriff bestimmten Divisionen aus den Stellungen gezogen. Sie wurden zum Teil durch die von den anderen Kriegsschauplätzen eintreffenden ersetzt. Sie hatten sich von diesem Zeitpunkt an ganz ihrer Ausbildung und Ausrüstung zu widmen.

Wir hatten inzwischen nach und nach zu dem Angriff alles herangezogen, was nur denkbar erschien. Einzelne Divisionen aus dem Osten waren noch im Anrollen.

Wir hofften, mit den Kräften, die wir von allen Seiten heranbrachten, eine zusammenhängende Frontbreite von 50 km angreifen zu können. Es waren dabei 20 bis 30 Batterien ohne Minenwerfer auf je einen Kilometer berechnet. Durch Aussparen einzelner Stellen konnte der Angriff noch breiter werden. Unsere Überlegenheit an Divisionen betrug damals etwa 25 bis 30 an der gesamten Westfront. Das Stärkeverhältnis war damit günstig, es bot Aussichten auf einen Erfolg. Wir gedachten den Angriff mit etwa 50 bis 60 Divisionen zu führen.

Auch an Österreich-Ungarn hatte sich die O.H.L. gewandt. Es hatte Batterien geschickt, leider mit so schwacher Munitionsausstattung, daß dadurch die Unterstützung für uns nur gering war. Österreichisch-ungarische Divisionen standen nicht zur Verfügung. Von der Türkei und von Bulgarien erhielten wir nichts.

Für die Fortführung der Operation im Westen waren wir mit Kriegsgerät gut ausgestattet. Dagegen war unsere Ersatzlage sehr ernst geblieben, unsere Anträge hatten keinen Erfolg gehabt.

Die Ersatzlage brauchte nicht so ungünstig zu sein. Der Ausfall an Deserteuren war ungemein hoch. Ihre Zahl im neutralen Auslande, z. B. Holland, belief sich auf Zehntausende. Noch viel mehr hielten sich sorglos in der Heimat auf, von ihren Mitbürgern stillschweigend geduldet, von den Behörden nach jeder Richtung hin unbelästigt. Sie und die Drückeberger an der Front, die sich ebenfalls auf viele Tausende beliefen, minderten die Gefechtsstärken der fechtenden Truppen und namentlich der Infanterie, aus der sie der großen Mehrzahl nach stammten, entscheidend. Diese Menschen mußten dem Heere erhalten bleiben, dann wäre die Ersatzlage nie so gespannt geworden. Mehr Ersatz konnte aufgebracht werden, wenn der Kriegswille in der Heimat da war. Von diesem Kriegswillen hing Entscheidendes ab, aber er versagte.

Die Ersatzschwierigkeiten waren im März 1918 nicht behoben, obwohl einige 100 000 Mann zur Verfügung standen. Sie blieben ein unsicherer Faktor mehr bei dem gewaltigen Abringen der Kräfte.

Das Heer hatte die schweren seelischen Eindrücke der Kämpfe des vergangenen Jahres in dem Bewußtsein überwunden, daß es aus der Abwehr zum Angriff ginge. Der Geist erschien durchaus gefestigt, doch war im März 1918 nicht zu verkennen, daß die unterirdische Wühlarbeit hier und da Fortschritte machte. Mit dem Eintreffen des Jahrgangs 99 in den Rekrutendepots begannen die Klagen über diesen Ersatz und seine moralische Verfassung. Es fiel auf, über wie große Geldmittel viele Rekruten verfügten. Es mußte dies auf die lange im Felde stehenden, im Leben älteren Mannschaften ungemein verbitternd wirken.

Für die geistige Kriegsfähigkeit der Heimat war nichts geschehen. Die Heimat war nicht mehr fähig, die Nerven des Heeres zu stählen; sie zehrte bereits an dessen Mark.

Die Regierung selbst erkannte die Zeichen der Zeit ebensowenig wie im Herbst 1917 in der Marinebewegung. Es handelte sich immer mehr um die Frage, durch tatkräftiges Zufassen die Ordnung in Deutschland aufrecht zu halten. Andernfalls war zu befürchten, daß die Umsturzbestrebungen uns noch weit größeren Schaden zufügen würden. Die Reichsregierung kannte diese Stellungnahme der O.H.L. In jenen Tagen ist die Revolution in Deutschland entscheidend gefördert. In Reinickendorf wurde damals, wie ich erst jetzt erfahren habe, der erste Arbeiter- und Soldatenrat Deutschlands geschaffen. Tatsächlich war so ein weiteres Schwächemoment in unserem Kampfe um unser Leben in uns selbst entstanden. Kriegsentscheidende Bedeutung habe ich dem noch nicht beigemessen. Mein Glaube an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit war schließlich noch unerschüttert.

Führer und Truppen am Feinde hatten mit der O.H.L. das Gefühl, daß sie in den bevorstehenden Kämpfen den an sie gestellten Anforderungen entsprechen würden. Was wir erreichen, ob wir den Feind durchbrechen und zu einer Operation kommen würden, oder ob es ein Ausfall blieb, das freilich war ungewiß — wie alles im Kriege. Ich meldete dem Kaiser, daß das Heer versammelt und wohlvorbereitet „an die größte Aufgabe seiner Geschichte" herantrete.

Der Angriff im Westen 1918.

Schwer war die Entscheidung, wo anzugreifen sei. Sie mußte frühzeitig fallen. Das Zusammenführen von Truppen auf engem Raum, das Heranbringen der gewaltigen Munitionsmengen und sonstigen Vorräte aller Art mit der Eisenbahn, die Arbeiten der Truppe selbst, wie Versteinen der Batteriestellungen, Maskierung der Wege, Anfertigung von Fliegerdeckungen und von Gerät zum Überbrücken der Grabensysteme, endlich der Aufmarsch zur Schlacht kostete Wochen, machte weite Voraussicht und bis ins einzelne gehende Vorarbeiten nötig. Naturgemäß war hiermit die Gefahr vorzeitigen Bekanntwerdens nähergerückt. Es waren daher an den Fronten, wo nicht angegriffen wurde, Ablenkungsarbeiten vorzunehmen, die zugleich die Grundlage für spätere Angriffe bildeten. Durch umsichtig geleiteten Abwehrdienst waren diese zu ergänzen.

Ich habe über die zu wählende Angriffsfront mit den Heeresgruppenchefs und den Herren meines Stabes gesprochen und ihre Ansichten gehört. Drei Abschnitte kamen in Frage: In Flandern von Ypern bis Lens, zwischen Arras und St. Quentin oder La Fère und beiderseits Verdun unter Aussparung

der Festung. Alle drei Richtungen hatten, wie es immer in solchen Fällen ist, vieles für und gegen sich. Die O.H.L. entschied sich für den mittleren Abschnitt.

Nach Feststellung der für den Angriff zur Verfügung stehenden Divisionen und sonstigen Angriffsmittel wurde beschlossen, den Stoß zwischen Croisilles, südöstlich Arras, und Moeuvres und, unter Aussparung des Cambrai-Bogens, zwischen Villers-Guislain und der Oise südlich St. Quentin zu führen. Er war von einem örtlichen Vorstoß aus La Fère heraus zu begleiten.

Die 17. Armee hatte den Angriff über die Linie Croisilles—Moeuvres, die 2. und 18. Armee zwischen Villers-Guislain und La Fère zu führen. Hierbei sollten die 17. und 2. Armee sich gegenseitig entlasten und mit ihren inneren Flügeln den im Cambraibogen stehenden Feind abschnüren, darauf zwischen Croisilles und Péronne durchstoßen. Der 18. Armee fiel mit dem äußersten linken Flügel der 2. Armee zusammen die Deckung der Stoßgruppe nach Süden zu. Stärke und Ausstattung der Armeen mit Angriffsmitteln trugen diesen Aufgaben Rechnung.

17. und 2. Armee hatten für die Hauptentscheidung unter dem Befehl der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zu bleiben. Die 18. Armee trat zur Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Die Hilfsmittel dieser Heeresgruppe waren in weitestgehendem Umfange heranzuziehen. Es war dem Generalfeldmarschall und auch mir, da es die strategische Lage verlangte, eine menschliche Freude, Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen mit zur ersten großen Angriffsschlacht im Westen heranzuziehen. Dynastische Interessen bewegten mich nicht. Bei tiefer Königstreue bin ich ein unabhängiger Mann und kein Höfling.

Verbreiterung des Angriffs nach Norden in Richtung Arras, nach Süden auf das linke Oiseufer war vorgesehen.

Sämtliche Fronten blieben auf Abwehr eingestellt, falls der Feind selbst zum Angriff oder Gegenangriff schreiten sollte. An einigen Stellen war für diesen Fall ein Ausweichen nach rückwärts vorgesehen.

In diesem Rahmen war seit Mitte Januar planmäßig und mit größter Hingabe gearbeitet worden. Schon zu Anfang Februar wurde der 21. März als Tag des Angriffes festgesetzt, obschon die Verhältnisse im Osten noch keineswegs klar waren. Die Kriegslage forderte eine Entscheidung.

Die Maßnahmen der Armee-Oberkommandos, des Generalquartiermeisters, des Generalintendanten, des Feldeisenbahnchefs und der Herren meines engeren Stabes griffen vortrefflich ineinander. Ich konnte mich davon bei meinen Frontreisen überzeugen. Ich besprach bei dieser Gelegenheit alle einschlägigen Fragen, glich aus und half. Die Vorbereitungen verliefen planmäßig. Überall wurde mit Vertrauen zur Sache gearbeitet. Alles griff wie bei einem Uhrwerk ineinander. Es war sicher, daß die Armeen an dem beabsichtigten Tage kampfbereit sein würden.

Der Reichskanzler sah über die Absicht, im Westen anzugreifen, klar. Er wußte, wie hoch wir den Angriff einschätzten. Ich habe dem Reichskanzler auch den Angriffszeitpunkt melden lassen. Einen anderen Weg als den Kampf gab es für Deutschland nicht, den Feind friedenswillig zu machen. Hierfür war die Erschütterung der Stellung von Lloyd George und Clemenceau durch militärischen Sieg Vorbedingung. Eher war an Frieden nicht zu denken. Eine Friedensmöglichkeit ist mir von der Regierung nicht gezeigt worden.

Anfang März verließ das Große Hauptquartier Kreuznach, wo es über ein Jahr gewesen war.

In Spaa war das neue Quartier inzwischen eingerichtet worden. Es lag der Front erheblich näher und bot mit Verviers Raum für alle Teile der O.H.L. Für die Leitung der Schlacht, für die Operation war es aber von der Front noch zu entfernt. Ich hatte deshalb als Quartier für die verstärkte Operationsabteilung Avesnes in Aussicht genommen. Von hier waren im Kraftwagen alle Stellen der Front leicht zu erreichen.

Am 18. März gingen der Generalfeldmarschall und ich sowie die verstärkte Operationsabteilung nach Avesnes. Unsere Geschäftszimmer waren dort nicht gut, alles war sehr eng, aber es mußte gehen.

Unser Kasino war zunächst recht unfreundlich, später fanden wir zusagende Räume. Der Aufenthalt dort und die Mahlzeiten bildeten eine Entspannung, die wir alle nötig hatten.

Seine Majestät wollte erst einen Tag später kommen. Er wohnte in seinem Hofzuge, der auf einem benachbarten Bahnhof abgestellt wurde.

Am 20. März früh standen auf der ganzen Angriffsfront die Batterien und die Minenwerfer mit ihren Munitionsmassen hinter, in und sogar auch vor den vordersten Linien. Es war eine bedeutende Leistung, zugleich ein Wunder, daß der Feind nichts gesehen, auch den Verkehr nachts nicht gehört hatte. Zuweilen schlug Störungsfeuer in unsere Batterien, Munitionsstapel gingen in die Luft. Die Aufmerksamkeit des Gegners wurde erregt, er empfand dies aber auf allen Teilen der langen Fronten und konnte darum keinen genauen Anhalt finden.

Die Infanterie-Divisionen, die seit mehreren Tagen zunächst hinter den Angriffsfronten untergebracht waren, standen in Fliegerdeckung, dicht zusammengedrängt, hinter der Sturmausgangsstellung in unseren vordersten Linien. Auch das Zusammenziehen der 40 bis 50 Divisionen war vom Feinde nicht bemerkt, noch war es ihm durch sein ausgedehntes Spionagesystem gemeldet worden. Die Märsche erfolgten zwar nachts, aber die Truppen zogen singend durch die Ortschaften. Solche Massen lassen sich nicht verbergen. Ebensowenig wurde die seit Mitte Februar anhaltende große Eisenbahntransportbewegung gegen die Angriffsfront durch feindliche Flieger erkannt.

Auch sonst hatte der Feind nichts erfahren; ich muß dies annehmen, anderenfalls wären seine Abwehrvorbereitungen kraftvoller ausgefallen und seine Reserven schneller eingetroffen. Das Wesen des Krieges ist trotz gegenteiligen Bemühens Ungewißheit; so ist es bei uns, so ist es beim Feinde.

Am 18. oder 19. März liefen aus einer Minenwerfer-Kompagnie zwei Mann über. Nach Aufzeichnungen, die beim Feinde gefunden wurden, oder nach Gefangenenaussagen sollen sie Angaben über den bevorstehenden Angriff gemacht haben.

Am Mittag des 20. trat an die O.H.L. die schwere Entscheidung heran, ob der Angriff am 21. beginnen solle oder aufzuschieben sei.

Jeder Aufschub mußte die Lage der dicht am Feinde eng versammelten Truppen ungemein schwierig gestalten. Es herrschte dort nach allen Richtungen hin eine schwer erträgliche Spannung. Die Masse und der seelische Druck drängten nach vorn.

Um 12 Uhr mittags erging an die Heeresgruppen der Befehl, daß der Angriff planmäßig stattfände. Er war nun nicht mehr aufzuhalten. Alles mußte seinen Gang nehmen. O.H.L., höhere Führer und Truppe hatten ihre Schuldigkeit getan. Das Weitere lag nun in des Schicksals Hand.

Am 21. März gegen 4 Uhr früh begann mit einem gewaltigen Feuerschlage auf 70 km Frontbreite zwischen Croisilles und La Fère die Schlacht.

Zwei Stunden etwa lag unsere ganze Artillerie auf den feindlichen Batterien, dann nahm die Mehrzahl der Geschütze die Bekämpfung der feindlichen Gräben auf, gegen die auch die Minenwerfer wirkten. Kurz vor 9 Uhr zog sich starkes Artilleriefeuer — nur ein Teil lag noch auf den feindlichen Batterien und besonderen Stützpunkten — zur Feuerwalze zusammen. Unsere Infanterie schritt zum Sturm.

Der Angriff der 17. Armee, die den stärksten Feind vor sich hatte, erreichte nur die zweite feindliche Stellung, die Feuerwalze war über sie hinweg weit vorausgeeilt; die Infanterie hatte die Fühlung mit ihr verloren. Sie blieb nun vor dieser Stellung liegen, ohne Artillerieunterstützung zu haben.

Bei dem Angriff der 2. Armee war das Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie besser. Die Infanterie drang in die zweite feindliche Stellung ein.

Bei der 18. Armee verlief alles planmäßig. Sie war in gutem Fortschreiten.

Der 22. März änderte bei der 17. Armee wenig, aber die 2., einheitlich und kraftvoll geführt, schlug den Feind und drang vor. Die 18. gewann erheblich Raum.

Die Lage bei der 17. Armee hatte zur Folge, daß es nicht gelang, den Feind im Cambrai-Bogen abzuschnüren, auch konnte das Vorgehen der 2. Armee nicht entlastet werden. Diese hatte sich selbst den Weg bahnen müssen und war daher nicht so schnell vorwärts gekommen, als es wiederum zur Entlastung der 17. Armee gut gewesen wäre. So konnte die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zwischen Croisilles und Péronne nicht derart Gelände gewinnen, wie es im Grundgedanken der Schlacht lag.

Am 25. März hatten die 17. und die 2. Armee unter sehr heftigen Kämpfen die Linie Bapaume—Combles weit überschritten, die 18. Armee Nesle genommen und geringen Widerstand gefunden. Die Kampfkraft der 17. Armee war schon erschöpft; sie hatte am 21. und 22. März zu viel eingebüßt, anscheinend weil sie zu eng gefochten hatte. Die 2. Armee war noch frischer, aber sie klagte bereits über das Trichtergelände. Sie kam über Albert nicht mehr hinaus. Ihr linker Flügel war durch den Sommeübergang, weniger durch den Feind aufgehalten. Die 18. Armee war noch vollkommen kampf- und siegesfreudig; sie nahm bereits am 27. Montdidier. Der Gegner bildete bald nördlich der Somme eine neue Front, die zu überwinden schwer werden mußte. Der feindliche Widerstand in Richtung Amiens erschien schwächer.

Der ursprüngliche Schlachtgedanke mußte geändert, der Schwerpunkt des weiteren Angriffs scharf in diese Richtung gelegt werden.

Gegen den sich nun auch hier verdichtenden und selbst angreifenden Feind reichte die eigene Angriffskraft nicht mehr aus. Der Munitionsnachschub war nicht ergiebig genug, auch Verpflegungsschwierigkeiten traten ein. Die Wiederherstellung der Straßen und Eisenbahnen kostete trotz aller vorausschauenden Vorbereitungen zu viel Zeit.

Nach planvoller Munitionierung griff am 30. März die 18. Arme zwischen Montdidier und Noyon an. Am 4. April erfolgte ein Angriff der 2. Armee und des rechten Flügels der 18. Armee bei Albert und südlich der Somme in Richtung Amiens. Diese Kämpfe blieben ergebnislos. Es war

einwandfrei erhärtet, daß der feindliche Widerstand stärker war als unsere Kraft. Eine Zermürbungsschlacht durfte nicht geschlagen werden. Die O.H.L. mußte den überaus schweren Entschluß fassen, den Angriff auf Amiens endgültig einzustellen.

Die Entente griff nun ihrerseits bei Albert und südöstlich Amiens zusammenhanglos und ohne etwas zu erreichen an. Nach sorgfältiger Vorbereitung unternahm die 2. Armee am 24. April nochmals bei Villers Bretonneux unter Einsatz von Tanks den Versuch, ihre Stellung zu verbessern. Sie kam auch gut vorwärts, vermochte aber ihren Gewinn nicht zu behaupten.

Erst allmählich beruhigte sich die Front zwischen Albert und Montdidier. Von Zeit zu Zeit flackerten die Kämpfe wieder auf, die Lage blieb dort dauernd gespannt. An den anderen Teilen der neuen Front, nach Arras und Noyon zu, trat schon erheblich früher Ruhe ein.

Die Schlacht war mit dem 4. April beendet. Sie war eine glänzende Waffentat und wird als solche immer in der Weltgeschichte dastehen. Was Engländern und Franzosen nicht gelungen war, hatten wir erreicht, und noch dazu im vierten Kriegsjahr!

Strategisch war das nicht gewonnen, was am 23., 24. und 25. und noch am 27. erhofft werden konnte. Daß wir Amiens nicht bekommen hatten, dessen Gewinn die Verbindung zwischen der feindlichen Front nördlich und südlich der Somme ungemein erschwert hätte, war eine besondere Enttäuschung. Beschießen der Bahnanlagen von Amiens mit weittragender Artillerie bot keinen vollgültigen Ausgleich. Unsere Truppen hatten aber doch die Engländer und Franzosen geschlagen und sich ihnen überlegen gezeigt. Wenn sie nicht die Erfolge errangen, die möglich waren, so lag das nicht allein in ihrem verringerten Gefechtswert, sondern vor allem daran, daß sie nicht mehr überall fest in den Händen ihrer Offiziere waren. Vorgefundene Lebensmittelvorräte hatten sie aufgehalten. Kostbare Zeit war dabei verloren gegangen.

Die neue Front war nun zu festigen. Die abgekämpften Divisionen wurden zum Teil durch frische aus ruhigen Stellungen ersetzt, die weniger mitgenommenen vorn belassen. Dem Ausbau der rückwärtigen Verbindungen wurde überall die größte Beachtung und Sorgfalt geschenkt. Für die große Handlung kam es aber im wesentlichen darauf an, Truppen, die an der neuen Front nicht mehr nötig waren, zur Erholung, Ausbildung und Festigung der Mannszucht zurückzuführen. Wir hatten Reserven für weiteres Handeln und zur Abwehr etwaiger feindlicher Gegenangriffe zu gewinnen; diese konnten jedoch jetzt nur rein örtlichen Charakter tragen.

Unsere Verluste waren nicht unerheblich, wir hatten lange mit starken Massen gekämpft. Wir hatten aber neben reicher Beute rund 90 000 unverwundete Gefangene gemacht, außerdem war der blutige Ausfall des Feindes groß. Die Rückkehr vieler Leichtverwundeten konnte bei uns in absehbarer Zeit erwartet werden. Wir waren Angreifer gewesen und hatten doch, auch was die Verluste betraf, günstig abgeschnitten.

Mich selbst hatte die Schlacht viel gekostet. Der jüngste Sohn meiner Frau war am 23. März als Fliegeroffizier gefallen. Er galt zunächst als vermißt. Auf dem weiten Schlachtfelde fand sich ein Grab mit der englischen Aufschrift: Hier ruhen 2 deutsche Fliegeroffiziere. Ich hatte die traurige Aufgabe, meinen Sohn festzustellen. Jetzt ruht er in deutscher Erde.

Beim Feinde war der Eindruck der Niederlage ein gewaltiger. Wir taten

trotz meiner Bitte nichts, dies diplomatisch auszunutzen. Frankreich erbebte. Es wollte über die militärische Unterstützung Englands und Amerikas klar sehen. Clemenceau wandte sich an die Verbündeten. In England wurden viele zehntausend Arbeiter aus dem Kohlenbergbau und der Kriegsindustrie in das Heer eingestellt, und doch konnten etwa zehn Divisionen zunächst nicht wieder aufgefüllt werden. Die Dienstpflicht wurde verlängert. Lloyd George bat Wilson dringend um Hilfe und sandte allen verfügbaren Schiffsraum — ganz gleichgültig, ob England darunter litt oder nicht — nach Amerika, um die Neuformationen zu holen. Was taten wir im Herbst 1918? Gaben wir alles her? Es ist gut, Vergleiche zu ziehen, damit die Lehren dieses Krieges von dem deutschen Volke später beherzigt werden. Nur die höchste Energie ist im Kriege am Platze.

Während der Schlacht hatten wir die Beschießung von Paris aus der Gegend von Laon mit einem 120 km weit tragenden Geschütz begonnen. Dieses Geschütz war ein Wunderwerk der Technik und der Wissenschaft, ein Meisterwerk der Firma Krupp und ihres Direktors Rausenberger. Der Eindruck der Beschießung auf Paris und Frankreich war groß. Ein Teil der Bevölkerung verließ die Hauptstadt und vermehrte so die Unruhe, die in Frankreich durch unsere Erfolge um sich griff.

Die planmäßig vorbereiteten Unternehmungen zur Verbreiterung unserer Angriffsfront und zur Verbesserung unserer strategischen Lage wurden bereits Ende März und Anfang April ausgeführt.

In Richtung Arras, mit dem Schwerpunkt nördlich der Scarpe, hatte die 17. Armee bereits um die Monatswende angegriffen. Sie sollte sich in den Besitz der entscheidenden Höhen östlich und nördlich Arras setzen. Von Lens her sollte sich tags darauf die 6. Armee anschließen, um auch hier die Höhen zu ersteigen. Ich legte auf beide Angriffe den größten Wert. Es mußte für jeden Kampf in der Lys-Ebene von ausschlaggebender Bedeutung sein, wenn das Höhengelände in unserer Hand war.

Trotz außerordentlichen Artillerie- und Munitionseinsatzes hatte der Angriff der 17. Armee beiderseits der Scarpe keinen Erfolg; sie focht unter keinem glücklichen Stern. Anscheinend hatte die Artilleriewirkung nicht genügt. Die O.H.L. gab nun auch den Angriff des Südflügels der 6. Armee auf. Sie beschloß dagegen, den Stoß in der Lys-Ebene zwischen Armentières und La Bassée zu führen. Die Witterung war trocken gewesen, und der Engländer hatte sich in der Lys-Ebene und auch vor Ypern außerordentlich geschwächt.

Der Angriff wurde von der 6. Armee ungemein sorgfältig und trotz geringer Arbeitskräfte so schnell vorbereitet, daß schon der 9. April für die Ausführung in Aussicht genommen wurde. Ich begrüßte dies. Je früher der Angriff stattfand, desto wahrscheinlicher war ein Überraschungserfolg gegen die in der Lys-Ebene stehenden Portugiesen.

Der Angriff am 9. April vormittags ging zunächst sehr gut vorwärts. Die Nachrichten, die bis zum Mittag einliefen, waren günstig. Es war diesmal für mich eine andere Geburtstagsfeier als im Jahr vorher mit der schweren Schlappe bei Arras. Seine Majestät hörte sich den militärischen Vortrag in Avesnes an und blieb auch zum Frühstück. Er gedachte in einigen Worten meiner, auch meiner beiden gefallenen Söhne, und schenkte mir seine Statuette aus Eisen von Bezner. Er war mein kaiserlicher Herr, und ich diente ihm und damit dem Vaterlande in treuester Hingabe. Die Statuette wird mir stets ein heiliges Erinnerungszeichen sein an meinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn, der seine Soldaten liebte und das Beste seines Landes und seines Volkes wollte.

Am Nachmittage schien der Angriff langsamer vor sich zu gehen. Die Überbrückung des feindlichen Stellungssystems machte in dem teilweise doch immer noch weichen Boden recht erhebliche Schwierigkeiten. Die Straßenzüge liefen ungünstig zur Stoßrichtung, die bei uns eingesetzten Tankabteilungen hatten zudem gestört. Das Vorbringen von Geschützen und Munition kostete viel Zeit. Der Aufenthalt, den unsere Infanterie in dem stark bewachsenen Gelände in feindlichen Maschinengewehrnestern fand, wurde beträchtlich. Am Abend waren wir gegen Armentières im Vorgehen, hatten die Lys erreicht und näherten uns der Lawe. In Richtung Bethune kamen wir nur wenig vorwärts. Auf dem linken Flügel waren wir bei Festubert und Givenchy hängen geblieben. Das Ergebnis war kein befriedigendes.

Am 10. April ging der Angriff weiter. Er gewann aber nur in Richtung Armentières und unmittelbar oberhalb von Armentières über die Lys genügend Gelände. Die feindlichen Maschinengewehre gaben der Truppe weiterhin sehr viel zu schaffen; sie hätte häufig frischer zufassen müssen, wie mir ein Generalstabsoffizier meldete, der dorthin geschickt war. Oft hielt sie sich aber auch zu lange bei der Suche nach Proviant auf.

Am 11. April wurde Armentières genommen. In Richtung Bailleul ging es besser voran; auch Merville fiel. Am Tage vorher war bereits die 4. Armee nördlich der 6. mit ihrem linken Flügel angetreten und hatte Messines, das im Vorjahre am 7. Juni verloren gegangen war, wiedergenommen.

Ziel für den weiteren Angriff der 4. und 6. Armee war das Höhengelände, das die Lys-Ebene im Norden abschließt. Wir hatten es im Herbst 1914 leider nicht behaupten können. Es beginnt mit dem Kemmel, der weit nach Osten in das Land hineinsieht, und endigt bei Cassel. Der Besitz dieser Höhen mußte die Räumung der nördlich davon gelegenen Yser-Stellung zur Folge haben.

Nach dem 12. April ließ die Stoßkraft der 6. Armee nach, während die 4. Armee nach und nach weiter Gelände eroberte. Die Wegnahme des Kemmel am 25. bedeutete den Höhepunkt der Kampftätigkeit. Es trafen immer mehr französische Divisionen vor der 4. Armee ein. Weitere Angriffe waren nicht mehr aussichtsreich. Südlich des Kemmel war noch Bailleul gefallen, weiter nach Süden jedoch die 6. Armee nicht mehr vorwärtsgekommen.

Unter dem Eindruck der Schlacht vom 21. März war General Foch zum Oberbefehlshaber der Entente ernannt worden. Seine Versuche, uns den Kemmel wieder zu entreißen, hatten keinen Erfolg. In Anbetracht der wachsenden Stärke des Feindes stellte aber die O.H.L. den Angriff ein.

Ende April hatte die am 21. März begonnene Offensive ihren Abschluß erreicht. Versuche, unsere Stellung hier und da zu verbessern, und Gegenangriffe des Feindes verlängerten die Kämpfe indes bis in den Mai hinein. Brennpunkte waren hierbei die Gegend des Kemmel und Bailleul, Albert sowie das Gelände südlich der Somme bis zum Luce-Bach.

Wir hatten große Erfolge errungen, das darf unter dem Druck der später eingetretenen Ereignisse nicht vergessen werden. Wir hatten die englische Armee geschlagen. Nur wenige britische Divisionen waren noch unberührt. Von den 59 englischen Divisionen waren 53, und von diesen 25 mehrmals, in

den Kämpfen eingesetzt gewesen. Die Franzosen hatten beinahe mit der Hälfte ihrer Divisionen teilnehmen müssen.

Das Einstellen der Angriffe war naturgemäß von weitestgehender Bedeutung. Mit uns kräftigte sich auch der Feind. Unsere Verluste machten sich bei dem Mangel an Ersatz fühlbar. Ich wandte mich im April von neuem an das Kriegsministerium mit dem Ersuchen, schärfer mit dem Herausnehmen der Reklamierten aus der Kriegsindustrie vorzugehen.

Unsere Truppen hatten sich gut geschlagen; allerdings hatten einige Divisionen in der Lys-Ebene ersichtlich Angriffsfreudigkeit vermissen lassen. Dies gab zu denken. Auch bot das Verweilen der Truppen an vorgefundenen Vorräten, auch das Zurückhalten einzelner zum Durchsuchen der Häuser und Gehöfte nach Lebensmitteln zu schweren Bedenken Veranlassung. Das waren Zeichen mangelhafter Mannszucht. Ebenso ernst war es, daß sowohl unsere jungen Kompagnieführer wie auch ältere Offiziere sich nicht stark genug fühlten, dagegen einzuschreiten und die Autorität zu erzwingen, die sie befähigt hätte, die Truppe ohne Aufenthalt weiterzuführen. Das Fehlen unseres alten Friedensoffizierkorps machte sich überaus empfindlich fühlbar. Es war der Träger der sittlichen Kräfte des Heeres gewesen. In der ersten Hälfte des Krieges hatte der Reichstag zudem die Strafgesetze gemildert. Den für die Erhaltung der Mannszucht verantwortlichen Führern wurde das wirksamste Strafmittel entzogen: Die Verbüßung des strengen Arrestes durch Anbinden. Diese Strafe war gewiß ungemein schwer, ihre Vollstreckung durfte auch nicht in der Hand der jugendlichen, unerfahrenen Kompagnieführer liegen, aber sie ganz abzuschaffen war verderblich. Mag damals die Milderung am Platze gewesen sein, jetzt erwies sie sich als verhängnisvoll; auch die häufig stattfindenden Amnestieerlasse beeinflußten die Mannschaften ungünstig. Die Entente hat mit ihren erheblich schärferen Strafen jedenfalls mehr erreicht als wir. Diese historische Wahrheit steht fest.

Noch andere Mißstände für die Rechtspflege hatte der lange Krieg gezeitigt. So hatte unter den Richtern eine weiche Auffassung über militärische Vergehen Platz gegriffen, die häufig unverständlich war. Hierbei wirkte mit, daß die Fälle, die an der Front vorgekommen waren, nicht unmittelbar nach der Tat vom Truppenteil abgeurteilt wurden, sondern weiter hinten unter ganz anderen Verhältnissen und nach einer gewissen Zeitspanne.

Aus vielen Gesprächen, die ich in diesen Tagen gelegentlich von Übungen mit Offizieren aller Grade führte, entnahm ich wiederum die bekannten Klagen über die müde und unzufriedene Stimmung, die aus der Heimat in das Heer käme. Die Urlauber wären verhetzt, und der neu eintreffende Ersatz wirke schädlich auf die Mannszucht. Die Kriegsfähigkeit des Heeres litte darunter.

Über den Geist der Heimat sprach ich immer wieder mit den hierfür in Betracht kommenden Stellen. In diesen Tagen wurde mir das erste Mal entgegengehalten, daß auch aus dem Heere Mißmut und Kampfesmüdigkeit zurückkämen. Man schien hierüber erstaunt zu sein; schließlich mußte es aber einmal so aus dem Heere herausschallen, wie dauernd aus der Heimat hineingerufen wurde. Trug doch das Frontheer in allen seinen Teilen Schweres — unendlich Schwereres als je die Heimat. Der Mann, der verbittert und verhetzt von Haus in das Heer kam und hier viel ertragen mußte, konnte nicht anders als daheim mißmuterregend wirken. Die Masse des Heeres war aber trotz der zersetzenden Einflüsse der Heimat, trotz Sinkens der Mannszucht siegfreudig.

Es war stets mein Glaubenssatz, daß Volk und Heer nur einen Körper und eine Seele haben, daß das Heer auf die Dauer nicht gesund bleiben kann, wenn das Land erkrankt. Bedenkliche Erscheinungen beim Feldheer kamen nach wie vor nur vereinzelt zu meiner Kenntnis. Es war in seiner Gesamtheit noch in Zucht und Ordnung und hatte doch den Feind geschlagen. Ich hoffte, daß das Pflichtgefühl und der Siegeswille des Heeres noch stark genug seien, die vielen ungünstigen Einflüsse zu überwinden.

Im weiteren operativen Handeln war keine Zeit zu verlieren. Die Initiative, die wir an der Westfront an uns gerissen hatten, mußten wir beibehalten und dem ersten großen Schlage einen zweiten sobald wie nur irgend möglich folgen lassen.

Das Verschieben der gewaltigen Angriffsmittel, die Munitionsversorgung und -stapelung, das Zusammenziehen der Divisionen, nicht zum mindesten auch das Verwerten der Kampferfahrungen des vorhergegangenen Angriffs und vieles andere mehr kosteten Zeit. Das war nachteilig, aber bei den tatsächlich zur Verfügung stehenden Streitkräften nicht zu ändern.

Die Fortsetzung des Angriffs bei Ypern und Bailleul gegen die englische Armee war an und für sich die günstigste Operation, aber dort standen jetzt wieder so starke feindliche Kräfte, daß sie auch mit ausgeruhten Truppen nicht möglich war. Weiter südlich lagen die Verhältnisse ähnlich. Schwach war der Feind vor der 7. und 1. Armee. Er hatte von hier Kräfte nach Ypern gefahren und auch abgekämpfte englische Divisionen eingesetzt. Die starken feindlichen Höhenstellungen erschienen allerdings schwer angreifbar. Hatte aber die eigene Artillerie vorher gründlich gewirkt, dann waren schließlich nur die Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz bekam schon Ende April den Auftrag, einen Entwurf für einen Angriff zwischen Pinon und Reims vorzulegen.

Im Laufe der Besprechungen wurde folgendes beschlossen und als ausführbar festgestellt:

1. Angriff der 7. und 1. Armee aus der Linie Anizy südwestlich Laon — südlich Berry au Bac in Richtung Soissons—Fismes—Reims;
2. Verlängerung der Angriffe nach rechts über die Ailette nach der Oise zu und nach links bis nach Reims hin;
3. Angriff der 18. Armee westlich der Oise, mit Schwerpunkt in der Richtung Compiègne.

Ein gleichzeitiger Angriff auf so breiter Front war nicht möglich, da ein Teil unserer Artillerie, die wir für die Schlacht am 21. März eingesetzt hatten, bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zur Abwehr bleiben mußte.

Wie weit uns der Vorstoß führen würde, war nicht zu übersehen. Ich hoffte, daß er einen Kräfteverbrauch des Feindes zeitigen werde, der dann die Fortsetzung des Angriffs in Flandern gestatten würde.

Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht sollte in reiner Abwehr verharren und sich kräftigen, indessen aber doch Angriffsvorbereitungen in Flandern und zur Ablenkung längs ihrer ganzen Front treffen.

Auch an den anderen Teilen der Westfront, die nicht für den Angriff in Aussicht genommen waren, sollten Angriffsarbeiten weitergeführt werden.

Während der großen Ereignisse im Westen hatte die Ruhe an der italienischen und mazedonischen Front angehalten. Diese Fronten waren nichts

anderes als eine Verlängerung unserer Westfront und bildeten unseren Flankenschutz, die mazedonische zugleich den Österreich-Ungarns.

Die Lage der k. u. k. Armee in Italien hatte sich insofern gebessert, als mehrere hunderttausend Kriegsgefangene aus Rußland zurückgekehrt waren. Die Armee war dadurch gekräftigt worden und fühlte sich gegen die Italiener angriffsfähig. General v. Arz hatte k. u. k. Offiziere zu unseren Westangriffen entsandt und war über die taktischen Erfahrungen dauernd auf dem laufenden. Er beabsichtigte, in der ersten Junihälfte offensiv zu werden, also bald nach unserem Angriff auf den Chemin des Dames. Es handelte sich mithin Ende Mai, Anfang Juni um eine gemeinsame große Anstrengung gegen die Entente.

An der mazedonischen Front herrschte auch weiterhin Ruhe. Die bulgarische Armee hatte Zeit, sich zu erholen und auszubilden. Es war aber nicht zu verkennen, daß sich der Geist seit etwa März infolge ungünstiger Verpflegungs- und Bekleidungsverhältnisse zusehends verschlechterte. Die Mißstimmung gegen Deutschland wurde von der feindlichen Propaganda und von ententefreundlichen Bulgaren geschickt geschürt. Fälle von Meutereien zeigten, wie weit der Zersetzungsprozeß gekommen war.

An der Palästinafront hatte der Engländer Ende März über den Jordan, hart nördlich des Toten Meeres, angegriffen, mit deutlichem Bestreben, die linke Flanke der dort stehenden türkischen Heeresgruppe zu umfassen und sie von der Bahn nach Damaskus abzudrängen. Der Angriff der englischen Truppen gewann zunächst Boden, er endigte dann aber mit einer Niederlage. Ende April wiederholte ihn der Engländer wieder mit dem gleichen Mißerfolg. Seine Weiterführung stand nach Ablauf der jetzt beginnenden heißen Jahreszeit zu erwarten. In Mesopotamien schoben sich englische Truppen weiter gegen Mosul vor und setzten sich auch anstelle der auseinanderlaufenden russischen Truppen in Nordpersien fest.

In Armenien hatten die Türken Ende Februar den Vormarsch begonnen. Sie hatten Ende März ihr Gebiet von den Russen gesäubert und Ende April das ihnen in dem Brester Frieden zuerkannte Gebiet von Kars und Batum besetzt. Hierbei gedachten sie nicht stehen zu bleiben, sondern weiteren Einfluß im Kaukasusgebiet zu gewinnen.

An und für sich konnte ich türkischen Maßnahmen zustimmen, die der Kriegführung in ihrer Gesamtheit zugute kamen. Sie durften aber nicht die Türkei von ihrer eigentlichen kriegerischen Aufgabe ablenken oder uns die Rohstoffversorgung aus dem Kaukasus erschweren, von der wir eine sehr wesentliche Erleichterung erwarteten. Die Aufgabe Envers war der Kampf gegen England, und zwar zuerst an der Palästinafront. Hierauf wies ich ihn in deutlichen Telegrammen immer wieder hin. Jetzt bot sich auch Gelegenheit, die Engländer in Nordpersien zu treffen. Hier konnten die Türken den Engländern überlegen sein. Enver und die türkische Regierung dachten aber weniger an den Krieg gegen England, als an ihre panislamitischen Ziele im Kaukasus.

In der Ukraine hatten die deutschen Truppen nach der Einnahme von Kiew am 1. März ihre Vorwärtsbewegung verlangsamt. Odessa war am 12. März nach leichtem Kampf gefallen. Deutsche Truppen, die nach dem Vorfriedensschluß mit Rumänien am 7. März durch die Moldau anmarschiert waren, hatten dabei mitgewirkt. Es kam für die O.H.L. in der Folge darauf an, die Ziele festzuhalten, die den Einmarsch in die Ukraine veranlaßt hatten, und nur so weit zu gehen, als dieser Zweck es erforderlich machte.

Die Ukraine hatte uns gerufen. Wir, noch mehr Österreich und die k. u. k. Armee, brauchten ukrainisches Getreide; das Land durfte daher nicht dem Bolschewismus verfallen und ihm neue Kraft zuführen. Wir mußten es so stärken, daß es uns nutzen konnte.

Die Besetzung des weiten Gebietes hatte von neuem an vielen Orten zu Zusammenstößen mit bolschewistischen Banden und Truppen geführt. Sie wurden in den meisten Fällen mühelos vertrieben. Nach Einstellung der Bewegung hatte der Oberbefehlshaber Ost mit der Sowjetregierung eine Demarkationslinie vereinbart. Es war bezeichnend für die Sowjetregierung, wie oft sie unsere Truppen beschuldigte, diese Linie nicht eingehalten zu haben, während vom Oberbefehlshaber Ost Meldungen vorlagen, daß bolschewistische Banden in das von uns zu schützende Gebiet eingefallen wären. Leider schien das Auswärtige Amt den bolschewistischen Lügen mehr Glauben zu schenken als unseren Angaben.

Den deutschen militärischen und zivilen Behörden war ein weites Feld der Tätigkeit gegeben. Ich verfolgte mit Spannung alles, da die O.H.L. am Ergebnis am meisten interessiert war. Generalfeldmarschall v. Eichhorn hatte die Heeresgruppe in Kiew übernommen. Vertreter der Regierung war Botschafter v. Mumm. Das Aufbringen der Vorräte lag in den Händen des Reichswirtschaftsamtes. Unklarer und vielköpfiger konnte die ganze Organisation gar nicht erdacht werden. Es lag dies allein in der unglücklichen Stellungnahme Berlins gegen den „Militarismus" wie an dem dort herrschenden Bureaukratismus mit seiner schematischen Arbeitsweise.

Wie zu erwarten war, hatte sich die junge ukrainische Regierung unfähig erwiesen, dem Lande Ruhe zu geben und uns Getreide zu liefern. Diese Regierung verschwand von der Bildfläche. Der Hetman Skoropadski übernahm die Leitung. Mit ihm ließ sich gut arbeiten.

Es wurde auch mit der Bildung neuer ukrainischer Formationen begonnen. Dies erforderte naturgemäß Zeit und brachte der Kriegführung noch keine unmittelbare Entlastung. Die deutschen Truppen, die in der Ukraine waren, wurden von der Heeresgruppe dringend für den Schutz gegen die Bolschewisten und die Sicherstellung der wirtschaftlichen Ausnutzung des Landes gebraucht. Sie klagte, so oft wir sie schwächen wollten, sie wäre nicht stark genug.

Das Reichswirtschaftsamt verfolgte in der Ukraine eine den Ereignissen vorgreifende Friedenspolitik; dagegen war nichts zu sagen, wenn eine engbegrenzte Kriegswirtschaftspolitik, um die ich bat, zu ihrem Recht kam.

Die Hoffnung, daß wir in dem Getreide der Ukraine ein wirtschaftliches Machtmittel in die Hand bekämen, das unsere Lage den Neutralen gegenüber verbessern und uns weitere wirtschaftliche Erleichterungen verschaffen würde, die für unsere Kriegsfähigkeit so wichtig waren, mußte bald begraben werden.

Die aus der Ukraine bezogenen Verpflegungsmittel, in Verbindung mit unserer Aushilfe, haben zwar Österreich und die k. u. k. Armee vor dem Verhungern gerettet. Damit war nur das Dringendste geleistet. Wir erhielten aber für unser Land an Brotgetreide und Futtermitteln nicht das, dessen wir so überaus nötig zur Belebung der gesunkenen Kräfte der Heimat bedurften. Immerhin hat die Ukraine auch Deutschland geholfen. Sie hat uns im Sommer 1918 Fleisch geliefert. Wir brauchten nicht noch tiefer in unsere eigenen Viehbestände und in die der besetzten Gebiete einzugreifen. Das Heer erhielt

Pferde in großen Mengen. Ohne sie wäre jede Kriegführung ausgeschlossen gewesen. Hätte Deutschland diese Pferde aufbringen müssen, so wäre die heimische Landwirtschaft wiederum schwer getroffen worden. Auch Rohstoffe aller Art bekamen wir aus der Ukraine.

An der Front des Oberbefehlshabers Ost gegen Großrußland vom Pripjet bis zum Finnischen Meerbusen hatten sich die Verhältnisse seit dem 3. März nicht geändert.

Finnland hatte sich erhoben. Es brauchte dringend unmittelbare Hilfe. Waffenlieferung allein genügte nicht. Die Sowjetregierung machte keine Anstalten, ihre Truppen aus Finnland zurückzuziehen. Ihre Unterstützung durch England rückte näher.

Um die Bildung einer neuen Ostfront zu verhindern und sich militärisch zu stärken, entsprach Deutschland der Bitte Finnlands um Truppenhilfe. Auch General v. Mannerheim trat für eine Entsendung deutscher Truppen ein. Er wollte sie nicht zu früh und nicht zu stark haben, damit seine Finnen auch noch zu kämpfen hätten und Selbstvertrauen gewännen. Das waren richtige militärische Gedanken.

Aus 3 Jägerbataillonen und 3 Kavallerieschützen-Regimentern sowie einigen Batterien war unter General Graf v. der Goltz die Ostsee-Division in Danzig formiert worden. Sie landete Anfang April bei Hangö, während General v. Mannerheim mit der finnischen weißen Garde, zum Teil von uns bewaffnet, nordwestlich Tammerfors mit dem Rücken gegen Wasa stand und über Tammerfors vordrückte. Die Ostsee-Division trat sogleich nach Nordosten in Richtung Tavastehus an. Im Verein mit der Flotte besetzte sie Helsingfors am 13. April mit geringen Kräften; der Oberbefehlshaber Ost landete eine schwache Abteilung östlich Helsingfors. Diese begann von hier den Vormarsch in nördlicher Richtung, um den bei Tavastehus stehenden roten Garden bei Lahti den Rückzug unmittelbar zu verlegen. Im konzentrischen Angriff gelang es, sie nach schweren Kämpfen Ende April vollständig einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen. Finnland war damit frei.

Wiborg war inzwischen von Norden her von der weißen Garde besetzt worden; das war eine strategisch richtige Tat; wie sie sich ausgewertet hätte, falls nicht die Entscheidung weiter westlich fiel, war bei der Kampfkraft der gegnerischen Streitkräfte und der Unterstützung der Bolschewisten aus Rußland nicht zu übersehen. Der taktische Sieg, die schnelle Befreiung Finnlands sind auf dem Schlachtfelde von Lahti-Tavastehus durch das gute Zusammenwirken deutscher und finnischer Truppen erzielt worden. Die Operation war damit beendet.

Wir hatten jetzt in Narwa und Wiborg Stellungen inne, die uns jederzeit einen Vormarsch auf Petersburg gestatteten, um dort die Bolschewistenherrschaft zu stürzen oder ein Festsetzen Englands von der Murmanküste her zu verhindern. Ein ernstliches Unternehmen Englands auf Petersburg war nicht mehr möglich. Die Abzweigung der schwachen Ostsee-Division hatte sich bezahlt gemacht. Wenn wir später in Finnland nicht mehr erreichten, als es tatsächlich der Fall war, so lag die Schuld in der Hauptsache an unserer immer schwankenden Politik. Ihre Halbheit machte sich leider auch hier bemerkbar. Sie faßte keinen Entschluß, wurde so auch in Finnland niemands Freund und stieß die treuen Anhänger Deutschlands vor den Kopf.

Unter den gewaltigen Ereignissen dieses Weltkrieges sind die Ukraine

und Finnland scheinbar nur Episoden. Militärisch boten aber beide Länder das, was von ihnen erwartet wurde. Die Bildung einer neuen Ostfront war verhindert, jedenfalls auf lange Zeit hinausgeschoben. Die Blockade hatten wir im Osten durchbrochen, unser Leben schien dadurch gestärkt werden zu können. Die Stellung der Sowjetregierung war stark erschüttert, ihr Bestand ernstlich bedroht.

Als Ende Mai der deutsche Angriff an der Westfront fortgesetzt wurde, dem in der ersten Junihälfte ein österreichisch-ungarischer in Italien folgen sollte, war die Lage an allen Fronten in Ordnung; ein besonderes Gefahrsmoment schien nur die Palästinafront zu bieten.

Der zweite große deutsche Angriff in Frankreich und der Angriff der k. u. k. Armee in Italien fanden im wesentlichen plangemäß statt.

Mitte Mai begann das Zusammenziehen der Truppen zum Durchbruch über den Chemin des Dames. Die Vorarbeiten waren rechtzeitig beendet. Der Artillerieeinsatz wurde nach den Vorschlägen des Oberst Bruchmüller geregelt, die auch für die artilleristische Feuervorbereitung maßgebend waren.

Ich fuhr häufiger zu den beteiligten Armee-Oberkommandos und gewann die besten Eindrücke.

Am 27. Mai begann der Angriff zwischen Vauxaillon und Sapigneul. Er hatte wiederum einen glänzenden Erfolg. Ich hatte geglaubt, es würde uns nur gelingen, die Gegend von Soissons und Fismes zu erreichen. Diese Ziele waren bereits am zweiten und dritten Tag stellenweise weit überschritten. Wir hatten namentlich über Fismes, weniger über Soissons Gelände gewonnen. Es war tief bedauerlich, daß von einer Kommandobehörde die Gunst der Lage bei Soissons nicht erkannt wurde. Wir stießen hier nicht so tatkräftig wie bei Fismes vor, obschon es möglich gewesen wäre. Sonst hätte sich unsere Lage nicht nur westlich Soissons, sondern auf der ganzen Angriffsfront erheblich günstiger gestaltet. Es wäre mehr als fraglich gewesen, ob sich der Franzose zwischen Aisne und Oise noch weiter gehalten hätte. Hier war wieder ein Fall, wo in kurzen Augenblicken vieles erreicht werden konnte, aber auch vieles unterlassen wurde. Die oberste Führung sitzt und sinnt und kann alles vorbereiten, die Ausführung selbst liegt nicht mehr in ihrer Hand. Sie muß auf dem Schlachtfelde mit vollendeten Tatsachen vorlieb nehmen.

Die 7. Armee stieß mit der Mitte in südlicher Richtung bis zur Marne vor. Ihr linker Flügel und der rechte der 1. Armee, der den Angriff nach Reims zu, wie beabsichtigt, links verlängert hatte, drangen zwischen Marne und Vesle gegen den Reimser Bergwald vor und trafen hier bald auf nicht mehr überwindbaren Widerstand. Der rechte Flügel der 7. Armee gewann zwischen Aisne und Marne südwestlich Soissons und bis zum Ostrand des Waldes von Villers-Cotterêts Gelände und nahm Château Thierry. General Foch zog starke Reserven südwestlich Reims und gegen Soissons zu vergeblichen Gegenangriffen zusammen, die sich später bis Château Thierry ausdehnten.

Wir stellten Anfang Juni unser Vorgehen ein. Nur zwischen der Aisne und dem Walde von Villers-Cotterêts, südwestlich Soissons, beabsichtigte die O.H.L. noch weiter anzugreifen. Wir wollten in Rücksicht auf die östlich Soissons aus dem Aisne- in das Vesletal führende Bahn mehr Gelände nach Westen zu gewinnen und den Angriff der 18. Armee über die Linie Montdidier—Noyon taktisch unterstützen.

Unsere Truppen blieben in Angriff und Verteidigung trotz einiger unvermeidlicher, vorübergehender Krisen Herren der Lage. Sie zeigten sich den Franzosen und Engländern auch da überlegen, wo diese mit Tanks arbeiteten. Bei Château Thierry hatten Amerikaner, die schon lange in Frankreich waren, tapfer, aber nicht gut geführt, in dichten Massen unsere nur dünn besetzten Fronten erfolglos angegriffen. Auch hier blieb unserem Mann das Gefühl, der Stärkere zu sein. Unsere Taktik hatte sich nach jeder Richtung hin bewährt, unsere Verluste waren gegenüber den feindlichen und der hohen Gefangenenzahl überaus gering, wenn auch an und für sich schmerzlich. Das Einstellen des Angriffs war wiederum nicht überall rechtzeitig erfolgt. Es wurde hier und da noch angegriffen, wo die Abwehr schon am Platze gewesen wäre. Die Truppen hatten bis auf wenige Ausnahmen überall eine gute Haltung und Ausdauer gezeigt.

Im ganzen war der Eindruck ein sehr günstiger gewesen. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte im Angriff einen großen taktischen Sieg errungen. Der Feind war zu stärkerem Einsatz seiner Reserven gezwungen, als wir selbst an Truppen verbraucht hatten. Paris stand unter dem Eindruck der französischen Niederlage, und starke Massen wanderten ab. In der Kammersitzung Anfang Juni, auf die ich gespannt sah, zeigte sich allerdings keine Anwandlung von Schwäche. Clemenceau sprach stolze, vorbildlich starke Worte: „Wir weichen jetzt zurück, aber wir werden uns niemals ergeben" und: „Wir werden den Sieg erringen, wenn die öffentlichen Gewalten auf ihrer Höhe sind." „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris." „Denken wir daran, was das Schicksal von Thiers und Gambetta war; ich sehne mich nicht nach der schweren und undankbaren Rolle von Thiers."

Auch nach dieser zweiten großen Niederlage des Jahres war die Entente noch nicht friedenswillig.

Strategisch ungünstig war es für uns, daß wir Reims nicht zu nehmen und hier unsere Armeen weiter in das Berggelände hinein vorzuschieben vermocht hatten. Die Versorgung der Mitte der 7. Armee blieb daher allein auf die Vollbahn angewiesen, die aus dem Aisnetal östlich Soissons in das Vesletal tritt. Um den Betrieb von Zufälligkeiten unabhängig zu machen, wurde der Bau einer zweiten weiter östlich gelegenen Kurve zwischen beiden Tälern angeordnet. Andere Vollbahnstrecken konnten südlich der Aisne wegen zu großer Geländeschwierigkeiten nicht ausgeführt werden. Von Laon ging noch eine Vollbahn über Anizy unmittelbar nach Soissons. Der Tunnel nördlich der Stadt zwischen dem Ailette- und Aisnetal, der gesprengt war, mußte wiederhergestellt werden. Gegen den linken Flügel der 7. und den rechten der 1. Armee führten eine Bahn mit 1 m Spurweite und Feldbahnen, deren Ausnutzung sehr erleichternd wirkte. Die Bahnen waren erst über die beiden Stellungssysteme hinweg mit den in unserem Betriebe befindlichen zu verbinden. Die ungünstigen Eisenbahnverhältnisse führten zu einer starken Beanspruchung der Lastkraftwagenkolonnen; unsere Betriebsstofflage wurde dadurch ernst.

Bereits am 1. Juni war der Angriff, unserer Absicht entsprechend, nach Westen bis zur Einmündung der Ailette in die Oise verlängert worden. Die Verschiebung der hierzu nötigen artilleristischen Angriffsmittel war glatt verlaufen. Der Kampf selbst drang bis in das Stellungssystem hinein vor, das wir bei der Alberichbewegung im März 1917 aufgegeben hatten.

Für den 7. Juni war der Angriff bei der 18. Armee zwischen Montdidier und Noyon in Aussicht genommen, die 7. Armee hatte gleichzeitig südwestlich Soissons anzugreifen. Bei einer Besprechung im Hauptquartier der 18. Armee Anfang Juni gewann ich die Überzeugung, daß ihre artilleristischen Vorbereitungen nicht rechtzeitig beendet sein würden. Der Angriff wurde deshalb auf den 9. Juni verschoben. Das war nachteilig, weil er dadurch immer mehr aus dem taktischen Zusammenhang mit der gewaltigen Kampfhandlung zwischen Aisne und Marne kam, für die eine örtliche Unternehmung südwestlich Soissons kein vollgültiger Ersatz sein konnte. Dem Feinde wurde das Verschieben seiner Reserven erleichtert. Trotz dieser Bedenken nahm ich den späteren Zeitpunkt in den Kauf, da ich auf die gründliche Vorbereitung des Angriffs in Rücksicht auf sein Gelingen und die Verluste den entscheidenden Wert legen mußte.

Der Angriff der 18. Armee begann am 9., er führte auf dem rechten Flügel gegen Méry, auf dem linken gegen sehr starke Höhenstellungen hart westlich der Oise. Der Verteidiger war diesmal vorbereitet, trotzdem drang aber unsere Infanterie durch das gesamte feindliche Stellungssystem durch und noch darüber hinaus, teilweise bis an die Aronde, vor.

Schon am 11. setzten, vor allem auf unserem rechten Flügel gegen Méry, sehr heftige feindliche Gegenstöße ein, die auch etwas Gelände gewannen. Sie hielten am 12. und 13. ergebnislos an. Die starke Truppenansammlung des Gegners, die damit verbunden war, veranlaßte die O.H.L., zur Vermeidung von Verlusten schon am 11. der 18. Armee die Einstellung des Angriffs zu befehlen. Es war klar zu übersehen, daß der inzwischen bei der 7. Armee südwestlich Soissons begonnene Angriff nicht durchdringen würde.

Der Kampf der 18. Armee hatte unsere strategische Lage, wie sie sich durch den Angriff der 7. Armee herausgebildet hatte, nicht geändert, besondere taktische Erfahrungen auch nicht gezeitigt.

Mitte Juni trat auf der ganzen neuen Front der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Ruhe ein. Nur zwischen Aisne und dem Walde von Villers-Cotterêts herrschte Spannung, die sich zuweilen in örtlichen Kämpfen löste. Auch beiderseits der Ardre zwischen Marne und Reims hielt eine gewisse Unruhe an. Das eroberte Gebiet brachte uns reiche Hilfsmittel und erleichterte unsere Verpflegungslage.

Der Angriff der k. u. k. Armee in Italien begann am 11. Juni. Er brachte trotz örtlicher Erfolge keinen Gewinn. Nach wenigen Tagen mußte sich General v. Arz entschließen, die Truppen, die über den Piave vorgedrungen waren, wieder hinter den Fluß zurückzunehmen. Die k. u. k. Truppen hatten sich nach Meldungen, die ich aus Baden erhielt, gut geschlagen. Welche Ursachen dahin geführt haben, daß der k. u. k. Armee kein Erfolg beschieden war, vermag ich nicht zu übersehen.

Der Fehlschlag war für mich ein tief schmerzliches Ereignis. Auf eine Entlastung der Westfront in Italien selbst konnte ich nicht mehr hoffen.

Ich schlug nunmehr dem verbündeten Armee-Oberkommando sofort vor, alle verfügbaren Kräfte nach dem Westen abzugeben. General v. Arz stimmte zu. Er hatte in dieser Frage wohl mit seinem kaiserlichen Herrn zu kämpfen, der solchen Entsendungen abhold war. Die Verstärkung, die Österreich-Ungarn der Westfront brachte, belief sich nach langem Drängen auf vier Divisionen. Im Juli kamen zunächst nur zwei. Sie galten zwar als anerkannt gut, aber

ihr Zustand, namentlich ihre Munitionsversorgung, war kläglich. Sie brauchten mehrwöchige Ausbildung, bis sie zum Einsatz im Stellungskrieg an der Westfront befähigt waren. Ende August und Anfang September folgten die beiden nächsten.

An der Westfront hatte das deutsche Heer demnach wie bisher ohne wesentliche Hilfe den Kampf mit dem weiterzuführen, was die O.H.L. zusammenbrachte und was ihm die Heimat gab.

Auf den übrigen Teilen der verbündeten Fronten in Europa war es zu keiner wesentlichen Kampftätigkeit gekommen.

An der Ostfront hatte sich die Lage nicht geändert.

Die Gesamtstreitkräfte, die die Vereinigten Staaten in den Monaten April, Mai und Juni nach Frankreich herüber gesandt hatten, wurden nach den vorliegenden Nachrichten auf etwa 15 Divisionen angenommen. Zur Zeit konnten im ganzen etwa 20 amerikanische Divisionen in Frankreich sein. Das war mehr, als ich für möglich gehalten hatte. Die Überlegenheit, die wir im März der Divisionszahl nach besaßen, war damit ausgeglichen. Die Kopfstärken hatten sich um so schärfer zu unseren Ungunsten verschoben, als die amerikanischen Divisionen aus zwölf starken Bataillonen bestanden. Da, wo wir aber bisher mit den schon längere Zeit in Frankreich befindlichen Divisionen gefochten hatten, waren wir auch in zahlenmäßiger Unterlegenheit Herren der Lage geblieben. Es war nicht anzunehmen, daß die schnell eintreffenden Neuformationen mit geringerer Ausbildung besser kämpfen würden als die alten Divisionen. Kein Feind ist zu unterschätzen, er soll aber auch nicht überschätzt werden. Wie hätten wir sonst die Russen 1914 angreifen und schlagen können! So lange unsere Truppe ihren inneren Gehalt behielt, würde sie mit jedem Feinde fertig werden, auch mit den starken amerikanischen Divisionen, auch wenn deren Nerven weniger verbraucht waren als die der schon lange im Kampf stehenden Armeen. Es fiel aber schwer ins Gewicht, daß die neu eintreffenden amerikanischen Verstärkungen französische oder englische Verbände an ruhigen Fronten freimachen konnten. Hierin lag eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung; sie beleuchtet den Einfluß, den die Entsendung der Streitkräfte der Vereinigten Staaten auf den Ausgang des Krieges hatte. Amerika wurde damit kriegsentscheidende Macht.

General Foch hatte am 15. Juni seine Reserven stark verausgabt, es war keine Frage, daß die französische Armee überaus beansprucht war. Sie hatte aber im Frühsommer 1918 bisher nur wenige Bataillone aufgelöst. Frankreich zog die reichen Menschenreserven seines Kolonialreichs mehr als in früheren Jahren zum Kampf heran. Es war gewiß, daß es sich in der Operationspause, vor der wir wieder standen, neu kräftigen würde. Die englische Armee hatte seit Mitte Mai annähernd Ruhe, ihr Wiederaufbau mußte Fortschritte gemacht haben, doch war nicht anzunehmen, daß sie hierbei wesentlich schneller an Kraft gewann als die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, auch wenn ihre Lebensbedingungen besser waren. Die Tatsache indes, daß namentlich die Verpflegung der Entente-Armeen erheblich günstiger war als bei uns, muß voll eingeschätzt werden.

In der belgischen Armee hatte unsere Flamenpropaganda Fuß gefaßt. Es kamen häufiger Überläufer zu uns, aus deren Aussagen hervorging, daß die Stimmung der belgischen Armee gegen uns nachließ.

Unsere Armee hatte gelitten. Die Grippe griff überall stark um sich, ganz

besonders schwer wurde die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht betroffen. Es war für mich eine ernste Beschäftigung, jeden Morgen von den Chefs die großen Zahlen von Grippeausfällen zu hören und ihre Klagen über die Schwäche der Truppen, falls der Engländer nun doch angriffe. Er war jedoch noch nicht so weit. Auch die Grippefälle vergingen. Bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz waren die Truppen durch die Kämpfe natürlicherweise stark mitgenommen. Ersatz war soweit vorhanden, daß ich hoffen konnte, die Bataillone mit wenigen Ausnahmen in der Zeit der Ruhe wieder auf einen Bestand zu bringen, der dem französischen voll entsprach.

Die Bataillonsstärken waren geringer geworden, aber immerhin derartig, daß wir noch einen Schlag führen konnten, um den Feind friedenswillig zu machen; ein anderes Mittel gab es dazu nicht.

Die O.H.L. beabsichtigte auch jetzt wieder, den Feind da anzugreifen, wo er schwach war. Sie nahm daher für Mitte Juli einen Angriff beiderseits Reims in Aussicht, durch den zugleich die rückwärtigen Verbindungen der 7. Armee zwischen Aisne und Marne verbessert werden sollten. Aus diesem Vorgehen heraus wollten wir die Artillerie-, Minenwerfer- und Fliegerformationen an die Flandernfront werfen, um dann hier womöglich 14 Tage später zu schlagen. Es bestand die Hoffnung auf entscheidende Schwächung des Feindes in Flandern, wenn der Schlag bei Reims gelang.

Der Angriff bei Reims hatte eine gesunde Grundlage. Wir traten an ihn heran mit der festen Überzeugung, daß er gelingen müsse. Das Heer hatte sich in den letzten Schlachten der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz so gut geschlagen, wie bei seinem Milizcharakter nur erhofft werden konnte. Die Truppen hatten sich, worauf es im wesentlichen ankam, dem Feinde überlegen gezeigt, wenn sie ihrer Eigenart und ihrem inneren Gehalt entsprechend richtig verwendet wurden.

Jetzt mehrten sich die Nachrichten aus dem Heere über den ungünstigen Einfluß der Stimmung in der Heimat auf die Front und auch aus der Heimat über die schlechte Stimmung des Heeres. Die Armee klagte auch über die feindliche Propaganda. Sie wurde buchstäblich mit feindlichen Propagandaschriften überschwemmt, deren überaus ernste Gefahr klar erkannt war. Die O.H.L. setzte Prämien für ihre Abgabe aus; daß sie aber vorher das Herz unserer Soldaten vergifteten, war nicht zu verhindern. Die feindliche Propaganda konnte indes wirklich entscheidend leider nur mit Hilfe der Regierung bekämpft werden. Der vaterländische Unterricht allein genügte dazu nicht.

Eine erhebliche Verschlechterung der Psyche des Heeres trat dadurch ein, daß aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Soldaten nach längerem Urlaub wieder eingestellt wurden. Sie brachten teilweise schlechten Geist mit; zunächst weigerten sie sich, überhaupt wieder hinauszugehen, sie glaubten, nicht mehr kämpfen zu brauchen, wie die von England und Frankreich ausgetauschten Kriegsgefangenen. In Graudenz war es zu sehr ernsten Auftritten gekommen.

Es stürmte jetzt sehr vieles auf den Geist der Truppen im Westen ein, die durch die Grippe geschwächt und durch einförmige Nahrung herabgestimmt waren. Durch die Vorräte, die wir bei unseren Angriffen gewonnen hatten, war die Verpflegung an einigen Stellen vorübergehend abwechslungsreicher

geworden, jetzt aber begann die Kartoffel zu fehlen, obschon die vorjährige Ernte in Deutschland besonders gut gewesen war.

Unter den bayerischen Truppen gewann der partikularistische Geist immer mehr die Oberhand. Die Wirkung der von der bayerischen Regierung stillschweigend zugelassenen Bestrebungen machte sich fühlbar, sie vergrößerten dadurch den Erfolg der feindlichen Propaganda. Die Hetze gegen den Kaiser und Kronprinzen, aber auch gegen das bayerische Königshaus trug ihre Frucht. Die bayerischen Truppen sahen den Krieg allmählich als einen rein preußischen an. Sie wurden von den Kommandostellen nicht mehr so gern eingesetzt wie in den früheren Jahren des Krieges.

Die Heimat stand vollständig unter dem Einfluß der gegnerischen Propaganda und der Reden der feindlichen Staatsmänner, deren Wirkung in erster Linie auf uns zugeschnitten war. Alle in der Reichstagsmehrheit vertretenen Parteien, mit Ausnahme des rechten Flügels des Zentrums, beteten andauernd die Schlagworte der feindlichen Propaganda nach und eilten mit ihren Vorschlägen für Versöhnung, Verständigung und Abrüstung nach wie vor der Weltordnung voraus. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in dessen Person sich diese ganze Weltanschauung verkörperte, sprach sich dahin aus, der Krieg könne nicht auf dem Schlachtfelde entschieden werden. Er gab damit freilich nur das wieder, was die meisten dachten. So wurde in dem Reichstage, in der Presse, an allen Orten zu unserem müden Volke und zum Soldaten gesprochen, von dem die O.H.L. für das Vaterland den Einsatz seines Lebens auf dem Schlachtfelde verlangen mußte. Konnten unter diesen Einflüssen weiche Naturen stark werden? War es zu erwarten, daß verwahrloste Jugendliche, die, in den letzten Jahren ohne elterliche Zucht im politischen Parteigetriebe und im Lebenstaumel aufgewachsen, sehr viel verdient hatten und nun nach kurzer Dienstzeit zur Truppe kamen, oder unruhig gesonnene Männer nach Ablauf ihrer Reklamation Soldaten würden, die für König und Vaterland hingebungsvoll kämpften? Lag nicht der Gedanke viel näher, daß sie alle nur an die Erhaltung ihres Lebens dächten?

Zu alledem kroch immer deutlicher, von der Unabhängigen Sozialdemokratie nur zu gern aufgenommen und verbreitet, der Bolschewismus heran, der sich inzwischen in Berlin offiziell einrichten durfte. Wir hatten davor gewarnt, Joffe nach Berlin kommen zu lassen, und, angeregt durch den Oberbefehlshaber Ost, vorgeschlagen, in irgendeiner Stadt des besetzten Gebiets mit ihm weiter zu verhandeln. Wir haben immer von neuem die zuständigen Stellen auf das revolutionäre Treiben der russischen Botschaft in Berlin mit ihrem überaus zahlreichen Personal, auf ihre Verbindung mit der Unabhängigen Sozialdemokratie sowie auf die revolutionäre Tätigkeit derselben aufmerksam gemacht. Es war nichts zu erreichen. Herr Joffe konnte, während der Bolschewismus sich Deutschland offiziell willfährig zeigte, die Kampffähigkeit des deutschen Volkes erschüttern, wie es der Entente allein trotz Blockade und Propaganda nie möglich gewesen wäre.

Er stellte zu diesem Zweck auch den Umsturzelementen in unserer Heimat reiche Mittel zur Verfügung. Der ganze Umfang seiner revolutionären Tätigkeit wurde naturgemäß erst später offensichtlich. In Magdeburg bekundete der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie, Vater:

„Seit dem 25. Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Wir haben unsere Leute, die zur Front gingen, zur Fahnenflucht

veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

Daneben ging die revolutionäre und bolschewistische Beeinflussung der Urlauber. In den Eisenbahnzügen wurde weitestgehende Propaganda getrieben. Die auf Urlaub fahrenden Soldaten wurden bewogen, nicht mehr zur Front zurückzukehren, die zur Front fahrenden wurden zum passiven Widerstand oder zur Fahnenflucht und Meuterei aufgefordert. Um die Monatswende Juni/Juli war vieles noch unsichtbar, aber in stillem, unaufhaltsamem Werden.

Ob linksbürgerlich, sozialistisch oder bolschewistisch gesonnen, gemeinsam war das Streben, die Autorität zu untergraben; schon jahrzehntelang war hieran gearbeitet worden. Jetzt, in der Not des Staates, trat das unverhohlen hervor. Ich will nicht davon sprechen, daß ehrgeizige Abgeordnete unserer schwachen Regierung nun noch den Rest von Ansehen nahmen, auch nicht davon, wie man sich von allen Seiten bemühte, meine Stellung und das Vertrauen zu mir zu erschüttern, weil man in mir die Stütze der Autorität sah; ich denke nur an die planmäßige Arbeit gegen den Offizier. Statt in dem Offizier den Träger der staatlichen Ordnung zu sehen, sahen viele in ihm allein den Vertreter des „Militarismus", ohne sich klar darüber zu sein, was eigentlich der Offizier mit den Beschwerden zu tun hatte, die sie glaubten führen zu sollen. Alles war so sinnlos. Das Offizierkorps hat bei uns nie Politik getrieben. Es rekrutierte sich aus allen Kreisen und aus allen Parteien; jeder konnte Offizier werden. Es war ja nach vielen Richtungen hin leider nicht mehr das alte Offizierkorps. An Mißständen waren fremde Elemente, das Sinken unserer Volksmoral und die Unerfahrenheit vieler Offiziere schuld, die nur deshalb so früh in ihre Stellungen gekommen waren, weil der Abgang an Offizieren auf blutiger Wahlstatt so außerordentlich hoch gewesen war. Es werden auch einmal dem gutgläubigen deutschen Volk die Augen aufgehen über diese Verhältnisse, aber zugleich über seinen Undank und sein eigenes schweres Verschulden gegen diesen Stand und damit gegen Heer und Vaterland und gegen sich selbst. Möge es dann die Schuldigen finden.

Damals häuften sich wie auf Geheiß die Klagen über den Offizierstand. Jeden Sonderfall, der mir über Unregelmäßigkeiten eines Offiziers mitgeteilt wurde, auch wenn es anonym geschah, habe ich eingehend untersuchen lassen. Die Stellung und das Leben der Offiziere wurden oft mit den Kommandobehörden besprochen. Unter dem Eindruck der dauernden Anklagen wandte sich der Generalfeldmarschall auch an alle Offiziere. Das Offizierkorps hat den Krieg an seiner Ehre rein überstanden. Wer dagegen verstieß, war eine Ausnahme und gehörte nicht zu uns. Gegen ihn konnte nicht scharf genug eingeschritten werden. Der Offizier, der nicht mit reinen Händen als Ehrenmann aus diesem Krieg hervorgegangen ist, der fremdes Gut behielt, auch nur, um es vor Zerstörung zu bewahren, hat das Vaterland, die Armee, das Offizierkorps und sich selbst besudelt. Das Offizierkorps in seiner Gesamtheit kann auf sich stolz sein und nicht zum mindesten darauf, daß es trotz aller Hetzarbeit in seinem Rücken das Heer vier Jahre zusammengehalten, es so oft

zum Siege geführt und noch die Kraft besessen hat, im Verein mit treuen Unteroffizieren und Mannschaften es über den Rhein zu führen — ein ungeheure, der Großtaten dieses Krieges würdige Leistung.

Es hatte sich allmählich viel Ungesundes im deutschen Volk und Heer angesammelt. Krankheitserscheinungen waren nicht mehr zu verkennen, sie wurden auch von vielen wahrgenommen. Der deutsche Kronprinz, der mich häufig in Avesnes aufsuchte, sprach sich mit steigender Beunruhigung darüber aus und wandte sich auch in Eingaben an den Kaiser. Ich konnte diesen nur beipflichten. Ich teilte meine Besorgnisse immer von neuem den Herren mit, die mit mir berufen waren, zu heilen und die Krankheitserscheinungen zu ergründen. Ich fand kein williges Gehör. Das deutsche Volk hat es — selbst nicht schuldlos — mit seinem Leben zu büßen.

Die Ersatzfrage hielt uns dauernd in Spannung. Ich hatte Gelegenheit, Seiner Majestät den Ernst unserer Ersatzlage eingehend zu schildern. Dem Reichskanzler gegenüber war die O.H.L. auf ihre alten Anträge vom Herbst 1916 und Herbst 1917 für Hebung der Ersatzgestellung zurückgekommen. Ende Juni wurden die Beratungen über alle diese Fragen zwischen dem Reichskanzler, dem Generalfeldmarschall, dem Kriegsminister und mir in Spaa wiederholt. Ich äußerte mich nochmals überaus ernst zu der Notwendigkeit, Ersatz zu schaffen, gegen Drückeberger und Deserteure in der Heimat mit den schärfsten Maßnahmen vorzugehen und vor allem auf die Kampfentschlossenheit des Volkes zu wirken, wobei ich wieder auf die Gefahren eines Teils unserer Presse, der feindlichen Propaganda und des Bolschewismus hinwies.

Ich habe über alle diese Punkte noch viel öfter gesprochen, als ich es hier in dieser Niederschrift anführe. Auch diesmal wurde mir viel zugesagt. Die Zustände aber änderten sich nicht. Ich weiß nicht, ob die Herren meine Angaben für übertrieben oder für eine Ausgeburt meines „Militarismus" hielten.

Inzwischen hatte ich von neuem versucht, unsere Erfolge zur Stärkung der Friedensbewegung beim Feinde auszunutzen. Dem Reichskanzler war eine neue Denkschrift hierüber übersandt worden. Nach den Reden Clemenceaus waren wir meines Erachtens gezwungen, den Krieg weiterzuführen oder uns zu demütigen. Ich muß annehmen, daß die verantwortlichen Staatsmänner ebenso dachten. Der Reichskanzler wenigstens nahm in seiner Reichstagsrede vom 12. Juli den gleichen Standpunkt ein. Er betonte unsere dauernde Friedensbereitschaft, so lange aber der Vernichtungswille des Feindes bestehe, müßten wir ausharren; zeigten sich beim Feinde ernsthafte Regungen für die Anbahnung des Friedens, so würden wir sofort darauf eingehen.

„Ich kann Ihnen auch sagen, daß dieser Standpunkt nicht etwa nur mein Standpunkt ist, sondern daß dieser Standpunkt auch von der O.H.L. ausdrücklich geteilt wird, denn auch sie führt den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern hat mir gesagt: Sobald ein ernster Friedenswille sich auf der anderen Seite bemerkbar macht, müssen wir der Sache nachgehen."

Der Reichskanzler hatte die Ansicht des Generalfeldmarschalls und die meine richtig wiedergegeben.

Wenn ich jetzt, zurückschauend, an die Möglichkeit und Aussicht eines von der Regierung unternommenen Friedensschrittes denke, so steht für mich fest, daß wir Waffenstillstand und Frieden nur zu den Bedingungen erhalten hätten, die wir jetzt zu erfüllen haben. Dies hätten wir nicht auf uns genommen, wie wir es im Oktober trotz des Ernstes unserer Lage auch nicht

hätten tun dürfen. Ob ich mit meiner Ansicht über die damaligen Bedingungen Recht oder Unrecht habe, das können allein Clemenceau, Wilson und Lloyd George entscheiden. England und die Vereinigten Staaten wollten uns wirtschaftlich vernichten, England uns zudem ohnmächtig machen, Frankreich uns zum Weißbluten bringen; allen Gegnern gemeinsam war der Wunsch, den verhaßten Feind vor der Welt aufs tiefste zu demütigen, das deutsche Volk bis in die fernste Zukunft in seiner Entwicklung zurückzuwerfen. Die Entente verfolgte Weltbeglückungsgedanken nur insoweit, als sie sich mit einer stark nationalen Politik vereinigen lassen. Diese war die Grundlage all ihres Handelns, das andere nur ein Mittel zum Zweck. Bei uns war alles umgekehrt, wir dachten zuerst an Weltbeglücken, dann an die Stärke des Vaterlandes. Der Krieg hatte nun einmal begonnen und war nicht nach unserem Willen allein zu beenden.

Anfang Juli verließ Staatssekretär v. Kühlmann sein Amt. Er war das Muster des deutschen Diplomaten nachbismarckscher Zeit. Der Einzug der Bolschewisten in Berlin und die stillschweigende Zulassung ihrer Propaganda von der russischen Botschaft aus werden immer mit seinem Namen verbunden bleiben.

Staatssekretär v. Hintze begrüßte ich als Nachfolger, da ich ihn für eine starke Natur hielt. Ich sprach zu ihm von meiner Hoffnung, die Entente noch friedenswillig zu machen, und wies ihn auf die Gefahren des Bolschewismus sowie auf die revolutionierende Tätigkeit des Herrn Joffe hin. Er blieb in dem bolschewistischen Fahrwasser seines Amtsvorgängers, teils auf Grund seiner Ansichten über Rußland, teils wohl, weil auch er der alten Richtung des Auswärtigen Amtes nicht Herr wurde.

In Rußland hatten die Ereignisse einen eigenartigen Gang genommen, der für die Verlogenheit der Sowjetregierung bezeichnend war.

Mit ihrer Zustimmung hatte dort die Entente die Aufstellung von tschecho-slowakischen Truppenverbänden aus österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen fortgesetzt. Sie waren zum Kampf gegen uns bestimmt und sollten dazu über die sibirische Bahn nach Frankreich gebracht werden. Das gestattete eine Regierung, mit der wir im Frieden lebten, und das ließen wir uns bieten! Ich habe dem Reichskanzler ausführlich darüber Anfang Juni geschrieben und ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die uns von der Sowjetregierung drohten.

Unsere Ostpolitik bewegte sich indes Großrußland gegenüber ganz im Fahrwasser der Bolschewisten. Ich hielt eine solche Politik für kurzsichtig, da sie schließlich zu einer Stärkung der gesamten bolschewistischen Bewegung führen mußte. Dies konnte uns nur verderblich sein und war nicht nur im militärischen, sondern noch viel mehr im rein politischen Interesse von der Reichsregierung zu verhindern. Militärisch wären wir in der Lage gewesen, mit den Truppen, die wir im Osten hatten, einen kurzen Schlag auf Petersburg, mit Hilfe der Donkosaken auch einen in Richtung auf Moskau zu führen. Das wäre besser gewesen als die Abwehr auf langen Fronten, die gegen den Bolschewismus nie zum Ziel führen wird. Sie verschlang mehr Kraft, als für eine kurze Vorwärtsbewegung nötig war, und entnervte die Truppe, während eine Operation ihre Moral erhalten haben würde. Wir konnten die uns innerlich so feindliche Sowjetregierung beseitigen und andere Gewalten

in Rußland fördern, die nicht gegen uns arbeiteten und bereit waren, mit uns zu gehen. Hierin hätte für die Kriegführung im großen ein bedeutender Erfolg gelegen.

Die stille Arbeit des Bolschewismus wurde von der deutschen Regierung nicht erkannt, sie hielt ihn für ehrlich oder wollte ihn doch dafür halten. Sie ist mit ihm in weitere Verhandlungen über die Punkte getreten, deren Klärung der Brester Frieden offengelassen hatte. Unsere Regierung ließ sich in ihrem Vertrauen durch nichts, auch nicht durch den ungesühnten Gesandtenmord in Moskau, stören. Sie ging ganz glatt in die ihr vom Bolschewismus gestellte Schlinge, während sie allen anderen Strömungen in Rußland mißtraute. Die bolschewistische Regierung war sehr entgegenkommend; sie entsprach den deutschen Wünschen bezüglich Estlands und Livlands, gestand auch die Selbständigkeit Georgiens zu, gewährte ratenweise Zahlung einer Kriegsentschädigung und stellte Lieferung von Rohstoffen, darunter auch Öl aus Baku, in Aussicht. Die Gegengaben Deutschlands waren gering.

Das Vertrauen unserer Regierung den Bolschewisten gegenüber ging so weit, daß sie Herrn Joffe Waffen und Munition liefern wollte. Die Herren, die mir das entsprechende Schreiben des Auswärtigen Amtes brachten, sagten mir: „Dieses Kriegsgerät bleibt in Deutschland, Herr Joffe wird es hier gegen uns verwenden."

Von den anderen Vorgängen im Osten kann ich hier nicht ausführlich berichten. Ich bin dort so weit gegangen, wie ich es in Rücksicht auf unsere militärische und kriegswirtschaftliche Lage für unbedingt nötig hielt. Napoleonische Welteroberungspläne bewegten mein Hirn nicht. Mein sorgenvolles Ringen ließ phantastische Geistesflüge gar nicht aufkommen. Ich wollte in der Ukraine und im Kaukasus kein Gebiet erobern; ich beabsichtigte nur, uns das zuzuführen, was wir so dringend brauchten, um überhaupt leben und den Krieg führen zu können. Gleichzeitig hoffte ich, nachdem es hier gelungen war, die Blockade zu sprengen, uns wirtschaftlich zu stärken und damit uns auch physisch und seelisch zu kräftigen. Die Menschenkraft dieser Gebiete dachte ich für die Kriegführung auszunutzen, soweit es ging, teils durch Aufstellung von Truppen, teils, und dies war vielversprechender, durch Anwerbung von Arbeitskräften für die Heimat, um hier Heeresersatz freizumachen. Ich versuchte das natürlich in dem ganzen Ostgebiet zu erreichen und hoffte auch, aus der deutschen Bevölkerung des Ostens unmittelbar Rekruten zu erhalten. Wir arbeiteten aber nicht schnell genug.

Nur in dem Schutz und der Pflege des Deutschtums ging ich über die nächstliegenden militärischen Erfordernisse hinaus und verfolgte Zukunftsgedanken. Ich wollte das Deutschtum stärken und sammeln und dadurch mächtiger machen. Meinem Lieblingsgedanken, der Ansiedlung der in Rußland versprengten Deutschen neben unseren Soldaten in den Ostgebieten, ging ich dauernd nach.

Für die in der Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost befindlichen Gebiete bat ich im Laufe des Sommers die Reichsregierung verschiedentlich um klare Richtlinien, um hier in Übereinstimmung mit den Ansichten der Reichsleitung handeln zu können. Wir kamen aber nicht vom Fleck. Auch die Lösung der polnischen Frage stockte weiterhin. Die Briefe Kaiser Karls an den Prinzen Sixtus von Parma über einen Frieden Österreichs im Frühjahr 1917 wurden bekannt.

Die Vorbereitungen für den dritten großen Angriff im Westen fanden in genau der gleichen Weise statt wie für die Schlachten am 21. März und 27. Mai.

Die 7. Armee sollte unter gleichzeitigem Marneübergang östlich Château Thierry zu beiden Seiten dieses Flusses in Richtung Epernay vorstoßen, während die 1. und 3. Armee von östlich Reims bis Tahure angriffen, um am Reimser Bergwald vorbei mit dem rechten Flügel ebenfalls auf Epernay, mit dem Schwerpunkt auf Châlons sur Marne vorzugehen. Der Angriff der Heeresgruppe sparte die feindliche Stellung etwa zwischen der Ardre bis östlich Reims aus. Er erhielt somit eine erhebliche Breite, die für das Gelingen nur günstig erschien. Die Vereinigung der beiden Angriffsgruppen in Richtung Epernay konnte ein großes Ergebnis zeitigen. Für den Angriff waren größtenteils Divisionen bestimmt, die den Vorstoß über den Chemin des Dames ausgeführt hatten. Es war dies eine hohe Anforderung an die Truppen, die aber die Lage gebot. Die Divisionen der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht konnten dafür um so besser ausgeruht an ihre spätere Aufgabe, den Angriff in Flandern, herantreten.

Der Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz sollte ursprünglich am 12. Juli stattfinden. Er mußte leider, um eine gründliche Vorbereitung zu ermöglichen, auf den 15. verschoben werden. Während die Vorbereitungen in vollem Gange waren, kam durch Überläufer am 11. oder 12. die Nachricht, daß ein großer Tankangriff aus dem Walde von Villers-Cotterêts unmittelbar bevorstünde. Das gab nochmals Veranlassung, die Verteidigungsmaßnahmen durchzugehen und zu vervollständigen. Der Stellungsausbau konnte naturgemäß noch nicht weit vorgeschritten sein. Hohes Getreide erschwerte die Übersicht vor, aber namentlich auch in der Stellung. Grippe herrschte, jedoch keineswegs schlimmer als an anderen Stellen der Front. Der angekündigte feindliche Angriff fand nicht statt. Ich hoffte, daß die Nachricht die Truppen ordentlich aufgerüttelt hätte. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz betonte die Notwendigkeit, sich an allen Abwehrfronten tief zu gliedern.

Ich war mit den Oberkommandos der Angriffsarmeen in dauernder Verbindung. Mir lag vor allem daran, zu wissen, ob nach ihrer und der Truppen Ansicht der Feind Kenntnis von unseren Vorbereitungen hatte. Sie verneinten dies. Nur das Artilleriefeuer an der Marne wurde lebhafter.

Ich hatte noch besonders darauf hingewiesen, daß Erkundungen auf dem südlichen Marneufer nicht stattfinden dürften. Trotzdem schwamm ein Pionieroffizier hinüber und wurde gefangen genommen. Wie nach der Schlacht bekannt wurde, hat er sehr viel ausgesagt. Ebenso handelte ein Offizierstellvertreter der schweren Artillerie, der an der Ardre in Feindeshand fiel. Die Entente machte an einzelnen Stellen Patrouillenunternehmungen und dabei auch Gefangene; was sie durch sie erfuhr, weiß ich nicht. Tatsache ist auch, daß leider in ganz Deutschland in unverantwortlicher Weise von einem Angriff bei Reims gesprochen wurde. Ich bekam zu meinem Bedauern erst nachher darüber viele Briefe aus der Heimat. Auch die Funksprüche des Feindes nach der Schlacht gaben offen zu, daß unser Plan rechtzeitig zu seiner Kenntnis gekommen war. Eine Geheimhaltung innerhalb des Heeres blieb schwierig, denn allein das Versammeln der starken Artillerie- und Minenwerferformationen, die bei jedem Angriff beteiligt waren, deckte unsere Absichten auf.

Trotz allen Nachdenkens hatten wir nichts anderes finden können. Wir waren uns der Schwerfälligkeit des Angriffsverfahrens bewußt. Täuschungs-

versuche waren wie früher angeordnet. Nach dieser Richtung war alles geschehen. Postsperrungen hatten keinen Wert. Es führten zu viele Kanäle nach der Heimat, die Beurlaubungen konnte ich nicht einstellen, sie waren das einzige, was die O.H.L. dem Soldaten geben konnte.

Während die Kommandobehörden sich ängstlich der Geheimhaltung befleißigten, brachte die dem Deutschen angeborene Mitteilungssucht und Großprahlerei die wichtigsten und geheimsten Dinge an die Öffentlichkeit und damit auch an den Feind.

Am 15. früh wurde angegriffen.

Unser Marneübergang war eine hervorragende Leistung. Er gelang, obschon die feindliche Abwehr genau darauf vorbereitet war, ebenso drang die 7. Armee zwischen Marne und Ardre in die hartnäckig verteidigten Stellungen ein. Die italienischen Divisionen, die hier standen, wurden besonders schwer mitgenommen.

Etwa 5 km südlich der Marne trafen die angreifenden Truppen auf starken Feind, den sie ohne Nachziehen zahlreicher Batterien über den Fluß nicht mehr überwinden konnten. Der Kampf kam hier zum Stehen. Marneaufwärts und nach der Ardre zu gewannen wir auch am 16. schwer kämpfend langsam Gelände.

Vor der 1. und 3. Armee war der Feind planmäßig in seine zweite Stellung ausgewichen, wir lagen auf der ganzen Front vor ihr fest.

Schon am 16. mittags gab die O.H.L. den Befehl, den Angriff bei der 1. und 3. Armee einzustellen. Seine Fortsetzung würde zuviel gekostet haben. Wir hatten uns mit der Stellungsverbesserung zu begnügen, die uns die Wiederinbesitznahme der im Frühjahr 1917 verlorenen Höhen brachte; gleichzeitig hatten wir ein tiefes Vorfeld gewonnen. Die Truppen, die zurückgezogen wurden, standen der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz oder der O.H.L. als Reserven zur Verfügung. Ich legte auf ihr baldiges Vorhandensein den größten Wert.

War der schwere Entschluß gefaßt, den Angriff bei der 1. und 3. Armee einzustellen, so war ein weiteres Vordringen über die Marne und ein Belassen unserer Truppen auf dem Südufer zwecklos. Eine sofortige Zurücknahme der Truppen erschien unmöglich, die wenigen Brücken lagen unter schwerem Artilleriefeuer sowie dauernden Bombenabwürfen und Maschinengewehrfeuer der feindlichen Flieger. Die Übergangsverhältnisse für den Rückzug waren zu ordnen, bevor er beginnen konnte. Am 17. wurde er für die Nacht vom 20./21. befohlen. Die Truppen südlich der Marne hatten schwere Tage zu durchleben und haben sie heldenhaft bestanden.

Nur nördlich der Marne, die Ardre aufwärts, glaubte die O.H.L. den Angriff noch weiterführen zu können, um Reims schärfer zu umfassen und vielleicht doch noch zu nehmen. Die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz hatte hierfür schon am 16. die erforderlichen Weisungen erhalten.

Die anderen Fronten sah ich als gefestigt an. Die O.H.L. hielt zunächst noch an dem Gedanken fest, bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in Flandern anzugreifen, obschon die erhoffte feindliche Schwächung dort nicht eingetreten war. Ich selbst fuhr in der Nacht vom 17. zum 18. in das Hauptquartier der Heeresgruppe Rupprecht, um mich nochmals über den Stand der Vorarbeiten zu unterrichten. Der Angriff war als Fortsetzung des Ende April angehaltenen gedacht.

Während der Besprechung bei der Heeresgruppe Rupprecht am 18. vormittags erhielt ich die ersten Meldungen, daß der Franzose in überraschendem Tankangriff südwestlich Soissons eingebrochen sei. Ich führte die Besprechung — selbstverständlich in größter Nervenanspannung — zu Ende und fuhr nach Avesnes zurück. Dort traf ich 2 Uhr nachmittags ein. Der Generalfeldmarschall holte mich vom Bahnhof ab. Wir begaben uns sofort in das Geschäftszimmer. Die Lage auf dem linken Flügel der 9. und dem rechten der 7. Armee war ernst geworden.

General Foch hatte schon am 17. auf dem Schlachtfelde in der Champagne, im Reimser Bergwalde zwischen Ardre und Marne und südlich der Marne erfolglos angegriffen und den Kampf am 18. südwestlich Reims und südlich der Marne mit gleichem Ergebnis fortgesetzt, zugleich südwestlich Soissons, zwischen Ourcq und Aisne, erheblich Gelände gewonnen. Er war hier nach kurzer und kräftiger artilleristischer Feuervorbereitung und Vernebelung mit so zahlreichen Tanks, wie sie bisher noch nicht auf einer Stelle vereinigt waren, und in dichten Infanteriemassen zum Sturm angetreten. Es wurden dabei zum ersten Male kleine, niedrige und schnellfahrende Tanks verwendet, die Maschinengewehrwirkung über das Getreide hinweg gestatteten. Unsere Maschinengewehre waren durch dieses behindert, sofern sie nicht auf besonderen Auflagegestellen standen. Auch hier blieb aber die Waffenwirkung aus den Tanks gering. Ferner zeigten sich Tanks, die nur zur Personenbeförderung dienten. Sie fuhren durch unsere Linien hindurch und setzten ihre Insassen mit Maschinengewehren zur Bildung von Maschinengewehrnestern in unserem Rücken ab, um dann Verstärkung zu holen.

Unsere Infanterie hatte nicht überall standgehalten. Das südwestlich Soissons entstandene Loch riß sehr schnell nach den Seiten, namentlich in Richtung auf diese Stadt, weiter auf. Auch südlich davon waren starke Einbeulungen. Die vorhandenen Reserven boten aber überall den ersten Halt. Zwischen Ourcq und Marne waren die Angriffe abgeschlagen. Die Verhältnisse nördlich des Ourcq veranlaßten ein Zurückbiegen der hart südlich dieses Flusses kämpfenden Truppen, wo jetzt der Feind heftig nachdrängte.

Dies war etwa die Lage, wie ich sie in den ersten Nachmittagsstunden in Avesnes erfuhr. Es handelte sich um einen großen Gegenangriff des Generals Foch gegen unseren zwischen Soissons und Reims vorspringenden Bogen. Auch englische Divisionen waren dazu herangezogen. Der Schwerpunkt des feindlichen Angriffes lag in der Richtung Soissons und südwestlich Reims, Ardre abwärts. Fochs Absicht ging unverkennbar dahin, diesen Bogen abzuschnüren. An der Ardre war der Angriff gescheitert, auf Soissons hatte er erheblich Gelände gewonnen. Alle Gegenmaßregeln, die eingeleitet werden konnten, waren in Ausführung. Die O.H.L. vermochte vorläufig nicht weiter zu helfen.

Die Entwicklung der Lage mußte zunächst abgewartet werden. Die Truppen, die südlich der Marne standen, konnten nicht Hals über Kopf zurückgenommen werden. Bei dem Befehl zum Rückzug auf das nördliche Marneufer in der Nacht vom 20./21. Juli verblieb es der Ordnung halber. Unruhe durfte nicht in die Truppe kommen. Hieraus ergab sich ein längeres Festhalten der Gegend westlich Château Thierry, das erst mit dem Aufgeben des südlichen Marneufers zu räumen war. Das Standhalten südwestlich Soissons und an der Ardre war die weitere Folge.

Der 19. Juli war wiederum ein kritischer Tag. Er verlief aber leidlich. Der Feind gewann in Richtung Soissons nicht mehr nennenswert Raum. Angriffe weiter südlich und südlich der Marne, sowie zwischen Marne und Ardre brachen zusammen.

Im ganzen war die Lage erheblich günstiger geworden. Auch die Reste der Truppen, die sich am 18. überraschen ließen, hatten sich am 19. im allgemeinen gut geschlagen.

Ich erkundigte mich nach den Ursachen unseres Mißerfolges vom 18. Die Truppe hatte an einen Angriff nicht mehr geglaubt. Ein mir bekannter Divisionskommandeur teilte mir mit, er sei am 17. in den vordersten Linien gewesen und habe beim Feinde den Eindruck tiefsten Friedens gewonnen. Tatsächlich ist der französischen Truppe der Angriffsbefehl erst wenige Stunden vor dem Antreten bekanntgegeben worden. Nachrichten, die unmittelbar vor Beginn des Kampfes zu unseren Linien herüberkamen, drangen nicht mehr durch. Das rasche Vorgehen der zahlreichen schnellbeweglichen Tanks in hohen Getreidefeldern vermehrte die Wirkung der Überraschung. Hierzu trat die Schwächung der Divisionen infolge von Grippe und einförmiger Nahrung. Stellenweise herrschte zudem eine gewisse Ermattung durch die früheren Kämpfe. Alles dies vertiefte die Wirkung des feindlichen Überraschungsangriffs. Nachdem diese am 19. überwunden war, kam Halt in die Truppe.

An den Hauptdruckstellen südlich Soissons und südwestlich Reims wehrten wir am 20. und 21. starke feindliche Massenangriffe, bei denen wiederum Tanks in Mengen eingesetzt waren, im wesentlichen erfolgreich ab.

Der Rückzug der Truppen südlich der Marne auf das nördliche Ufer in der Nacht zum 21. verlief in musterhafter Ordnung. Es kam ihm zugute, daß der Franzose hier am 20. nicht angegriffen hatte. Sein Ansturm am 21. früh stieß in bereits geräumte Stellungen.

Am 22. trat eine Kampfpause ein. Der feindliche Stoß war endgültig aufgefangen. Die Schlachtentscheidung war für uns ausgefallen.

Die O.H.L. stand in diesen Tagen vor schweren Entschlüssen. Die Lage der 7. Armee in dem nach der Marne vorspringenden Bogen war wegen der rückwärtigen Verbindungen ernst. Wir hätten dauernd in den ungünstigsten Verhältnissen gegen einen Feind gekämpft, der über die denkbar besten Verbindungen verfügte. Jeder feindliche Erfolg bei Soissons oder an der Ardre konnte von weitesttragender Bedeutung werden. Das Halten des Bogens war auf die Dauer nicht möglich, ein neuer Schlag gegen Reims erschien aussichtslos.

Ich sandte Offiziere zur Kampffront, die mir ein Bild von den dortigen Verhältnissen geben sollten. Die Schilderungen, die ich erhielt, bestärkten uns etwa am 22. abends in dem Entschluß, die Zurücknahme der Truppen von der Marne in eine Linie Fère en Tardenois—Ville en Tardenois für die Nacht zum 26./27. Juli anzuordnen. Selbstverständlich war ich mit der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und der 7. Armee hierüber in dauernder Gedankenverbindung. In der bezeichneten Linie war kurzer Widerstand zu leisten. Der Feind würde mit seinen Massenangriffen von neuem anrennen. Es mußte ihn dies viel kosten. Der Rückzug hinter die Vesle, der geraden Linie zwischen Soissons und Reims, kam für Anfang August in Betracht. Bevor dies geschah, war die Räumung des Geländes südlich der Vesle, namentlich des Vesletales selbst, durchzuführen. Die reichen Vorräte daselbst brauchten wir zum Leben.

Die erforderlichen Befehle ergingen. Auf den Angriff der Heeresgruppe Rupprecht mußte verzichtet werden. Ob und wie es gelingen würde, nach Beziehen der Veslestellung die Initiative wiederzugewinnen, darüber konnte ich mir jetzt noch keine Rechenschaft ablegen.

In der Nacht vom 26. zum 27. wurde die Zurücknahme der Linie von der Marne nordwärts planmäßig und in größter Ordnung durchgeführt. General Foch schritt an den nächsten Tagen zu neuen heftigen und wiederum erfolglosen Angriffen. Der Feind hatte nach Truppenmeldungen schwere blutige Verluste. Naturgemäß war auch bei uns die Beanspruchung der Kräfte sehr groß. Die Zuführung von frischen Divisionen war, wie auch bei den früheren Abwehrschlachten, unablässig nötig.

In der Nacht vom 1./2. August wurde die Front hinter die Vesle zurückverlegt. Der Feind folgte dichtauf und drängte scharf vor. Er wurde überall abgewiesen.

Die bewegliche Abwehrschlacht zwischen Marne und Vesle war beendet.

Die Schlacht war eine Glanzleistung der beteiligten Führer und Truppen. Der Schatten, den der 18. Juli geworfen hatte, war wieder verwischt. Der deutsche Soldat hatte sich trotz seiner großen Beanspruchung nach diesem Tage gut geschlagen und fühlte sich dem Feinde überlegen. Bei einigen Divisionen waren allerdings wenig erfreuliche Erscheinungen zutage getreten. Ich erhielt unter anderem später ein Schriftstück zugesandt, das auf den Geist einer dieser Divisionen ein überaus ernstes Schlaglicht warf; ich gab es an die 7. Armee zur Untersuchung weiter.

Wie in jeder Schlacht, so waren auch in den Kämpfen seit dem 15. Juli die Verluste recht erheblich gewesen. Namentlich hatten uns der 18. und die daran anschließenden Abwehrkämpfe viel gekostet. Die Abgänge waren so große gewesen, daß wir uns entschließen mußten, etwa zehn Divisionen aufzulösen und ihre Infanterie anderen zur Ersatzgestellung zuzuweisen. Die übrigen Waffen wurden im wesentlichen geschlossen beibehalten.

Die aus der Schlacht gezogenen Divisionen und sonstigen Truppen wurden hinter der ganzen Westfront verteilt. Es begann hiermit von Ende Juli ab eine ganz außerordentlich starke Eisenbahnbewegung, die sich Anfang August noch erheblich steigerte und sich von da ab kaum mehr vermindern sollte. Die Truppen, die stark mitgenommen waren, sollten sich ergänzen, ausruhen und von neuem festigen.

Es war mir nicht gelungen, über den feindlichen Kräfteausfall seit dem 15. Juli im einzelnen Klarheit zu gewinnen. Er muß aber bei der Massentaktik der Entente hoch gewesen und hinter unseren Verlusten keineswegs zurückgeblieben sein. Die Schlacht hat dem Feinde ebensoviel gekostet wie uns. Frankreich hatte auffällig viel Senegalneger und auch Marokkaner eingesetzt und seine eigenen Landeskinder zu schonen versucht. Die sechs amerikanischen Divisionen, die in der Schlacht eingesetzt waren, hatten besonders schwer gelitten, ohne Erfolge davonzutragen. Es scheint eine Division zu ihrer Ergänzung aufgelöst worden zu sein. Trotz der Kampffreudigkeit der einzelnen Amerikaner war der Gefechtswert der amerikanischen Truppen gering.

Auch der Abgang bei den englischen und italienischen Divisionen war hoch.

Der Versuch, die Völker der Entente durch deutsche Siege vor Ankunft der amerikanischen Verstärkungen friedenswillig zu machen, war gescheitert.

Die Schwungkraft des Heeres hatte nicht ausgereicht, den Feind entscheidend zu treffen, bevor der Amerikaner mit bedeutenden Kräften zur Stelle war. Ich war mir klar bewußt, daß dadurch unsere Gesamtlage sehr ernst geworden war.

Anfang August standen wir auf der ganzen Front in Abwehr, wir hatten den Angriff eingestellt. Der Wunsch nach Ruhe war jetzt wie früher begründet. Ob der Feind sie uns lassen würde, blieb zweifelhaft.

Ich rechnete mit der Fortsetzung der feindlichen Angriffe an verschiedenen Stellen. Ich nahm aber an, daß es sich nur um einzelne Teilangriffe handeln würde, denn auch der Feind war mitgenommen und zwar im allgemeinen nicht weniger als wir. Angriffe fanden auch statt; daß sich daraus nachher ein großer Kampf auf der ganzen Front entwickelte, lag im wesentlichen an den bedeutenden feindlichen Erfolgen am 8. und 20. August. Diese mußten dem Feinde zeigen, daß wir nicht mehr die alten waren, und zur Fortsetzung des Kampfes herausfordern.

Anfang August hoffte ich bestimmt auf Abwehr der bevorstehenden Teilangriffe und die Möglichkeit, Gegenstöße in kleinerem Rahmen als bisher zu führen.

Erwies sich unsere Front als widerstandsfähig, dann waren mit dem Reichskanzler, der im übrigen über die Ereignisse an der Front dauernd unterrichtet war, entscheidende Entschließungen zu fassen. Daß ich viele Hoffnungen zu begraben hatte, durfte ich mir nicht verhehlen. In diesem Sinne besprach ich mich mit meinen Mitarbeitern; noch mit diesen Gedanken beschäftigt, traf mich der Schlag vom 8. August.

Der Endkampf im Sommer und Herbst 1918.

Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges. Schlimmeres erlebte ich nur noch in den Ereignissen, die vom 15. September ab sich an der bulgarischen Front abspielten und das Schicksal des Vierbundes besiegelten.

Am 8. August früh, bei dichtem Nebel, der noch durch künstlichen verstärkt wurde, griffen Engländer, vornehmlich mit australischen und kanadischen Divisionen, und Franzosen zwischen Albert und Moreuil mit starken Tankgeschwadern, im übrigen aber mit keiner großen Überlegenheit an. Sie brachen zwischen Somme und Luce-Bach tief in unsere Front ein. Die dort stehenden Divisionen ließen sich vollständig überrennen. In ihren Stabsquartieren wurden Divisionsstäbe von feindlichen Tanks überrascht. Die Einbruchsstelle erweiterte sich sehr bald über den Luce-Bach; die noch bei Moreuil tapfer sich wehrenden Truppen wurden aufgerollt. Nach Norden gebot die Somme Halt. Unsere nördlich davon kämpfenden Truppen hatten den gleichen Anprall siegreich abgewehrt. Die wenige Tage vorher als übermüdet abgelösten Divisionen, die in der Gegend südwestlich Péronne standen, wurden seitens des Armee-Oberkommandos der 2. Armee sofort alarmiert und in Marsch gesetzt. Gleichzeitig wurden von ihm alle irgendwie verfügbaren Truppen gegen die Einbruchsstelle vorgezogen. Die Heeresgruppe Rupprecht setzte Reserven mit der Bahn dorthin in Bewegung. Die 18. Armee griff mit den ihrigen von Südosten her unmittelbar in den Kampf ein und schob andere in die Gegend nordwestlich Roye. Auch die 9. Armee, selbst gefährdet, mußte auf meinen Befehl hin abgeben. Natürlich vergingen Tage, ehe die Truppen von weiter her eingetroffen sein konnten. Kraftwagenkolonnen wurden in ausgedehntestem Umfange zu ihrem Transport ausgenutzt.

Ich gewann bereits in den ersten Vormittagsstunden des 8. August ein vollständiges Bild der Lage. Es war sehr trübe. Ich sandte sofort einen Generalstabsoffizier auf das Kampffeld, um eine Anschauung von dem Zustand der Truppe zu erhalten.

Sechs bis sieben deutsche Divisionen, die durchaus als kampfkräftig angesprochen werden konnten, waren vollständig zerschlagen. Drei bis vier und die Trümmer der zerschlagenen standen bereit, den weiten Raum zwischen Bray und Roye zu schließen.

Die Lage war ungemein ernst. Falls der Feind weiterhin nur einigermaßen scharf angriff, konnten wir uns westlich der Somme nicht mehr behaupten.

Am 9. August gewann der Feind, der es, uns zum Glück, an Angriffskraft fehlen ließ, zwischen Somme und Avre zwar noch weiter Gelände; auch nördlich der Somme mußte die 2. Armee ihre Front etwas zurücknehmen. Allein es gelang ihr, südlich der Somme eine zusammenhängende, wenn auch nur dünn besetzte Front zu bilden. Die Truppen schlugen sich erheblich besser, als es am Tage vorher die Divisionen zwischen der Somme und dem Luce-Bach getan hatten. Bemerkenswert war die gute Haltung der kurz vor der Schlacht wegen Übermüdung abgelösten Divisionen. Die Gegend nordwestlich Roye wurde behauptet. Die 18. Armee konnte in ihren nun weit vorspringenden Stellungen nicht verbleiben und mußte zurückgenommen werden. Sie führte diese schwierige Bewegung in der Nacht zum 10. aus. Am nächsten Morgen griff der Franzose ihre bisherigen Stellungen heftig an, die nun planmäßig auch von den Nachhuten aufgegeben wurden. Naturgemäß mußte die Armee viel Gerät zurücklassen.

Am 10. und 11. wurde südlich Albert und zwischen Somme und Avre erbittert, doch erfolgreich gekämpft, während der Feind zwischen Avre und Oise scharf nachdrängte und hier heftig anfaßte.

Die nächsten Tage zeitigten an der ganzen Schlachtfront örtliche Kämpfe. Unsere Truppen standen wieder fest, aber die 2. Armee blieb innerlich brüchig, während die 18. Armee voll abwehrkräftig war.

Der Kräfteverbrauch bei der 2. Armee war sehr groß gewesen. Ihre Reserven waren bei ihrem Einsatz ebenfalls stark beansprucht. Von einigen Divisionen hatte die Infanterie aus den Kraftwagen heraus, die dazu gehörige Artillerie an anderer Stelle eingesetzt werden müssen. Die Verbände waren stark durcheinander gekommen. Unsere Verluste waren durch den Abgang an Gefangenen außerdem derartige gewesen, daß die O.H.L. wieder vor der Notwendigkeit stand, weitere Divisionen zur Ersatzgestellung aufzulösen. Unsere Reserven verminderten sich. Demgegenüber hatte der Feind nur einen ungemein geringen Kräfteverbrauch gehabt. Das Stärkeverhältnis hatte sich zu unseren Ungunsten erheblich verschlechtert. Es mußte um so ungünstiger werden, je mehr amerikanische Truppen eintrafen. Eine Hoffnung, durch einen Angriff unsere Lage grundlegend zu verbessern, gab es nicht mehr. Es galt also nur noch, hinzuhalten. Auf Fortsetzung der feindlichen Angriffe mußten wir jetzt unbedingt gefaßt sein. Der Erfolg war dem Feind zu leicht geworden.

Seine Funksprüche jubilierten und erzählten mit Recht, daß der Geist der deutschen Armee nicht mehr der alte sei. Der Feind hatte auch viel für ihn sehr wertvolles Aktenmaterial in Besitz genommen. Die Entente mußte klaren Einblick in unsere schwierigen Ersatzverhältnisse gewonnen haben, ein Grund mehr für sie, mit Angriffen unermüdlich fortzufahren.

Der auf das Schlachtfeld entsandte Generalstabsoffizier hatte mir den Zustand der von dem Angriff am 8. an erster Stelle getroffenen Divisionen derart geschildert, daß ich tief betroffen war. Ich ließ mir Divisionskommandeure und Offiziere aus der Front nach Avesnes kommen, um mit ihnen die näheren Ereignisse zu besprechen. Ich hörte von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten habe, wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen Tanks ergaben! Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" zugerufen, Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen. Alles, was ich befürchtete, wovor ich so oft gewarnt hatte, war zur Wahrheit geworden. Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig. Unsere Kriegsfähigkeit hatte Schaden gelitten, auch wenn sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Divisionen heldenhaft schlug. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir die Hoffnung, eine strategische Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte. Ich gewann im Gegenteil die Überzeugung, daß die Maßnahmen der O.H.L. von jetzt ab der sicheren Grundlage entbehrten. Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hazardspieles an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen.

Der 8. August brachte Klarheit für beide Heeresleitungen, für die deutsche wie für die feindliche, für mich, ebenso wie nach seiner eigenen Feststellung in der „Daily Mail" für General Foch. Der große Entente-Angriff, der Endkampf des Weltkrieges, begann und wurde vom Gegner nun mit um so größerer Energie durchgeführt, je deutlicher unser Niedergang für ihn erkennbar wurde.

Sobald ich vollen Einblick in alle Verhältnisse hatte, die der 8. August gebracht, beschloß ich, so früh als möglich die Aussprachen mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes herbeizuführen. Sie fanden bereits am 13. und 14. August in Spaa statt.

Am 13. war eine Unterredung zwischen dem Reichskanzler, dem Generalfeldmarschall, Staatssekretär v. Hintze und mir im Hotel Britannique im Zimmer des Generalfeldmarschalls. Ich gab ein Bild über die Kriegslage, den Zustand des Heeres und die Verhältnisse bei unseren Verbündeten und erklärte, daß es uns nicht mehr möglich sei, den Feind durch Angriff friedenswillig zu machen. Durch Verteidigung allein sei dies kaum zu erreichen, wir müßten demnach die Beendigung des Krieges auf diplomatischem Wege herbeiführen. Zur Zeit hielte die Westfront, bei der Unsicherheit, die in die Kampfführung durch das Versagen einiger Truppen gekommen sei, wäre unter Umständen aber ein Zurückverlegen der Front erforderlich. Ich hoffte jedoch zuversichtlich, daß sich das Heer in Frankreich hielte. Auf die Verbündeten würden die Verhältnisse an der Westfront den denkbar ungünstigsten Eindruck machen. In diesem Zusammenhang gewänne der Geist im Heer und Volk eine noch entscheidendere Bedeutung als bisher. Ich sprach besonders ernst darüber. Der Generalfeldmarschall ließ sich über die Stimmung in der Heimat nicht aus. In der Beurteilung der Kriegslage war er optimistischer als ich. Staatssekretär v. Hintze zog aus dem, was er über sie gehört hatte, die sehr klare Schlußfolge, daß Friedensbesprechungen nötig wären und wir uns darauf einzurichten hätten, eine stark entgegenkommende Haltung zu zeigen. Der Reichskanzler äußerte sich nur kurz über die Stimmung in der Heimat, ohne etwas Bemerkenswertes zu sagen.

Am nächsten Vormittag war Besprechung unter dem Vorsitz Seiner Majestät. Es wurde als erstes die Stimmung im Innern behandelt. Der Reichskanzler sprach einige einleitende Worte. Ich machte die gleichen Ausführungen über die geistige Spannkraft wie am Tage vorher. Darauf erteilte Seine Majestät dem Staatssekretär v. Hintze das Wort. Dieser äußerte sich nicht zu den Verhältnissen in der Heimat, sondern erörterte sofort die militär-politische Lage, ähnlich wie ich sie am Tage vorher geschildert hatte, und zog auch denselben Schluß. Er war sichtlich ergriffen. Die Tränen traten ihm in die Augen. Der Kaiser war sehr ruhig, er pflichtete dem Staatssekretär v. Hintze bei und trug ihm auf, eine Friedensvermittlung möglichst durch die Königin der Niederlande einzuleiten. Er wies auch auf die Notwendigkeit der Aufklärung des Volkes und einer einheitlichen und geschlossenen Führung der Regierungsgeschäfte hin. Der Reichskanzler sprach sich für Aufrechterhalten der Autorität im Innern aus. Diplomatisch müßten Fäden im geeigneten Moment angesponnen werden. Die Sitzung wurde darauf geschlossen. Ich gab dem Staatssekretär v. Hintze in tiefer Bewegung die Hand.

Der Generalfeldmarschall und ich fuhren sofort nach Avesnes zurück. Ich hatte geglaubt, daß auch der Reichskanzler Spaa verlassen würde, um auf Grund unserer Besprechung die Staatssekretäre und den Reichstag über die Lage zu unterrichten. Es lag ihm ob, persönlich in die Aufklärung des Volkes handelnd einzugreifen. Er blieb aber in Spaa und überließ es dem Vizekanzler v. Payer und dem Staatssekretär v. Hintze, mit den Parteiführern Ebert, Gröber, Stresemann, Graf v. Westarp, Wiemer zu sprechen. Diese wurden für den 21. in das Reichsamt des Innern gebeten. In der hier stattfindenden Unterredung legte Staatssekretär v. Hintze die militär-politische Lage dar und kam in Übereinstimmung mit dem in Spaa Gehörten zu dem Schluß, daß der Krieg so bald wie möglich beendigt werden müsse. Er erklärte, er würde alle Fäden anknüpfen, um zum Frieden zu kommen. Herren, die dieser Unterredung beigewohnt haben, sagten mir, sie hätten einen ungemein ernsten Eindruck von unserer Kriegslage erhalten. Selbstverständlich legte dem Staatssekretär v. Hintze die Rücksicht auf die Kriegführung und den Friedensschritt die größte Zurückhaltung in seinen Mitteilungen auf. Es mußte für beides von unberechenbarem Schaden werden, wenn, wie es später geschah, unsere Absichten in breiter Öffentlichkeit verhandelt wurden. Bei der Natur des Feindes hieß dies Fortsetzung des Kampfes und Aufstellung von Friedensbedingungen, die uns vernichten mußten.

Die Tage nach unserer Rückkehr in das Hauptquartier sollten besonders schwere werden. Unsere Lage an der Westfront wurde ernster. Sie war am

14., als die Herbeiführung von Friedensbesprechungen von Seiner Majestät befohlen wurde, noch gefestigt, auch wenn das Gefühl der Unsicherheit hineingetragen war.

Am 21. August griff der Engländer südlich Arras zwischen Boisleux und der Ancre an. Es begannen damit an der Front der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht Kämpfe, die in beinahe ununterbrochener Folge bis zum Schluß des Krieges andauerten und an das Oberkommando der Heeresgruppe und ihre Armeen die schwersten Anforderungen stellten.

Die 17. Armee war rechtzeitig ausgewichen, der englische Ansturm brach vor der neuen Stellung zusammen. Am 22. machte die 17. Armee mit Zustimmung der O.H.L. einen groß angelegten Gegenstoß. Er hatte Erfolg, trotzdem wäre er besser unterblieben. Gleich darauf dehnte sich der englische Angriff nach Süden zu aus. Zu beiden Seiten der Somme, mit dem Schwerpunkt zwischen Albert und Braye, wurde erbittert gekämpft. Die Australier hatten keinen Erfolg. Die beiden ersten Tage waren damit für uns günstig verlaufen.

Ich begann zu hoffen, daß wenigstens hier uns das Kriegsglück wieder günstiger werden würde. In den nächsten Tagen gewann aber doch der Engländer, der nur wenig frische Kräfte einsetzte, in sehr schweren Kämpfen gegen Bapaume Gelände. Charakteristisch für diese waren schmale, tiefe feindliche Tankeinbrüche nach kurzer, überaus heftiger Artilleriewirkung, verbunden mit künstlicher Vernebelung. Masseneinsatz von Tanks und künstlicher Nebel blieben auch in der Folge unsere gefährlichsten Feinde. Sie wurden es in immer stärkerem Maße, je mehr der Geist sank und je müder und schwächer unsere Divisionen wurden. Die Tiefe des Einbruchs, nicht aber seine ganze Breite, wurde sehr bald bekannt. Richtig einsetzende Gegenstöße der Reserven glichen die Einbrüche meistens aus. Die Gefahr bestand aber, daß die örtliche Führung ihre Truppen übereilt und nicht geschlossen verwandte.

Im weiteren Verlauf der Angriffe gelang es dem Feinde, uns von Norden her von der Ancre abzudrücken. Hier hatte eine preußische, allerdings als nicht gut bekannte Division, die deshalb auch hinter dem Fluß eingesetzt war, vollständig versagt. Sie brachte Unordnung in unsere Front. Die Kampfverhältnisse in dem Trichtergelände des Sommeschlachtfeldes östlich Albert waren um so schwieriger, als bei den schlechten Eisenbahnverbindungen Reserven dorthin nur schwer zu bringen waren. Die Lage wurde daselbst um den 25. August ungemein gespannt. Die Fortsetzung des feindlichen Angriffs war sicher.

Südlich der Somme an der Straße nach Péronne war es nur zu Teilvorstößen gekommen. Die 18. Armee wurde unausgesetzt angegriffen. Sie behauptete sich tapfer.

Zwischen Oise und Aisne erfolgte der große französische Ansturm bereits am 20. August und zwar genau so, wie wir vermutet hatten. Die richtig bereitgehaltenen Angreifdivisionen bei Cuts kamen aber nicht zum Gegenstoß. Es entstand hier eine tiefe Einbeulung, die für die dortigen Truppen mit der Oise im Rücken sehr unbequem war. Auch in Richtung Noyron brach der Feind ein. Er wurde durch den Angriff der guten deutschen Jägerdivision wieder, allerdings nicht vollständig, zurückgedrängt. Auch die übrigen Teile der Hauptwiderstandslinie zwischen beiden Einbruchsstellen waren nicht lückenlos in unserer Hand geblieben. Die Lage war so geworden, daß es nicht mehr ratsam schien, vorwärts der Oise und der Ailette stehen zu bleiben. Die O.H.L. mußte sich entschließen, die 9. Armee schon in der Nacht zum 21. mit dem rechten Flügel hinter die Oise und in der Nacht zum 22. unter Festhaltung des Geländes nordwestlich Soissons mit der Mitte hinter die Ailette zurückzunehmen. Die Schlacht war trotz aller Vorbereitungen wiederum unglücklich verlaufen. Die Nerven des Heeres hatten gelitten. Die Truppe ertrug nicht mehr überall das gewaltige Artilleriefeuer und den Tankansturm. Wiederum hatten wir hier schwere, nicht zu ersetzende Verluste erlitten. Auch der 20. August war ein schwarzer Tag! Er trieb den Feind förmlich dazu, seine Offensive fortzusetzen.

In den nächsten Tagen wurde auch auf der gesamten Front zwischen der Scarpe und Vesle schwer gekämpft. Am 26. August begann der englische Angriff an der Straße Arras—Cambrai. Die ersten Kämpfe verliefen günstig. Am 2. September überrannte aber ein starker englischer Tankansturm Hindernisse und Gräben der Wotanstellung und bahnte so seiner Infanterie den Weg. Infolge dieser und der anderen Kämpfe konnten wir uns der Notwendigkeit nicht verschließen, die gesamte Front von der Scarpe bis zur Vesle zurückzunehmen. Es war ein schwerer Entschluß. Die Front wurde aber kürzer, und wir ersparten Kräfte, was bei unserem außerordentlichen Menschenverbrauch ein Gewinn war, auch wenn der Feind ihn teilte. Die Lebensbedingungen der Truppen in und östlich der Siegfriedstellung wurden besser, während der Feind in das unwirtliche Gebiet der Rückzugsbewegung vom Frühjahr 1917 hineinkam. Die Mitte der 17. Armee wurde bereits in der Nacht zum 3. hinter den Kanal Arleux—Moeuvres zurückgenommen, im übrigen die rückgängige Bewegung in einem Zuge nach näheren Weisungen der Heeresgruppen ausgeführt.

Auch die lange vorbereitete Räumung des Lysbogens bei der 4. und 6. Armee wurde nun durchgeführt, um Kräfte zu sparen.

Gleichzeitig ordnete die O.H.L. nach Rücksprache mit den Heeresgruppenchefs die Erkundung und Verstärkung einer neuen rückwärtigen Stellung, der Hermannstellung, hinter den beiden nördlichen Heeresgruppen an. Sie sollte von der holländischen Grenze an östlich Brügge bis südwestlich Marle gehen. Hier schloß sich die Hunding-Brunhildstellung an, die, 1917 ausgebaut, an die Aisne ging, um sie stromauf zu begleiten. Das Verteidigungssystem hatte Aisne ostwärts seine Fortsetzung in den rückwärtigen Linien der Heeresgruppe Gallwitz, die in der Michelstellung, der Abschrägung des St. Mihielbogens, ihr Ende fanden. Die schon bestehenden Stellungen sollten nach Maßgabe der Arbeitskräfte weiter ausgebaut werden.

Ferner ließ die O.H.L. eine zweite rückwärtige Stellung westlich der Linie Antwerpen—Brüssel—Namur und dann Maas aufwärts erkunden (Antwerpen—Maas-Stellung). Die Festungen in Elsaß-Lothringen wurden instandgesetzt. Endlich wurde befohlen, daß alles nicht unmittelbar nötige Heeresgut aus dem Gebiete westlich und südlich der Hermann-, Hunding-Brunhildlinie abzufahren und die gründliche Unterbrechung von Eisenbahnen und Straßen sowie die Stillegung der Kohlenbergwerke vorzubereiten sei. Ortschaften waren nur soweit in Mitleidenschaft zu ziehen, als es ein unmittelbarer taktischer Zweck erforderte.

Eine große Abschubbewegung nach Deutschland wurde eingeleitet.

Die Zufuhr aus Deutschland war bereits auf das Notwendigste beschränkt worden.

Mit dem Zurückgehen der Front in die Siegfriedstellung war für die O.H.L. in Avesnes nicht mehr der richtige Platz. Wir kehrten deshalb nach Spaa zurück, das wir im März so zuversichtlich und hoffnungsvoll verlassen hatten.

Wie wir, so war auch der Feind überaus angestrengt, er griff an vielen Stellen immer mit den gleichen Divisionen an. Auch er mußte Verluste gehabt haben, aber er war Angreifer, und wir mußten nun doch, wie im Jahre 1917, auf uns herumtrommeln lassen. Der Divisionszahl nach war Anfang September das Kräfteverhältnis günstiger als im Vorjahre, aber unsere Divisionen waren teilweise sehr schwach. Wir mußten die Bataillone unter Beibehalt der Maschinengewehr-Kompagnien statt zu vier zu drei Kompagnien formieren. Durch das Auflösen einer Anzahl unserer Divisionen und bei weiterem Auftreten von Amerikanern an der Front mußte sich das Zahlenverhältnis immer mehr verschlechtern.

Die Drückebergerei an der Front wuchs. Viele aus der Heimat zurückgekehrte Urlauber waren dabei. Die Urlaubsüberschreitungen nahmen zu, die Kampflinien wurden dünner besetzt.

Das Kriegsministerium wollte jetzt endlich die Reklamierten in größerem Umfange für den Heeresdienst freimachen. Der Erfolg blieb abzuwarten. Welchen Geist würden sie mitbringen? Aus den Ostdivisionen war schon lange das herausgezogen, was wir für die Kampfdivisionen des Westens brauchen konnten. Wir standen zu jener Zeit im Osten besser. So war es möglich, noch einige Divisionen von geringem Kampfwert — sie bestanden aus älteren Jahrgängen und waren auf Westanforderungen nicht eingestellt — verfügbar zu machen.

Das alles war kein zahlenmäßiger, geschweige denn seelischer Kraftausgleich gegenüber der wachsenden Stärke und steigenden Siegeszuversicht des Feindes. Es war ganz klar, daß im deutschen Heere die betrübenden Erscheinungen nicht abnehmen, sondern sich bei den dauernden Rückzügen und unter dem zersetzenden Einfluß der Heimat noch steigern würden.

Es wurde der O.H.L. sehr schwer, den Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und v. Boehn neue Kräfte zuzuführen. Ich würde es leichter gehabt haben, wenn die O.H.L. schon Ende Juli von der 7. Armee und nun von den Kampfarmeen, namentlich von der 2., abgekämpfte oder zerschlagene Divisionen rücksichtsloser aus der Front geführt hätte.

Geist und Stimmung im Heer und in der Heimat beschäftigten mich dauernd im höchsten Maße. Als uns der Kriegsminister im August in Avesnes besuchte, hatte ich ihm Offiziere aus der Front zugeführt, die ihn endlich von dem schlechten Einfluß der Heimat auf die Mannszucht überzeugen sollten. Er wie auch die anderen führenden Männer des Kriegsministeriums sträubten sich stets gegen diese Erkenntnis, jedenfalls gegen die volle Bedeutung dieser Tatsache.

Im Innern kamen unsere Versuche, Propaganda zu treiben und unser Volk aufzurichten, nicht über die ersten Anfänge hinaus. Nach meinem zweijährigen Drängen hatte sich der Reichskanzler nun endlich im August 1918 entschlossen, eine Zentralstelle für Presse- und Propagandadienst im In- und Auslande zu schaffen. Sie war dem Auswärtigen Amt als unglückliches Anhängsel, dem jede Autorität fehlte, angegliedert. Alle meine immer wieder-

holten schriftlichen und mündlichen Anträge und Anregungen, bei der Reichsleitung einen Propagandaminister zu schaffen, waren ohne Erfolg geblieben. Nur ein Minister oder Staatssekretär, der die gesamte militärische, politische und wirtschaftliche Lage übersah, war imstande, das gewaltige Kampfmittel der Propaganda so zu leiten, wie es der Krieg und die Stunde verlangten.

Die Verhältnisse an der Westfront waren hoch gespannt. Sie hatten sich seit Mitte August, als von uns die ersten Friedensanregungen gegeben wurden, verschärft. Noch war begründete Hoffnung vorhanden, die Lage zu halten; Flanke und Rücken waren in Italien und Mazedonien gedeckt. Die Möglichkeit aber, einen Umschwung zum Siege herbeizuführen, lag nicht mehr vor. In diesem Sinnne wurde am 3. September eine Anfrage des Reichskanzlers beantwortet.

Ich hielt eine erneute Rücksprache mit ihm und dem Staatssekretär v. Hintze in Spaa für dringend geboten. Das Kommen des Reichskanzlers wurde mit Rücksicht auf sein hohes Lebensalter abgelehnt. Die Besprechung mit Staatssekretär v. Hintze fand am 10. September statt. Er teilte mit, daß Graf Burian an sämtliche kriegführende Mächte eine Note richten und sie zu einer Aussprache über den Frieden auffordern wolle; das Friedensbedürfnis in Wien sei sehr im Wachsen. Über seine eigenen Friedensbemühungen gab Staatssekretär v. Hintze an, daß er auf eine Vermittlung der Königin der Niederlande zuversichtlich hoffe; worauf er diese Hoffnung gründete, konnte ich aus seinen Worten nicht entnehmen. Der Generalfeldmarschall und ich versprachen uns von dem Vorhaben des Grafen Burian in seiner Allgemeinheit keinen Erfolg und hielten einen bestimmten Schritt im Haag für besser.

Staatssekretär v. Hintze drahtete am 11. September aus Spaa an das Auswärtige Amt als Ergebnis der Besprechung, daß Seine Majestät und die O.H.L. mit einem sofortigen Schritt bei der Königin der Niederlande einverstanden seien; die verbündeten Mächte seien zum Beitritt aufzufordern.

Die Note des Grafen Burian wurde am 14. September veröffentlicht, obwohl wir in Wien davon abgeraten hatten. Die Anschauung der Diplomatie, daß sie die Vermittlung der Königin der Niederlande unmöglich gemacht habe, kann ich nicht teilen. Sie erschwerte sie, schloß sie aber keineswegs aus. Vor allem habe ich keine Erklärung dafür, aus welchem Grunde die Vermittlung Hollands nicht vor Bekanntgabe der Note des Grafen Burian angerufen wurde, wozu Zeit vorhanden gewesen sein muß. Ich glaube nicht, daß Staatssekretär v. Hintze wirklich ernstlich mit dem holländischen Gesandten in Berlin gesprochen hat.

In meinem Stabe traf ich in dieser Zeit eine Änderung, durch die verschiedene Abteilungen, die mir bisher unmittelbar unterstanden, vereinigt wurden. Ich wurde dadurch etwas entlastet, ich behielt mir nur die große Entscheidung vor. Das, was ich durchgemacht hatte, geht an keinem Menschen spurlos vorüber. Ich war in die O.H.L. berufen worden, nicht um den Frieden zu schließen, sondern um den Krieg zu gewinnen, und hatte an nichts anderes als daran gedacht. Ähnlich wie Clemenceau und Lloyd George hatte ich das ganze Volk hierzu aufbieten wollen, war aber nicht, wie man so gern und der Wahrheit zuwider immer von neuem erzählte, Diktator. Lloyd George und Clemenceau verfügten über die souveränen Parlamente ihrer Länder, denn es waren „ihre“ Parlamente. Sie standen gleichzeitig an der Spitze der gesamten Verwaltungs-, also Ausführungsbehörden. Ich hatte

umgekehrt keinerlei verfassungsrechtliche Möglichkeit, auf die öffentlichen Gewalten Deutschlands unmittelbar einzuwirken, um die Durchführung meiner Gedanken über die Kriegsnotwendigkeiten zu sichern, und fand bei den berufenen Instanzen häufig nicht die erforderliche Erkenntnis und Tatkraft. Ein Friede war nicht zu erreichen gewesen, so hatte ich versucht, den Krieg zu einem guten Ende zu führen; dies konnte uns allein von dem Schicksal retten, das wir jetzt erleiden. Ich erkannte nun, daß dies gute Ende unmöglich sei, und sah das Unglück nahen, das abzuwenden die Arbeit meines Manneslebens gewesen war.

Während dieser Vorgänge in Spaa hatten die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht, v. Boehn und Deutscher Kronprinz den Rückzug vom Kemmel und aus der Lys-Ebene hinter den Kanal Arleux—Moeuvres, in die Siegfriedstellung und an der Vesle ausgeführt. Die Bewegungen gingen glatt vonstatten, sie wurden auch bei der 18. Armee, die den weitesten Weg zurückzulegen hatte, etwa am 7. September beendet.

Der Feind folgte überall dicht auf. Er schritt sehr bald zur Fortsetzung seiner Angriffe. Die Kämpfe waren sehr heftig, besonders auf der Front Moeuvres—Holnon. Bis zum 25. und 26. wurde örtlich erbittert fortgekämpft. Im allgemeinen konnten die Stellungen gehalten werden. Auch diese Tage zehrten erneut an der Kraft des gesamten Heeres.

Der Ausbau der Hermannstellung hinter den beiden nördlichen Heeresgruppen hatte begonnen. Auch hinter der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz wurde fleißig im Stellungsausbau gearbeitet.

Hinter der Front zwischen Küste und Maas waren die Räumungsarbeiten im Fortschreiten oft durch wirkungsvolle feindliche Luftangriffe behindert. Es waren ganz ungeheure Materialmengen zu befördern, auf die die weitere Kriegführung nicht verzichten konnte. Viele Stellen hatten eine falsche Vorratspolitik getrieben, das sollte sich jetzt rächen.

Vor der Front der Heeresgruppe v. Gallwitz zwischen St. Mihiel und der Mosel war schon Ende August reger Verkehr aufgefallen. Es wurde dort ein amerikanischer Angriff wahrscheinlich. Die O.H.L. schob Reserven hin. Ich erörterte mit den Chefs der Heeresgruppe und der dem Angriff ausgesetzten Armeeabteilung die Räumung des Bogens, wie sie seit langem bereits planmäßig vorbereitet war. Die örtlichen Kommandostellen waren zuversichtlich. In Rücksicht auf die dahinter liegenden Industriezentren befahl die O.H.L. die Räumung des Bogens leider erst am 10. September.

Die Räumungsarbeiten waren noch nicht weit vorgeschritten, als am 12. September der Angriff zwischen Rupt und Mosel erfolgte, begleitet von einem Nebenangriff gegen das Nordende des Bogens auf der Combreshöhe. An beiden Stellen drang der Feind ein. An der Südfront wurde eine preußische Division durchbrochen. Die Reserven waren nicht nahe genug heran, um den Schaden sofort auszugleichen. Auf der Combreshöhe stand eine k. u. k. Division, die sich auch besser hätte schlagen müssen. Das örtliche Armee-Oberkommando befahl bereits mittags die Räumung des Bogens. Ich war unzufrieden mit mir, aber auch mit den örtlichen Kommandostellen. Zunächst bekam ich Meldungen, daß die weitere Räumung gut verliefe. Das war möglich, da der Feind nicht nachstieß. Auf dieser Grundlage gab ich meinen Heeresbericht, der, wie es sich nachher herausstellte, zu günstig war.

Meinen Heeresberichten ist Unaufrichtigkeit vorgeworfen worden. Sie sind einwandfrei wahr gewesen und wurden so abgefaßt, wie es unser Gewissen gegenüber dem Heer, dem Volk daheim und unseren Verbündeten gebot. Die Abendmeldungen gaben nur in kurzen Worten die Tagesereignisse wieder. Die Mittagsberichte gründeten sich auf die Meldungen, die bei der O.H.L. bis zur Zeit meiner Unterschrift — in der Regel 10 Uhr 30 vormittags — vorlagen. Ich schrieb sie vornehmlich für das Heer. Der Soldat hatte das Recht, das, was er geleistet und erduldet hatte, erwähnt zu wissen. Der Truppenteil, der Offizier oder Mann, der im Heeresbericht genannt wurde, war stolz darauf: Es war doch etwas Erhebendes, den eigenen Ruhm der Welt verkündet zu sehen. Auch die Heimat war mit Recht stolz auf die öffentliche Anerkennung ihrer Söhne. Jedes Wort des Heeresberichts war sorgsam abgewogen. Große Ereignisse wurden ausführlich gewürdigt; von kleineren Gefechtshandlungen konnten nur die wichtigsten Erwähnung finden. Die in ruhigen Zeiten häufige Meldung: „Nichts Besonderes“ oder „Keine wesentlichen Ereignisse“ sagte dem Kundigen, daß an jeder Stelle der ausgedehnten Fronten wiederum durch Nacht und Tag deutsche Männer in treuester Hingabe ihre schwere Pflicht gegen das Vaterland erfüllt hatten.

Verluste an Gelände wurden, wenn sie von Einfluß auf die Gestaltung der Kampflage waren, erwähnt, allerdings erst dann, wenn für die kämpfenden Truppen kein Nachteil daraus erwachsen konnte. Daß ich die Zahl der Geschütze und Gefangenen, die uns der Feind abgenommen hatte, mitteilen sollte, konnte kein Mensch erwarten, auch der leider so objektiv denkende Deutsche nicht! Wir waren nicht das starke Volk, von dem mir gerade in jenen Tagen so oft gesprochen wurde! Das dauernde Lesen der feindlichen Heeresberichte hatte schon genug Schaden getan. Das Mißtrauen gegen die Meldungen der O.H.L. ging stellenweise so weit, daß sie an der Hand der feindlichen Heeresberichte verglichen wurden. Das war so recht deutsch!

Die O.H.L. hatte den Abdruck der feindlichen Heeresberichte im Vertrauen auf die Einsicht des deutschen Volkes zugelassen. Ich hatte später die Empfindung, daß es ein Fehler war. Der Feind trieb mit seinen Berichten förmlich Propaganda bei uns und drückte unsere Stimmung. Ein nachträgliches Verbot, die Berichte wiederzugeben, erschien mir allerdings noch fragwürdiger. Frankreich wußte sehr gut, warum es den Abdruck unserer Heeresberichte nicht zuließ, obwohl wir keinerlei Propaganda durch sie trieben.

In der Woëvre-Ebene gelang trotz schmerzlicher Einbuße die Räumung des Bogens und das Beziehen der Michelstellung. Schon am 13. flaute die Gefechtstätigkeit ab. Die Meldungen, die ich erhielt, ließen uns mit der Fortsetzung des Angriffs gegen die Michelstellung rechnen.

Nach dem 22. änderte sich das Bild vor der Heeresgruppe v. Gallwitz. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Angriffs trat zurück; ein Kampf beiderseits der Argonnen schien nahe bevorzustehen.

Die Gesamtlage war immer ernster geworden. Unsere Truppen waren überaus mitgenommen, die Stände wurden schwächer, die Übermüdung wuchs, aber die Front war in Ordnung, nur bei der 2. Armee stellenweise noch immer brüchig.

Die k. u. k. Front in Italien stand. Anzeichen eines italienischen Angriffs lagen noch nicht vor.

Dies war der Stand der Dinge, als die Ereignisse in Bulgarien die O.H.L. zu schweren Entschließungen zwangen.

Am 15. September griffen die Ententearmeen in Mazedonien östlich des Vardar, in dem Gebirge zwischen Vardar und Cerna und mit schwächeren Kräften bei Monastir an. Auf beiden Flügeln scheiterten die Angriffe. In der Mitte, wo die Verhältnisse dem Angriff die größten Schwierigkeiten boten, leisteten die dort stehenden bulgarischen Truppen keinen Widerstand. Sie gaben ihre Stellungen einfach auf. Nur hierdurch ist das schnelle Vorwärtskommen der Ententetruppen in jener wild zerklüfteten, für die Verteidigung wie geschaffenen Gebirgsgegend mit Hochgebirgscharakter möglich geworden.

Das deutsche Oberkommando beabsichtigte, die Bulgaren in der zweiten Stellung mit rechtzeitig herangeführten Reserven, in Stärke dreier deutscher Divisionen, zum Halten zu bringen. Es sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht: die Bulgaren gingen durchaus planmäßig in der einen Richtung kampflos hinter die Cerna, in der anderen hinter den Vardar zurück, die bulgarischen Reserven fochten nicht. Die deutschen Truppen, die noch kurz vorher durch Bataillone aus Rumänien verstärkt waren, konnten das Loch allein nicht schließen. Der Entente war der Abstieg nach Norden in das Vardartal in Richtung Krivolac frei.

Auch die weiteren Versuche, den Widerstand zu organisieren, scheiterten. Die bulgarische Armee ging nach Hause. Nur die unmittelbar unter deutschem Kommando stehenden Bulgaren zwischen Preßba-See und der Cerna zeigten zunächst noch eine bessere Haltung.

Schon am 16., spätestens am 17., telegraphierte General Lukow, der die Truppen an der Struma befehligte, an den Zaren, er müsse Waffenstillstand schließen; er konnte es gar nicht eilig genug haben, sich auch äußerlich von uns zu trennen und sich der Entente offen in die Arme zu werfen.

Wenige Tage nach dem 15. bekam ich einen Geheimbericht des französischen Generalstabes, aus dem klar hervorging, daß französischerseits von der bulgarischen Armee kein Widerstand mehr erwartet wurde. Die Ententepropaganda und das Ententegeld sowie der Vertreter der Vereinigten Staaten in Sofia, der dort geblieben war, hatten ihre Schuldigkeit getan. Auch hier war von der Entente ganze Arbeit geleistet. Vielleicht haben sich auch bolschewistische Strömungen von Rußland her eingeschlichen. Der Zar und auch unser Vertreter in Sofia haben nichts davon erkannt.

Alle deutschen Stellen hatten ihr möglichstes getan. Wo Deutsche kommandierten, hielt die bulgarische Armee zusammen. Deutsches Kommando im Hochgebirge war von den Bulgaren abgelehnt worden.

Die bulgarische Armee hatte lange Ruhe gehabt. Sie war in der Lage gewesen, sich zu kräftigen; sie hätte uns im Westen helfen müssen, anstatt daß wir ihr halfen. Die O.H.L. wußte, daß die bulgarische Armee krank war, doch schien die Hoffnung begründet, daß sie den von uns erwarteten Angriff aushalten würde, wie das auch da eintrat, wo der Wille zum Kampf noch vorhanden war. Wir rechneten nach wie vor, ebenso wie die deutschen Führer in Bulgarien, wohl mit örtlichen Mißerfolgen, aber nicht mit der vollständigen Auflösung des bulgarischen Heeres.

Die bulgarische Regierung hat nichts getan, um den Kriegswillen in Volk und Heer zu heben und die Mannszucht der Truppen zu festigen. Sie ließ sogar die feindlichen Einflüsse, geschürt von dem Vertreter der Vereinigten

Staaten, der trotz meiner Warnungen in Sofia verblieben war, frei walten und duldete jede Hetze gegen uns. Den Schluß machte das Ententegeld, das auch die zurückflutenden Truppen reichlich nach Sofia mitbrachten. Hierin und nicht in anderen Dingen lag die Ursache für den Abfall Bulgariens vom Vierbund.

Über den Ernst der Lage, der durch den Zusammenbruch Bulgariens entstand, gab sich niemand einer Täuschung hin.

Auch die Türkei wurde einer schweren Belastung unterworfen. Ihre Palästinafront war haltlos zusammengebrochen. Die deutschen Offiziere und Truppen hatten auch dort ihre Schuldigkeit getan, der deutsche Soldat auch am Jordan heldenhaft gekämpft. Unsere Kräfte aber waren begrenzt. Sie konnten auch hier die türkische Armee nur eine Zeitlang aufrecht halten.

Der Engländer gewann schnell längs der Eisenbahn nach Damaskus und der Küste nach Norden zu Gelände. Konstantinopel war damit im Augenblick noch nicht bedroht, aber die Widerstandskraft der Türkei doch stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Fall Konstantinopels mußte früher oder später kommen, ob im November oder im Dezember, das war für die große Lage gleich.

Daß die Entente versuchen würde, Serbien zu befreien sowie Ungarn, und damit die Doppelmonarchie, von dorther anzugreifen, um ihr den Todesstoß zu geben, war selbstverständlich. Unsere ganze Front auf dem Balkan war ins Wanken geraten; es war die Frage, ob es uns gelingen würde, sie in Serbien und Bulgarien, spätestens an der Donau, neu zu bilden.

In unserer Lage mußte alles geschehen, um unsere Stellung auf der Balkanhalbinsel zu festigen und dadurch einen Stoß der Entente nach Ungarn hinein, in die Flanke Deutschlands und Österreichs zu verwehren. Wir setzten daher mehrere Divisionen nach dem Balkan in Marsch.

Sehr bald wurde es aber klar, daß von Bulgarien nichts mehr zu erwarten sei. Der Zar dankte ab und verließ das Land. Die Regierung wandte sich ganz der Entente zu. Die bulgarische Armee löste sich auf oder ließ sich entwaffnen. Der Abschluß des Waffenstillstandes, der Bulgarien völlig in die Hand der Entente geben würde, war stündlich zu erwarten.

Die Frage, ob es uns gelingen würde, in Serbien und Rumänien eine neue Flankendeckung für Österreich-Ungarn und unsere Westfront zu bilden und uns die Öllieferungen Rumäniens zu erhalten, war im höchsten Maße zweifelhaft.

Ein Angriff in Italien stand nun mit Sicherheit zu erwarten. Wie die k. u. k. Truppen sich jetzt dort schlagen würden, war völlig ungewiß.

Die Kampflage konnte sich nur noch entscheidend verschlechtern. Ob das langsam oder reißend schnell gehen würde, war nicht zu übersehen. Wahrscheinlich war, daß sich die Ereignisse in absehbarer Zeit vollendeten, wie es auf der Balkanhalbinsel und an der k. u. k. Front in Italien auch tatsächlich eintrat.

Ich fühlte in dieser Lage die schwere Verantwortung in mir, die Beendigung des Krieges zu beschleunigen und die Regierung zu entscheidendem Handeln zu veranlassen. Die O.H.L. hatte seit dem 11. September von dem Friedensschritt bei der Königin der Niederlande nichts vernommen. Seit Mitte August war die Zeit ergebnislos verstrichen. Die Note des Grafen Burian war verhallt. Die Diplomatie sah sich gegenüber dem Vernichtungs-

willen des Gegners vor eine unmögliche Aufgabe gestellt. In dieser Gedankenverbindung, die nicht blitzartig kam, sondern seit Anfang August nach und nach in schweren Kämpfen mit mir selbst in meinem Innern sich festigte, ließ ich den Staatssekretär v. Hintze am 26. September bitten, nach Spaa zu kommen.

Die Verhältnisse in Berlin waren inzwischen recht unerquicklich geworden, der Kampf um die Macht wieder schroffer in die Erscheinung getreten. Der Sturm des Abgeordneten Erzberger gegen den Grafen v. Hertling war das äußere Wahrzeichen und hatte hochgehende Wogen aufgepeitscht. Der Mahnung des Kaisers zu einer einheitlichen und geschlossenen Führung der Regierungsgeschäfte wurde nicht entsprochen. Ich habe damals keinen klaren Einblick in die Vorgänge jener Tage gewonnen. Ich wußte nicht, daß am 28. September in Berlin die Revolution von oben und ein Friedensantrag an Wilson beschlossen wurde. Staatssekretär v. Hintze sagte seinen Besuch auf Sonntag den 29. zu.

Im Westen hatten inzwischen wieder gewaltige Kämpfe eingesetzt.

Östlich Ypern machte die Entente einen Angriff und drängte uns auf dem alten Schlachtfelde in Flandern überall aus unseren vordersten Linien und darauf zum Teil auch über die Artillerieschutzstellung zurück. Wir sahen uns veranlaßt, die Armee in eine rückwärtige Stellung zu nehmen.

In Richtung Cambrai gewann am 27. der Feind in einem starken Stoß über den Kanal Gelände, obschon hier alles auf das beste vorgesehen war. Weiter südlich bis zur Vesle wurde die Front gehalten.

In der Champagne und auf dem Westufer der Maas hatte am 26. September eine große Schlacht begonnen. Franzosen und Amerikaner griffen hier mit sehr weit gesteckten Zielen an. Westlich der Argonnen waren wir Herren der Lage geblieben und hatten eine kraftvolle Abwehr geführt. Zwischen Argonnen und Maas war der Amerikaner eingebrochen. Er hatte hier eine starke Armee zusammengezogen. Sein Eingreifen in die kriegerischen Ereignisse war damit immer entscheidender geworden. Sein Stoß wurde aufgefangen.

Wir standen an der ganzen Westfront wieder in einem großen Ringen.

Am 29. September und den folgenden Tagen fanden weitere Kämpfe statt, sie brachten nur die übliche Spannung. Nichts forderte zu plötzlichen Entschließungen auf. Ich lege auf diese Feststellung für das Nachfolgende ebensolchen Wert, wie darauf, daß seit Mitte August die Regierung für die Herbeiführung des Friedens nichts erreicht hatte. Hierin lag für mich nichts Überraschendes. Die Pflicht gebot, endlich über tatlosen Zeitverlust und leere Worte hinaus zu kommen. Der Feind war um Frieden und Waffenstillstand anzugehen. Das erforderte die Kriegslage, deren Verschlechterung nur allzu wahrscheinlich war. Noch brauchten wir uns nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Feind mußte zu Wort kommen. Würde es nach Versöhnung oder nach Vergewaltigung klingen? Wie ich Clemenceau und Lloyd George einschätzte, mußte ich das Schlimmste befürchten. Wilson indes hatte seine Bedingungen oft unter Beobachtung ungewöhnlich feierlicher Formen genannt. Er und das von ihm vertretene Amerika mußten sich in ihrer Ehre gebunden fühlen. Sollte sich die Ansicht über Wilson bestätigen, so konnten wir seine 14 Punkte, die zwar hart, aber wenigstens klar umschrieben waren, als Grundlage von Verhandlungen annehmen; sollte aber eine Täuschung vorliegen, sollte der Feind den Bogen überspannen, sollten uns auch die feindlichen militärischen Führer die Achtung versagen, die unser mannhaftes Ringen verdiente, dann mußte der Kampf weitergehen, so unendlich schwer es auch wurde, dann waren vielleicht Regierung und Volk zu heroischen Taten zu bringen, wenn sie endlich einsahen, um was es für Deutschland in diesem Kampf doch eigentlich ging.

Gerade nach dieser Seite konnte ich die Hoffnung auf ein neues Erstarken der Heimat nicht aufgeben. Antwortete der Feind wie im Januar 1917, so mußte bei einigermaßen zureichender Führung auch wieder eine Stimmung, Entschlossenheit und Einheitlichkeit in der Nation Platz greifen, die nicht ohne günstige Rückwirkung auf unsere geistige Kriegsfähigkeit bleiben konnte. Daß sich dies sofort auf das Heer und die gesamte Kriegswirtschaft entscheidend geltend gemacht hätte, und zwar um so wirkungsvoller, je eher es eintrat, unterliegt keinem Zweifel. Wir hatten dann wieder ein Kriegsinstrument, mit dem sich eine sehr eindrucksvolle Sprache führen ließ, wenn der Gegner es durchaus nicht anders haben wollte. Darin lag nichts Unmögliches. Frankreich, Serbien und Belgien hatten sehr viel mehr gelitten als wir und hielten aus. Näherte sich der Krieg unserer Grenze, trat das Gefühl des Schutzes alles Teuren, was uns Heimat heißt, unmittelbar vor die Seele jedes einzelnen Mannes an der Front, der wußte, was Kriegsschauplatz, Schlachtfeld, selbst Etappengebiet heißt, drohte deutschem Boden der Krieg in der ganzen Größe seiner Vernichtungskraft, so steht, dachte ich, unser 70 Millionen-Volk wieder wie ein Mann geschlossen bereit zur machtvollen Entfaltung seiner immer noch vorhandenen Riesenkraft. Ob das völlig ausgeblutete, schwerer als wir leidende Frankreich auch nach der Räumung noch lange durchgehalten hätte, war ebenfalls die Frage. Auf keinen Fall war unsere Lage so, daß sie eine Kapitulation vor unserem Volke und unseren Kindern rechtfertigen konnte; auf jeden Fall aber mußte, wenn es irgend möglich schien, der Weg zum Frieden beschritten werden.

Ich hatte mich langsam zu dem schweren Entschluß durchgerungen und fühlte nun die Pflicht und den inneren Drang zu handeln, gleichgültig, was andere sagten, die über die Kriegslage weniger unterrichtet waren. Ich bin bei allen großen Entschlüssen dieses Krieges in vollem Verantwortungsbewußtsein meiner Auffassung gefolgt. Daß ich noch mehr verunglimpft und für alles Unglück verantwortlich gemacht werden würde, das wußte ich. Diese persönlichen Bitternisse konnten meinen Entschluß nicht beeinflussen.

Am 28. September 6 Uhr nachmittags ging ich zum Generalfeldmarschall in sein Zimmer, das eine Treppe tiefer lag. Ich legte ihm meine Gedanken über ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot vor. Die Lage könne sich durch die Verhältnisse auf dem Balkan nur noch verschlechtern, auch wenn wir uns an der Westfront hielten. Wir hätten jetzt die eine Aufgabe, ohne Verzug klar und bestimmt zu handeln. Der Generalfeldmarschall hörte mich bewegt an. Er antwortete, er habe mir am Abend das gleiche sagen wollen, auch er hätte sich die Lage dauernd durch den Kopf gehen lassen und hielte den Schritt für notwendig. Einig waren wir uns auch darüber, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes eine geregelte und ordnungsmäßige Räumung des besetzten Gebiets und eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten an den Grenzen unseres Landes zulassen müßten. Erstere war ein

ungeheures militärisches Zugeständnis. An ein Aufgeben des Ostens dachten wir nicht. Ich glaubte, die Entente würde die Gefahr erkannt haben, die vom Bolschewismus auch ihr drohte.

Der Generalfeldmarschall und ich trennten uns mit festem Händedruck wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben und die nicht nur in guten, sondern auch in den schwersten Stunden des menschlichen Lebens zusammenstehen wollen. Unsere Namen waren mit den größten Siegen des Weltkrieges verknüpft. Jetzt waren wir uns in der Auffassung einig, daß es unsere Pflicht sei, unsere Namen für diesen Schritt herzugeben, den zu vermeiden wir alles Erdenkliche getan hatten.

Die Grundlage für die Beratung mit dem Staatssekretär v. Hintze war durch die Besprechung zwischen dem Generalfeldmarschall und mir am 28. September auch äußerlich festgestellt. Die Unterredung fand am 29. 10 Uhr vormittags im Hotel Britannique statt.

Staatssekretär v. Hintze legte zunächst die innere Lage ohne jede Bezugnahme auf äußere Verhältnisse dar, so wie es in Berlin am Abend vorher beschlossen war. Graf v. Hertling könne nicht länger bleiben, auch seine eigene Stellung sei nicht mehr gefestigt. In Berlin müsse zufolge der inneren Lage ein vollständiger Systemwechsel eintreten und ein parlamentarisches Ministerium gebildet werden. Er sprach auch von der Möglichkeit einer Revolution von unten. Weiterhin führte er aus, daß der Friedensschritt bei der Königin der Niederlande nicht unternommen und ein weiterer nicht eingeleitet sei. Es war also nichts Positives geleistet.

Jetzt legten der Generalfeldmarschall und ich die Lage und unsere Ansichten über Waffenstillstandsbedingungen dar. Staatssekretär v. Hintze hielt es für das Richtigste, an den Präsidenten Wilson mit dem Ersuchen um Waffenstillstand und Frieden heranzutreten, ein Gedanke, mit dem sich das Auswärtige Amt schon lange beschäftigt hatte. Wir waren mit diesem Vorschlage einverstanden, wenn wir auch anregten, die gleiche Note, wie an Wilson an England und Frankreich zur Kenntnisnahme zu richten.

Nach der Besprechung fuhren wir sofort zu Seiner Majestät, der aus Kassel nach Spaa gekommen war. Staatssekretär v. Hintze hielt den gleichen Vortrag über die innerpolitischen Verhältnisse und dehnte ihn jetzt auf den Friedens- und Waffenstillstandsschritt beim Präsidenten Wilson aus. Der Feldmarschall gab darauf das Bild der militärischen Lage, das ich nur kurz bestätigte. Seine Majestät war ungemein ruhig. Er erklärte sein Einverständnis, den Schritt bei Wilson zu unternehmen. Am Nachmittage erging auf Betreiben des Staatssekretärs v. Hintze ein Allerhöchster Erlaß an den inzwischen eingetroffenen Reichskanzler über die Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland. Die O.H.L. erhielt erst nach seiner Veröffentlichung von ihm Kenntnis; Graf Hertling glaubte ihn nicht verwirklichen zu können und trat ab. In Berlin begann nun die Suche nach dem neuen parlamentarischen Reichskanzler. Es war ein eigenartiger Vorgang, bei dem die Krone jede Initiative aus der Hand gab.

Staatssekretär v. Hintze hatte mir auf die Frage, wann die neue Regierung gebildet und beschlußfähig wäre und die Note mit den Verbündeten vereinbart sein und abgehen könne, Dienstag, den 1. Oktober angegeben.

Ich hielt zunächst an diesem Zeitpunkt fest.

Auf Wunsch des Staatssekretärs Graf v. Roedern, der ebenfalls nach

Spaa gekommen war, sandte die O.H.L. Major Frhr. v. dem Bussche noch am 29. abends nach Berlin. Er hatte dort im Reichstage über die militärische Lage Aufschlüsse zu geben, falls es der Reichsleitung geboten erschien. Vizekanzler v. Payer führte ihn am 2. Oktober 9 Uhr vormittags den versammelten Parteiführern des Reichstages zu und blieb bei der weiteren Besprechung zugegen. Major Frhr. v. dem Bussche kannte meine Ansichten und Absichten. Er hatte sich diese vor seinem Vortrage auch schriftlich niedergelegt. Sein Vortrag war durchaus sachlich. Er schilderte die Kriegslage auf dem Balkan, wie sie sich aus dem Abfall Bulgariens ergeben hatte, vielleicht noch zu günstig und die Verhältnisse an der Westfront durchaus zuversichtlich, den Truppen spendete er Lob. Unsere Ersatzlage wurde pflichtgemäß als überaus ernst erörtert und darauf hingewiesen, daß wir nicht mehr in der Lage seien, unsere Abgänge zu decken.

Major Frhr. v. dem Bussche schloß:

„Wir können den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, dem Gegner schwere Verluste beibringen, verwüstetes Land hinter uns lassen; gewinnen können wir damit nicht mehr.

Diese Erkenntnis und die Ereignisse ließen in dem Herrn Generalfeldmarschall und dem General Ludendorff den Entschluß reifen, Seiner Majestät vorzuschlagen, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten weitere Opfer zu ersparen.

Ebenso wie unsere große Offensive am 15. Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortsetzung nicht mehr im Verhältnis zu den zu bringenden Opfern stand, ebenso mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erzielen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen.

Deshalb darf keine Zeit verloren gehen. Jede 24 Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche noch klarer zu übersehen.

Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten und für die militärische Lage haben.

Weder Heer noch Heimat dürfen etwas tun, was Schwäche zeigt. Gleichzeitig mit dem Friedensangebot muß in der Heimat eine geschlossene Front entstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder nur einen demütigenden Frieden geben will.

Sollte dieser Fall eintreten, dann wird das Durchhalten des Heeres entscheidend von der festen Haltung der Heimat und dem Geist, der aus der Heimat zum Heere dringt, abhängen."

In seinem Vortrage hat Major Frhr. v. dem Bussche mein Programm und auch meine Gedanken ausgesprochen.

Die Wirkung des Vortrages des Majors Frhrn. v. dem Bussche war sehr stark. Ob die Art, wie er sprach, der stets ernste Eindruck seiner Persönlichkeit die Wirkung seiner Worte auf die Zuhörer vertieft hat, weiß ich nicht, es wäre menschlich begreiflich gewesen. Auch Major Frhr. v. dem Bussche merkte den Abgeordneten die starke Nervenerschütterung an.

Seine würdig-ernsten Worte am Schluß über das, was uns not tue, verhallten. Ich glaube, sie wurden bei der starken Erregung überhaupt nicht richtig verstanden. Unentschuldbar ist es, daß das, was Major Frhr. v. dem Bussche gesagt hatte, sofort in die Öffentlichkeit kam, und zwar in einer Weise, die uns aufs schwerste schaden mußte. Klarer konnte unsere Schwäche dem Feinde gar nicht mitgeteilt werden, als es jetzt geschah.

Es war in hohem Grade bedenklich, daß der Major von der bisherigen Regierung nicht darauf aufmerksam gemacht war, daß sich unter seinen Zuhörern ein Pole befinde. Die Regierung hätte wissen müssen, daß dieser alles, was er hörte, sofort im Inlande und nach dem Auslande verbreiten würde.

In der Auffassung, daß die Regierung bis zum 1. Oktober gebildet werden könne, und durchdrungen von der Pflicht, die ich gegenüber der Armee fühlte, hatte ich in Spaa am 30. September und 1. Oktober noch Besprechungen mit Vertretern des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes, ebenso wies ich in Übereinstimmung mit dem Generalfeldmarschall Major Frhrn. v. dem Bussche an, dringend auf Absendung der Note am 1. Oktober, spätestens am 2. Oktober mittags, hinzuwirken, so, wie es der Staatssekretär v. Hintze als möglich angesehen hatte.

Mich bewegte vornehmlich der Gedanke, Menschenleben zu erhalten, und die Überlegung, daß, je früher begonnen würde, um so günstiger unsere Lage bei Beginn der Verhandlungen sein werde. Wenn sie auch im jetzigen Augenblick nicht bedrohlich sei, so könne es doch in zwei oder drei Wochen von entscheidender Bedeutung werden, ob das deutsche Heer 24 Stunden früher oder später Waffenruhe oder, wenn wir weiterkämpfen sollten, einen geistigen Antrieb aus der Heimat erhalte. Diesem gegenüber war eine Verzögerung der Kabinettsbildung über die vom Staatssekretär v. Hintze erforderlich gehaltene Zeit hinaus unentschuldbar. Ich habe hierüber oft mit meinen Herren gesprochen und nur in dieser Auffassung gehandelt. Im übrigen stand ich auf dem Boden des dem Staatssekretär Gesagten und des Vortrages des Majors Frhrn. v. dem Bussche. Das gibt ein geschlossenes Bild. Wie der Gedanke hat entstehen können, ich hätte gesagt, „der Waffenstillstand müsse in 24 Stunden abgeschlossen werden, sonst bräche die Front zusammen", ist mir unerfindlich. Zwischen meiner Besprechung am 29. September und dem Vortrage des Majors Frhrn. v. dem Bussche am 2. Oktober, die beide dem Sinne nach sich decken, liegen keine kriegerischen Ereignisse, die ein Schwanken meiner Anschauungen in der Zwischenzeit hätten hervorrufen können.

Am 1. Oktober spät nachts und im Laufe des 2. rief mich Oberst v. Haeften, der Vertreter der O.H.L. beim Reichskanzler, des öfteren an und gab mir ein Bild von den Schwierigkeiten, denen die Bildung der neuen Regierung und damit der Abgang der Note begegnete. Ich hatte ihn am 30. September über die Vorgänge in Spaa unterrichtet und ihn angewiesen, die Regierung zum schnellen und energischen Handeln zu veranlassen, er solle jedoch nicht „drängeln", wohl aber auf die schweren Nachteile hinweisen, die jeder Tag des Zögerns und der Untätigkeit zeitigen könne. Auch Oberst v. Haeften gegenüber hatte der Staatssekretär v. Hintze am Nachmittage des 30. September betont, daß die neue Regierung spätestens am 1. Oktober nachmittags gebildet sein werde und dann das Friedensangebot am Abend abgehen könne.

Nach der Besprechung mit Oberst v. Haeften am 1. abends sah ich klar und erkannte, daß die Voraussetzung des Staatssekretärs v. Hintze nicht zuträfe. Ich wies jetzt Oberst v. Haeften an, darauf zu achten, daß keine unnötige Versäumnis entstünde, gab mich aber bei der Lage in Berlin mit einem Hinausschieben der Absendung der Note zufrieden.

Am 2. Oktober abends wurde Prinz Max von Baden zum Reichskanzler ernannt.

Am 3. Oktober fand eine Sitzung des neuen Kabinetts statt, der der Generalfeldmarschall als Vertreter der O.H.L. beiwohnte; er sprach sich in gleichem Sinne aus, wie wir es am 29. gegenüber Staatssekretär v. Hintze getan hatten, und legte die Ansichten der O.H.L. für den Reichskanzler in einem von mir für richtig gehaltenen Schreiben nochmals wie folgt fest:

„Die O.H.L. bleibt auf ihrer am Montag, den 29. September dieses Jahres, gestellten Forderung der sofortigen Herausgabe eines Friedensangebotes an unsere Feinde bestehen.

Infolge des Zusammenbruches der mazedonischen Front, der dadurch notwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und infolge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen.

Der Gegner seinerseits führt ständig neue, frische Reserven in die Schlacht.

Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die O.H.L. zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen.

Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben."

Ausdrücklich hob der Generalfeldmarschall hervor, daß die Abtretung deutschen Gebiets im Osten nicht in Frage kommen könne.

Der Generalfeldmarschall hat zu der vorstehend erwähnten Tatsache einer Friedensforderung vom 29. September den handschriftlichen Vermerk gemacht, daß dabei nur an die Anbahnung eines ehrenvollen Friedens gedacht war.

Am 4. Oktober kehrte der Generalfeldmarschall nach Spaa zurück. Am 5. wurde die erste Note an Wilson abgesandt.

Auf die Abfassung der Note und den Gang der politischen Handlung hat die O.H.L. keinen weiteren Einfluß gehabt. Ich hielt den Ton nicht für fest genug und schlug eine männlichere Sprache vor, fand aber keine Beachtung. Die Tatsache, daß wir uns auf den Boden der 14 Punkte Wilsons stellten, mußte leider für uns selbstverständlich sein. Sie näherten sich der in Deutschland aufgekommenen sozialistisch-demokratischen Weltanschauung und entsprachen der Zahl nach den 14 Punkten der österreichisch-ungarischen Note an Serbien Ende Juli 1914.

In einem Telegramm vom 2. Oktober betonte ich, „daß die 14 Punkte der Wilsonschen Note als Grundlage für die Friedensbesprechungen dienen, nicht aber als vom Feind auferlegte Bedingungen gelten sollen". Der Generalfeldmarschall hatte sich in Berlin auf den gleichen Standpunkt gestellt, damit aber kein Verständnis bei den anwesenden Staatssekretären gefunden. Nur der Vizekanzler v. Payer pflichtete dem Generalfeldmarschall bei.

Zur Bearbeitung der Waffenstillstandsfragen wurde eine Kommission nach Spaa zusammenberufen. Ihren Vorsitz führte General v. Gündell, vom Reichs-

kanzler war Staatssekretär v. Hintze abgeordnet. Im übrigen gehörten zu ihr General v. Winterfeldt, Major Brinckmann und Kapitän z. S. Vanselow.

Durch Aufklärung des Heeres wurde versucht, die schwächende Wirkung des Waffenstillstands- und Friedensangebotes auszugleichen.

Ich habe nach dem 29. September mit vielen Chefs über das Angebot gesprochen und die Genugtuung gehabt, daß das Vertrauen zu mir damals nicht gelitten hat.

In seiner ersten großen Reichstagsrede am 5. Oktober über die Notwendigkeit des Weiterkämpfens im Falle unannehmbarer Bedingungen vertrat Prinz Max den gleichen Standpunkt, wie ihn der Generalfeldmarschall und ich einnahmen. Der Reichstagspräsident sprach sich in demselben Sinne aus.

Ich gewann die Überzeugung, daß zwischen Reichskanzler, Reichstag und O.H.L. volle Übereinstimmung über diese Grundfrage herrschte. Aber beim Reichskanzler und dem Reichstage fehlte die Überzeugung, daß — schon seit 1914 — jeder Deutsche für sein Leben kämpfe und dieser Daseinskampf jedes Opfer von uns allen fordere. Das lebendige Bewußtsein hierfür war unter den tausendfältigen Schlagworten, mit denen unsere Volksseele von innen und außen vergiftet war, verloren gegangen. Erst im Mai 1919, nach Bekanntgabe der unerhörten Friedensbedingungen, brach diese Erkenntnis im Volk und in der Nationalversammlung durch. Wieder sprach derselbe Präsident schöne, ergreifende Worte. Aber auch diesmal blieben die Worte nur Worte.

Vielleicht hätte ich richtiger und klüger gehandelt, wenn ich schon Anfang Oktober bestimmt an die Regierung die Frage gestellt hätte, über die sie sich auch schlüssig werden mußte: Will das deutsche Volk für seine Ehre weiterkämpfen, will die Regierung den letzten Mann aufrufen und das Volk nochmals mit heilig ernster Begeisterung erfüllen? Ich glaube aber noch heute, daß in jenen Tagen ein Ruf an die Heimat ohne genügenden Erfolg verklungen wäre. Trotz der vier Jahre Krieg herrschte ja immer noch, wie aus den Reden am 5. Oktober hervorging, Unklarheit über sein Wesen; Regierung und Volk hatten den gewaltigen Ernst der Lage noch nicht erkannt. Noch hatte der Feind nicht, wie er es erst in der zweiten Wilson-Note für jeden deutlich tat, seine Vernichtungsabsichten enthüllt.

Die Antwort des Präsidenten Wilson auf unser Angebot vom 5. Oktober traf am 9. Oktober zunächst mit Funkspruch in Berlin ein. Militärisch forderte sie als Vorbedingung für den Abschluß eines Waffenstillstandes die Räumung der besetzten Gebiete im Westen. Hierauf waren wir vorbereitet. Die Note ließ den Weg zu weiteren Verhandlungen offen.

Auf Wunsch des Prinzen Max fuhr ich nach Berlin. Ich hatte ein längeres Gespräch mit ihm unter vier Augen. Ich kannte den Prinzen bereits. Er war zweimal im Großen Hauptquartier gewesen. Wir hatten uns lange unterhalten und uns gegenseitig interessiert zugehört. Viel Gemeinsames hatten wir nicht. Vizekanzler v. Payer hatte ihn jetzt als den einzig möglichen Reichskanzler bezeichnet. Ich konnte mich damit abfinden. Ich hielt Prinz Max als Prinz und Offizier für geeignet, die neue Zeit einzuleiten. Ich glaubte, er würde geben, aber zugleich auch bremsen. Gehörte er doch einem alten Fürstengeschlechte an, das für die Größe Deutschlands ein warmes Empfinden hat. Er konnte so dem deutschen Vaterlande in schwerster Zeit nützen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt.

Der Prinz hatte mir zu der Besprechung einen Fragebogen vorlegen lassen, der in seiner Genauigkeit unmöglich zu beantworten, aber doch dafür charakteristisch war, wie wenig die Herren in Berlin das Wesen des Krieges kannten. Meine Antworten bewegten sich in meinem bisherigen Gedankengang. Es lag für mich kein Grund zu einer abweichenden Stellungnahme vor. Die Antwort Wilsons ließ noch die Hoffnung zu, daß wir einen Frieden bekämen, der uns nicht vernichtete.

Der Prinz wollte auch andere höhere Offiziere über die Lage hören. Die O.H.L. aber hatte allein einen Gesamtüberblick. Bei jeder Armee waren die Verhältnisse anders. Rückschlüsse von einer Armee auf die Gesamtfront waren ausgeschlossen. Ich lehnte ab. Der Generalfeldmarschall und ich hatten zudem allein die Verantwortung zu tragen. Seine Majestät konnte sich jeden Augenblick Äußerungen einfordern, nicht aber der Reichskanzler.

Es war jetzt Zeit geworden, endgültige Klarheit darüber zu schaffen, ob das deutsche Volk weiterkämpfen wollte, wenn die Verhandlungen mit dem Feinde nicht zu einem Frieden führten, den wir annehmen konnten. Die Vorbereitungen mußten getroffen werden. Aus der Presse hatte die O.H.L. ein günstiges Bild über diese Möglichkeit erhalten. Nach seiner Rede vom 5. Oktober hatte aber Prinz Max noch nichts getan, um seine damals geäußerte Ansicht für diesen Fall zu verwirklichen. Ich stellte ihm daher die entsprechende Frage und bat um baldigen Bescheid.

Ich nahm am gleichen Tage an einer Sitzung des Kriegskabinetts teil. Der Fragebogen wurde behandelt. Auch ich stellte meine Fragen. Besondere Entschließungen wurden nicht gefaßt.

Am Schluß der Kabinettssitzung dankte mir Prinz Max für mein Kommen. Mit Zustimmung des Generalfeldmarschalls erklärte ich in einer kurzen Erwiderung ausdrücklich, wir würden die neue Regierung redlich unterstützen.

Das Kabinett war zu vielköpfig. Es nannte sich zwar Kriegskabinett, hatte aber mit den Kriegskabinetten unserer Feinde nichts gemein.

Die Beantwortung der ersten Note Wilsons ging im Einverständnis zwischen Regierung und O.H.L. vor sich. Mir gelang es noch, in die Note eine Anfrage zu bringen, ob sich auch England und Frankreich auf den Boden jener 14 Punkte stellten. An den innerpolitischen Angeboten hatte die O.H.L. keinen Anteil. Sie vermochte wiederum den Ton nicht zu billigen. Unser Handeln zeigte zudem eine unwürdige Hast, alles über Bord zu werfen, was uns bis dahin heilig gewesen war. Der Feind mußte mit Genugtuung sehen, wie wir immer mehr in den Umsturz hineintrieben.

In der ganzen Welt verstummte plötzlich das Gerede vom Versöhnungsfrieden mit seinen idealen Schlagworten. Das war nicht weiter erstaunlich. Die Presse der Welt gehorchte der feindlichen Propaganda auf den Wink, und diese gebrauchte das Wort nicht mehr. Die Entente hatte mit ihm ihr Ziel erreicht, jetzt konnte sie die Maske abwerfen und einen Gewaltfrieden anstreben. Aber auch bei uns kam das Wort von einem Versöhnungsfrieden nur noch schüchtern heraus. Die Männer, die diese Ideen bisher verkündet und die Verwirklichung eines Friedens des Rechts und der Versöhnung als durchaus möglich und leicht erreichbar hingestellt hatten, fanden nicht den sittlichen Mut, klar auszusprechen, daß sie sich in den Absichten des Feindes geirrt und das Volk verwirrt und ins Unglück gebracht hätten. In undeutschem Denken scheuten sie sich zum Teil nicht, von dem Frieden nach den 14 Punkten

Wilsons als von einem Frieden des Rechts zu sprechen. So entwürdigten wir uns bereits. Scharf hetzten sie gegen mich: Ich hätte jetzt durch mein übereiltes Waffenstillstandsangebot ein neues Unglück verursacht, nachdem ich vorher durch meine Maßlosigkeit jeden Frieden verhindert hätte. So lenkten sie nun den Zorn des Volkes und der Armee auf mich. Wenn alle, die früher nur von Versöhnungsfrieden redeten, vom Kriege und dem Schrecken der Niederlage gesprochen und mich unterstützt hätten, auch die letzte Kraft des Volkes aufzubringen und es geistig kampffähig zu erhalten, so hätte ich jetzt nicht mit einem Antrag auf Waffenstillstand zu kommen brauchen. Auch hierüber wird Klarheit werden.

Am 12. Oktober ging die zweite Note nach Amerika.

Die Schlacht, die Ende September an der Westfront entbrannt war, hatte inzwischen ihren Fortgang genommen. Es handelte sich um eine gewaltige Anstrengung des Feindes, die Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und v. Boehn in Richtung Gent und Maubeuge sowie die Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und v. Gallwitz auf ihren inneren Flügeln beiderseits der Argonnen in Richtung Charleville—Sedan zu durchbrechen. Der ähnliche Grundgedanke hatte allen Angriffsoperationen der Entente seit Herbst 1915 zugrunde gelegen. Bisher waren sie an der Ermattung des Feindes und an unserer Widerstandskraft gescheitert. Jetzt waren wir geschwächt, und immer wieder versagte diese oder jene Division. Die Zahl der Drückeberger hinter der Front vermehrte sich erschreckend. Die Auskunftsstellen, die einzelne Mannschaften zurechtweisen sollten, bewältigten ihre Aufgaben nicht mehr. Die, die sich vorn schlugen, waren Helden. Sie waren für den weiten Raum nur zu wenig zahlreich. Sie fühlten sich vereinsamt. Auf den Offizier richteten sich die Augen des Mannes, auf ihm lastete die Schwere des Kampfes. Er tat mit seinen Getreuen Wunder an Tapferkeit. Regiments-, Brigade- und auch Divisionskommandeure mit Offizieren und wenigen Soldaten, häufig mit ihren Schreibern und Burschen, stellten persönlich die Lage wieder her. Sie verwehrten stark überlegenen, aber auch nicht mehr kampfbegeisterten Feinden den Einbruch. Wir können stolz sein auf jene Männer, die Heldentaten vollbrachten. Unser Kräfteverbrauch aber war groß. Das Beste blieb so auf blutiger Walstatt. Ein Teil unserer Bataillone konnte nur noch zwei Kompagnien bilden. Die O.H.L. sperrte den Urlaub. Infolge der schwierigen Transportlage mußten die in der Heimat befindlichen Urlauber zunächst dort bleiben. Sie verweilten hier länger, als gut war. In den kritischen Novembertagen hätten aber nur wenige Urlauber in Deutschland sein dürfen. Leider war dem nicht so.

Die Zeiten, die den Divisionen zur Ruhe und zur Instandsetzung ihres Geräts und der Bekleidung gelassen werden konnten, wurden immer kürzer. Die guten Truppen wurden mehr beansprucht als die nicht zuverlässigen. Auch das hatte schädliche Folgen. Sie vermochten nicht einzusehen, weshalb sie so oft Lücken schließen mußten. Ihr Kampfwille ließ nach. Die Anstrengungen wurden immer gewaltiger, die Kräfte verbrauchten sich. Es war ungemein schwer, einen Ausgleich zu bewirken und an geschwächten Stellen auszuhelfen. Die Fälle nahmen zu, in denen Divisionen zweiter Linie beschleunigt eingesetzt werden mußten und Verbände vollständig durcheinander kamen.

Die Anforderungen an die Nervenkraft der Führer an der Front stiegen fortgesetzt, sie hatten schwer zu tragen, behielten aber doch den klaren Blick für des Vaterlandes Not und stolzen Mut.

Im Norden wurde die 4. Armee Anfang Oktober unter steten Kämpfen langsam zurückgedrängt. Sie schlug sich tapfer, obschon ihre Divisionen nur schwache Stände hatten. Daß der Feind keinen größeren Erfolg hatte, konnte nur darin seinen Grund haben, daß auch er nicht mehr kampffreudig war. Die Verhältnisse wurden indes so gespannt, daß die O.H.L. sich entschließen mußte, die 4. Armee vorübergehend vom Feinde zu lösen und ihre Front zu kürzen. Sie erhielt den Befehl, in die Hermannstellung hinter den Kanal bei Ecloo und hinter die Lys zurückzugehen. Damit wurde die flandrische Küste aufgegeben. Der U-Bootstützpunkt war schon vorher verlegt worden.

Aus der Zurücknahme der 4. Armee hinter die Lys ergab sich die Notwendigkeit, nunmehr auch die 6. und 17. Armee hinter die Schelde in die Hermannstellung zu führen. Die 6. Armee stand am 17. noch westlich Lille und sollte in der Nacht zum 18. die Stadt räumen. Dieser Bewegung hatte sich die 17. Armee anzuschließen.

Weiter südlich focht die 2. Armee nicht glücklich und zog den rechten Flügel der gleichfalls schwer ringenden 18. Armee in Mitleidenschaft. Die O.H.L. sah sich genötigt, beide in die Hermannstellung zurückzunehmen. Der Entschluß fiel uns schwer. Der Ausbau der Hermannstellung war noch weit zurück. Ich hatte gehofft, daß die Armeen länger in der Siegfriedstellung bleiben würden. Die rückgängigen Bewegungen verliefen glatt. Der Feind prallte schon am 19. gegen die neuen Stellungen und wurde abgewiesen.

Die Abwehrschlacht in der Champagne und an der Maas beiderseits der Argonnen hatte einen günstigen Verlauf genommen trotz der ganz außerordentlichen Überlegenheit des Feindes gerade auf diesen Schlachtfeldern. Sie war erheblich größer als vor der Front der beiden nördlichen Heeresgruppen. Der Feind gewann nur langsam Gelände.

Die fortgesetzten heftigen Anstürme gegen den linken Flügel der 1. und gegen die 3. Armee ließen bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz in den ersten Oktobertagen den Entschluß reifen, die Schlacht abzubrechen und mit allen Teilen in die Hunding-Brunhildstellung zurückzugehen. Die O.H.L. konnte der Heeresgruppe, die überaus sparsam wirtschaftete, neue Kräfte nicht geben. Die beiden nördlichen Heeresgruppen verschlangen zu viel. Sie hieß die Bewegung gut, die sich planmäßig abwickelte.

Am 13. Oktober früh standen die 7., 3. und 1. Armee abwehrkräftig in der neuen, gut ausgebauten Stellung; die Räumung des Vorgeländes war annähernd vollzogen. Die Kämpfe der beiden letztgenannten Armeen Ende September/Anfang Oktober stellen einen vollen und glänzenden Abwehrerfolg dar, auf den Führer und Truppen mit Stolz zurückblicken können.

Der Feind folgte der rückgängigen Bewegung der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zwischen Oise und Aisne scharf; es kam hier sehr bald zu heftigen Kämpfen um unsere neue Stellung. Gegenüber der 5. Armee war der Druck der Amerikaner im Airetal westlich der Maas ungemein stark geblieben. Der Kampf griff auch auf das östliche Maasufer über. Trotz ihrer außerordentlichen zahlenmäßigen Überlegenheit scheiterten die Angriffe der jungen amerikanischen Truppen unter den größten Verlusten.

Ein Angriff gegen die Michelstellung und die Heeresgruppe Herzog Albrecht war vorläufig unwahrscheinlich.

Die Lage war am 17. also derart, daß wir auf der ganzen Front westlich der Maas eine rückwärtige Stellung eingenommen hatten. Auf dem rechten Flügel war die Bewegung noch in Ausführung. Besonders schwer wog es, daß das Heer mit dem Zurückgehen in die Hermann-, Hunding-Brunhildstellung eine Menge von Einrichtungen preisgab, die der Bequemlichkeit der Truppen dienten. Ich war weiter auf sehr starken Kräfte- und Nervenverbrauch bei uns gefaßt. Wir hatten an vielen Stellen erfolgreich gekämpft, an anderen hatte der Feind trotz seiner großen Überlegenheit sich doch mit nur geringen Erfolgen begnügen müssen. Der Ausgang der weiteren Kämpfe hing ausschlaggebend von dem inneren Halt der Truppen ab. Die Wirkungen, die das Waffenstillstandsangebot hervorgerufen hatte, waren nicht günstig gewesen, die Kriegsmüdigkeit war größer geworden. Es fehlte als Gegengewicht jede starke Äußerung der Heimat. Die Heimat und die Regierung mußten endlich Farbe bekennen, ob sie noch Kampfwillen hatten, nur so war auf eine Kräftigung des Geistes im Heere zu hoffen. Am 14. hatte sich die O.H.L. dem Reichskanzler gegenüber nochmals telegraphisch über diese Frage ausgesprochen. Schärfer als in jenen Tagen konnte sich der Zusammenhang zwischen Heer und Heimat gar nicht fühlbar machen.

Die Räumung des Gebiets hinter der neuen Stellung wurde eifrig fortgesetzt. Wir gingen dabei der Bevölkerung gegenüber mit größter Schonung vor, so wie wir es immer getan haben. Das, was sie zu erleiden hatte, waren Folgen des Kriegszustandes, nicht unserer Kriegführung. Diese steht makellos da. Aber die Entente brauchte Beschuldigungen gegen uns, um Wilson weiter in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Weiter rückwärts wurde an der Antwerpen—Maasstellung eifrig gearbeitet. Ich ließ längs der deutschen Grenze eine neue Stellung erkunden.

In seiner Antwort auf unsere zweite Note gab uns Wilson nichts; er sagte auch nicht, ob die Entente sich auf den Boden jener 14 Punkte stellte. Er verlangte aber Einstellung des U-Bootkrieges, stellte unsere Kriegführung im Westen als völkerrechtswidrig hin und griff wiederum in unklaren Worten tief in unser innerpolitisches Leben ein. Irgendein Zweifel über die Absichten unserer Feinde und über den vorherrschenden Einfluß von Clemenceau und Lloyd George war nicht mehr möglich. Wilson war nicht gewillt, den weitgehenden Forderungen Frankreichs und Englands entgegenzutreten. Schwere Entschlüsse wurden von uns gefordert. Wir standen jetzt klar und einfach vor der Entscheidung: Wollten wir uns auf Gnade oder Ungnade der Entente ausliefern oder sollte die Regierung das Volk zum letzten Verzweiflungskampf aufbieten? Wir mußten die Note würdig und fest beantworten, unser ehrlicher Wille zum Waffenstillstand war nochmals zu betonen, aber zugleich auch für die Ehre unserer tapferen Armee warm einzutreten. Die U-Bootwaffe durften wir uns nicht aus der Hand schlagen lassen. Damit beschritten wir den Weg der Kapitulation.

Die Besprechung der Note fand in einer Sitzung des Kriegskabinetts am 17. Oktober in Berlin statt. Ich wohnte ihr bei und hatte auch General Hoffmann dorthin gebeten. An der Front wurde an diesem Tage bei der 18. Armee schwer gerungen.

Der Reichskanzler stellte wieder verschiedene Fragen und führte zunächst, zu mir gewandt, etwa folgendes aus: Es läge jetzt eine neue Note Wilsons vor, die eine Steigerung seiner Forderungen enthielte. Wilson sei offenbar durch äußere Einflüsse in eine schwierige Lage geraten. Er scheine zu hoffen, daß wir die Möglichkeit gäben, mit uns weiter zu verhandeln und den Widerstand der Kriegstreiber zu überwinden. Vor Beantwortung der Note sei klarzustellen, was die militärische Lage Deutschlands erfordere.

Ich hatte eine andere Auffassung von der Denkungsart unserer Feinde. Ich sah allein den feindlichen Vernichtungswillen, der uns bedrohte.

Zu den vielen Fragen, die mir vorgelegt wurden, nahm ich grundsätzlich und ausführlich Stellung.

Im einzelnen wurde die Frage besprochen, ob durch Hinüberziehen aller Divisionen aus dem Osten nach dem Westen oder nur eines Teils die Front hier so gestärkt werden könne, daß auf ein längeres Durchhalten zu rechnen sei. Dazu war es für mich nötig zu wissen, was die O.H.L. dem Osten nehmen konnte. Es waren also von der Regierung meine beiden Fragen nach der Gefahr des Bolschewismus und dem Wert der Ukraine für uns zu beantworten.

Unsere Absperrung gegenüber den Bolschewisten war schon jetzt überaus dünn und kaum mehr ausreichend. General Hoffmann und ich erklärten die Gefahr des Bolschewismus für sehr groß und den Grenzkordon für nötig.

Die Regierung als solche schien keine grundsätzliche Stellung dem Bolschewismus gegenüber einzunehmen. Sie äußerte sich auch jetzt nicht klar und bestimmt. Sie hatte trotz des Widerspruchs des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts Liebknecht aus dem Zuchthaus entlassen, sie sah weiterhin zu, wie Herr Joffe in Berlin Gelder und Schriften verteilte und die Revolution vorbereitete. Unsere Warnungen, auch die des Oberkommandos in den Marken, waren weiterhin in den Wind gesprochen. Ende Oktober wurde Joffe endlich ausgewiesen. Wir traten damit von neuem in den Kriegszustand mit Rußland. Die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen gegenüber den Bolschewisten erhielt hierdurch ihre tiefe Begründung.

In der Sitzung wies ich auch noch auf die ungemessene kriegswirtschaftliche Bedeutung des Gebietes des Oberbefehlshabers Ost hin.

Die Frage, ob die Ukraine zu räumen sei, konnte nicht erledigt werden, es hatten keine grundlegenden Vorbesprechungen stattgefunden. Aus dem Handgelenk ließ sie sich eben nicht entscheiden.

Wir wandten uns jetzt der ausschlaggebenden Frage zu: Was kann und will die Heimat dem Heere geben? Hiervon hing alles Weitere ab. Ich hatte gehofft, daß im Schoß der Regierung hierüber Klarheit herrsche. Das war aber nicht der Fall. Der neue Kriegsminister gab mir günstigere Ausblicke für Ersatzgestellung, als ich sie bisher gehabt hatte. Ich konnte sie nicht nachprüfen. Es machte mir besonders tiefen Eindruck, daß 60 000 bis 70 000 Mann aus dem Heimatheer sofort verfügbar waren. Warum wurden sie nicht früher gegeben? Ich sagte: Wenn ich jetzt den in Aussicht gestellten Ersatz erhalte, so sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft. Es muß aber bald sein. Der Minister versprach, keinen Tag zu versäumen.

Ich wandte mich dem Geist in Heer und Heimat zu, der von entscheidender Bedeutung war, und sprach mich darüber aus, wie ich es in dieser Schrift immer wieder getan habe. Ich betonte, daß das Heer gerade jetzt Rückhalt gebrauche.

Auf Wunsch des Reichskanzlers äußerten sich die drei anwesenden parlamentarischen Staatssekretäre über die Stimmung.

Staatssekretär Gröber sprach nicht unmittelbar zu dieser Frage.

Staatssekretär Scheidemann äußerte sich sehr ernst. Er glaube sehr gern, daß wir noch Hunderttausende für das Heer mobil machen könnten, aber man täusche sich, wenn man meine, daß diese Hunderttausende die Stimmung im Heer verbessern würden. „Die Arbeiter kommen mehr und mehr dazu zu sagen: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." Die Worte des Staatssekretärs Scheidemann waren eine Bankerotterklärung der Politik, die die Reichskanzler und die Mehrheitsparteien nach innen geführt hatten.

Staatssekretär Haußmann glaubte, daß ein Appell an das Volk eine starke Wirkung haben würde.

Vizekanzler v. Payer sah die Stimmung nicht für so ernst an wie Staatssekretär Scheidemann; er sprach sich ganz in meinem Sinne aus und schloß mit den Worten:

„Wenn es gelingt, die Note so zu fassen, daß die Bevölkerung die Sicherheit entnimmt: wir sind zwar in schwerer Lage, aber wir werfen die Flinte nicht ins Korn — dann ist noch nicht alles verloren."

Staatssekretär Friedberg sprach ähnlich und meinte: „Jedenfalls muß schnell gehandelt werden."

Neben Ersatz war auch noch geistige Spannkraft da, und von ihr hing alles ab; warum haben die Herren, die sie kannten, sie nicht früher aufgerufen? Es ist dies für mich ein ungelöstes, unheilvolles Rätsel.

Über die große militärische Lage konnte ich nichts Neues sagen. Ich wiederholte über die Westfront das gleiche wie schon am 10. Oktober: „Ich halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen, kann ich nur antworten: Ich fürchte ihn nicht."

Eine Änderung zum Schlechteren bliebe jederzeit möglich. Irgendeine Überraschung hätten die letzten Kämpfe nicht gebracht. Die Front hielte nicht besser und nicht schlechter als bisher. Unsere Truppen leisteten das, was die O.H.L. erwartet hätte. Es scheine mir aber die Angriffskraft des Feindes nachzulassen. Die Verhandlungen mit Wilson hätten bisher zu keinem Ergebnis geführt. Wir seien nach jeder Richtung hin Herr über unsere Entschlüsse und könnten die Verhandlungen fortsetzen oder abbrechen. An unserer ehrlichen Friedensliebe könne niemand zweifeln. Auf der anderen Seite sei es unser gutes Recht, Leben und Ehre aufs äußerste zu verteidigen. Die Regierung sei es dem deutschen Volke schuldig, alle vertretbaren Mittel anzuwenden, um bei dem ehrlich erstrebten Ausgleich mit der Entente zum mindesten nicht zu schlecht abzuschneiden. Es sei das Gebot einfachster Klugheit; je stärker wir militärisch seien, desto besser könnten wir verhandeln. Das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit könne und wolle dem Heere noch seine letzte Kraft geben. Pflicht der Regierung sei es, diesen Willen in die Tat umzusetzen.

Staatssekretär Solf warf mir jetzt Auffassungswechsel vor. Ich war erstaunt: Die Regierung hatte für den äußersten Fall doch auch noch kämpfen wollen. Selbst wenn ich jetzt zuversichtlicher gesprochen hätte als früher, so konnte und mußte der Staatssekretär doch nur über jede günstigere Beurteilung der Lage erfreut sein, da sie für ihn die Verhandlungen erleichterte. Ich dachte zudem nicht an den Abbruch in diesem Augenblick, sondern drang auf

Klarheit in unserem Denken und endlichen Wollen. Ich faßte meine Ausführungen nochmals in folgenden Worten zusammen:

„Nach wie vor glaube ich, daß wir die Waffenstillstandsverhandlungen, wenn es irgendwie geht, erreichen müssen. Aber nur solche Waffenstillstandsbedingungen dürfen wir annehmen, die eine geregelte Räumung des Landes gestatten. Hierzu ist eine Frist von mindestens zwei bis drei Monaten nötig. Auch dürfen wir nichts auf uns nehmen, was eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unmöglich macht. Daß dies die Absicht des Feindes ist, muß man nach der Note annehmen. Die Bedingungen sollen uns außer Gefecht setzen. Bevor wir uns auf Weiteres einlassen, muß der Feind einmal sagen, was denn eigentlich seine Bedingungen sind. Wir wollen nicht kurzerhand mit Wilson abbrechen. Wir müssen im Gegenteil die Frage stellen: »Sagt doch einmal klar, was wir tun sollen! Wenn ihr aber etwas gegen unsere nationale Ehre verlangt, uns kampfunfähig machen wollt, dann heißt es allerdings nein!«"

Ich kam dann noch auf die Zerstörungen, die wir nach den Angaben der Entente bei unserem Rückzuge ausführten.

„Wir haben pflichtmäßig alles getan, um die Zerstörungen derart zu beschränken, wie es militärisch noch zu vertreten ist. . . . . Die Armee ist nicht verantwortlich für einzelne rohe Menschen. Ich kämpfe gegen solche Roheit. Ich bitte dies in der Note an Wilson zu betonen, denn die Armee hat ein Recht darauf."

Hiermit schloß die Sitzung. Die Staatssekretäre Gröber und Haußmann, neben denen ich saß, drückten mir ihre Freude aus, daß ich ihre Stimmung gehoben hätte. Ich fuhr zuversichtlich nach Spaa zurück.

Die gehobene Stimmung hielt in Berlin bis zum 19. Oktober mittags an. Dann wurde sie umgeworfen. Ich kenne die Vorgänge nicht näher. Warum drängten nicht die Staatssekretäre, die sich am 17. so vertrauensvoll ausgesprochen hatten, zur Tat? Sie wußten doch, um was es ging! Und wenn am 12. Mai 1919 der Staatssekretär Haußmann unter stürmischem Beifall aussprach: „Hätte unser Heer, hätten unsere Arbeiter am 5. und 9. November gewußt, daß der Friede so aussehen würde, das Heer hätte die Waffen nicht niedergelegt, es hätte ausgehalten", — so stehe ich auch hier vor etwas Unfaßlichem. Das, was gekommen ist, war am 17. Oktober zu erwarten. Das steht in der Weltgeschichte unverrückbar fest. Wir hatten vor einer Kapitulation gewarnt. Man brauchte sich doch endlich nur auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Man mußte nur aufhören, sich selbst und das Volk zu belügen, man mußte den Entschluß zur Tat finden, der in der O.H.L. feststand.

Am 20. bekamen wir den neuen Entwurf der Antwort nach Spaa geschickt. Der U-Bootkrieg war fallen gelassen, der Weg zur Kapitulation mit allen seinen unheilvollen Folgen beschritten. Der Generalfeldmarschall und ich erhoben nochmals warnend unsere Stimme. Wir schlugen einen Volksaufruf vor. Wir lehnten jede Beteiligung an diesem Entwurf ab. Das Kriegskabinett war darüber erregt. Warum, das weiß ich nicht. Wir waren Männer mit eigener Meinung und gingen den Weg, den wir als richtig ansahen und stetig verfolgt hatten.

Die Antwort an Wilson ging am 20. Oktober ab. Der U-Bootkrieg wurde preisgegeben. Das Heer und namentlich die Marine wurden durch dies Nachgeben Wilson gegenüber auf das tiefste getroffen. Der Stimmungs-

niedergang bei der Marine muß unermeßlich gewesen sein. Das Kabinett hatte die Flinte ins Korn geworfen.

Der Kriegsminister arbeitete noch, um den Ersatz bereitzustellen. Auch hier kam es wieder zu nichts, ein Teil des Ersatzes wollte nicht mehr an die Front. Die Regierung gab nach!

Am 23. oder 24. Oktober ging die Antwort Wilsons ein. Sie war eine treffende Erwiderung auf unsere Entmannung. Er sprach es jetzt auch klar aus, daß die Waffenstillstandsbedingungen nur solche sein könnten, die eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten deutscherseits unmöglich machten und den verbündeten Mächten die unbeschränkte Macht gäben, selbst die Einzelheiten des von der deutschen Regierung angenommenen Friedens sicherzustellen. Es konnte nach meiner Ansicht nun für niemanden mehr ein Zweifel sein, daß gekämpft werden müsse. Ich glaubte auf Grund der Eindrücke in der Sitzung vom 17. Oktober bestimmt, daß das Volk noch dafür zu haben sei, obschon wieder kostbare Tage vergangen waren.

An der Westfront wurde inzwischen von der holländischen Grenze bis Verdun erbittert weitergekämpft. Der Feind griff überall heftig an und drängte scharf vor, wo wir zurückgehen mußten. Die Kämpfe kosteten uns viel. Die Truppen schlugen sich nicht überall gut. Andere wiederum leisteten Glänzendes. Das Heer erhielt nichts mehr aus der Heimat. Jeder Antrieb fehlte. Es war ein Wunder, daß es sich im ganzen noch so heldenhaft schlug.

Der Ausbau der Antwerpen—Maasstellung schritt langsam vorwärts. Ihre Armierung begann. Die O.H.L. mußte damit rechnen, Anfang November die Front dahin zurückzuverlegen, um sie noch weiter zu kürzen. Selbstverständlich kam dies auch dem Feinde zugute. Wegen der Bahnzerstörungen mußte der feindliche Angriff im Norden an Kraft nachlassen. Es war zu erwarten, daß er jetzt in Lothringen einsetzen würde.

Ein Aufflammen des deutschen Volkes hätte unsere Lage auf alle Fälle verbessert. Wie lange wir hätten kämpfen können, ist nicht zu sagen. Die feindliche Psyche war uns nicht klar erkennbar. Leicht war ein großes Volk nicht zu zerschlagen, wenn nur ein Wille da war.

Der Generalfeldmarschall und ich trugen am 25. Oktober in Berlin, wohin wir uns wiederum begeben hatten, Seiner Majestät unsere Anschauungen vor. Wir müßten weiterkämpfen. Seine Majestät traf keine Entscheidung, aber er zeigte mir volles Vertrauen. Er wies den Feldmarschall und mich an den Reichskanzler. Dieser war krank. Exzellenz v. Payer empfing uns und Admiral Scheer um 9 Uhr abends. Sein persönliches Verhalten war ablehnend, ganz anders wie bei sonstigen Zusammenkünften. Er wußte wohl, daß das Kabinett meinen Abgang wollte, weil ich den Standpunkt vertrat, weiter zu kämpfen! Auch der Kriegsminister war zugezogen, der sich im Reichstage und innerhalb der Regierung nicht vor den Kaiser und das Heer gestellt hatte; andernfalls hätte er sein Amt niederlegen müssen. Es kam eine überaus traurige Stunde; es war klar, die Regierung wollte nicht mehr kämpfen. Sie glaubte alles preisgeben zu müssen. Hörte sie schon das Grollen der Revolution des 9. November? Hoffte sie, das Vaterland vor ihr durch Kapitulation nach außen zu retten? Ich sprach ernst und erregt. Ich warnte vor dem Vernichtungswillen des Feindes, vor der Hoffnung auf Wilson.

Ich warnte vor dem Bolschewismus in Deutschland und der Hetze gegen den Offizier, die gerade jetzt in großer Stärke einsetzte. Das war auch in Rußland der entscheidende Wendepunkt gewesen.

Ich warnte davor, die Stellung Seiner Majestät gegenüber dem Heere zu erschüttern. Seine Majestät sei unser Oberster Kriegsherr, das ganze Heer sehe seine Spitze in ihm. Wir hätten ihm Treue geschworen und seien fest mit dem Kaiser verbunden.

Die Erschütterung der Stellung des Offizierkorps und des Obersten Kriegsherrn in einem Augenblick, in dem das Heer einer tiefernsten Prüfung unterworfen wurde, war von unendlicher Kurzsichtigkeit. Es war der schwerste Schlag gegen die Ordnung im Heer und Staat in einer Zeit, wo das Heer berufen war, Hüter der staatlichen Ordnung zu werden.

In gleichem Sinne sprach ich mich auch Anfang November einigen sozialdemokratischen Führern gegenüber aus. Auch sie konnten nicht verstehen, was der Kaiser dem Heere war, nicht nur uns alten Offizieren, sondern ebenso dem Mann in Reih und Glied. Viele Beispiele haben nach dem 9. November meine Anschauung bestätigt.

Dem Vizekanzler v. Payer gegenüber ging ich auf Vorgänge nicht ein, die am Vormittage im Reichstage sich abgespielt hatten und die O.H.L. betrafen. Ich hatte nur eine mir nicht verständliche Meldung darüber erhalten. Am 24. abends, kurz vor der Abreise von Spaa, wurde mir nachstehender, von dem Feldmarschall bereits gezeichneter Erlaß an die Armee über die dritte Wilson-Note vorgelegt, der den im Großen Hauptquartier herrschenden Auffassungen und, wie wir nach Meldungen aus Berlin annehmen mußten, auch den Ansichten der Regierung entsprach. Es erschien notwendig, daß die O.H.L. dem Heere gegenüber zu dieser Note Stellung nahm, um ihrem zersetzenden Einfluß auf die Truppe vorzubeugen. Das Telegramm an die Armee lautete:

„Zur Bekanntgabe an alle Truppen.

Wilson sagt in seiner Antwort, er wolle seinen Bundesgenossen vorschlagen, in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten. Der Waffenstillstand müsse aber Deutschland militärisch so wehrlos machen, daß es die Waffen nicht mehr aufnehmen könne. Über einen Frieden würde er mit Deutschland nur verhandeln, wenn dieses sich den Forderungen der Verbündeten in bezug auf seine innere Gestaltung völlig füge; andernfalls gebe es nur die bedingungslose Unterwerfung.

Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, daß unsere Feinde das Wort »Rechtsfrieden« nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen. Wenn die Feinde erkennen werden, daß die deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukunft gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert.

Im Felde, den 24. Oktober, abends 10 Uhr. gez. v. Hindenburg."

Ich war so beschäftigt gewesen, daß der betreffende Major, der das Telegramm zu entwerfen hatte, in Rücksicht auf die bevorstehende Eisenbahnfahrt

mit ihm erst zum Generalfeldmarschall und dann zu mir gegangen war. Ich bekam sonst die Schriftstücke, die der Feldmarschall unterschrieb, vorher zur Gegenzeichnung vorgelegt. Der Befehl entsprach nicht der Antwort an Wilson am 20. Oktober. Ich wurde stutzig und fragte den Major, ob die Tendenz des Befehls wirklich mit den Anschauungen der Regierung übereinstimme. Er antwortete mir bejahend. Der Befehl entspräche den Ausführungen, die den Vertretern der Presse im Auswärtigen Amt durch Oberst v. Haeften und Geheimrat v. Stumm gemacht waren. Ich war wieder einmal hoffnungsfreudig und gab nun auch mein Signum. Später stellte sich heraus, daß die Anschauung, der Inhalt des Telegramms entspräche der Auffassung der Reichsleitung, nicht zutraf. Oberst Heye hielt daraufhin den Befehl an. Aus Kowno, wo revolutionäre Organisationen den Fernsprechverkehr bereits damals kontrollierten, kam der Befehl zur Kenntnis der Unabhängigen Sozialdemokratie und damit in den Reichstag. Außerdem war er auch, wie üblich, in der Pressebesprechung vertraulich bekanntgegeben worden. Bei den Reichstagsverhandlungen am 25. mittags ergoß sich eine Sturmflut der Entrüstung über die O.H.L. Die Regierung rührte nicht einen Finger zu ihrer Verteidigung, obschon jene zur Stunde noch Autorität für ein gewaltiges Heer war. Ich bekam erst am 25. spät abends Nachricht von diesem Vorgang. Sonst würde ich ihn mit dem Vizekanzler v. Payer besprochen haben. Später ist der Regierung die Entstehungsgeschichte des Befehls mitgeteilt worden. Inzwischen hatte aber die Entstellung der Tatsachen ihren Zweck erfüllt; ich war entlassen.

Die Unterredung am 25. im Reichsamt des Innern endigte nach 1½ bis 2 Stunden. Im Flur erwarteten mich General v. Winterfeldt und Oberst v. Haeften. Ich konnte ihnen nur in tief innerer Erregung sagen: „Es ist nichts mehr zu erhoffen, Deutschland ist verloren!" Auch diese Herren waren erschüttert.

In der deutschen Note vom 27. Oktober bekannten wir uns zur Kapitulation.

Am 26. früh 8 Uhr schrieb ich, noch in der Seelenstimmung des vorangegangenen Abends, mein Abschiedsgesuch. Ich ging darin von der Anschauung aus, in der gestrigen Besprechung mit Vizekanzler v. Payer hätte ich die Überzeugung gewonnen, daß die Regierung sich zu keiner Tat mehr aufraffen würde. Seine Majestät, das Vaterland und die Armee kämen dadurch in eine unhaltbare Lage. Ich gälte als Kriegsverlängerer, mein Abgang sei deshalb für die Stellung der Regierung Herrn Wilson gegenüber und damit für Deutschland eine Erleichterung. Darum bäte ich Seine Majestät, mich in Gnaden zu entlassen.

Der Generalfeldmarschall kam am 26. 9 Uhr früh wie gewöhnlich zu mir. Ich hatte mein Gesuch beiseite geschoben, da ich entschlossen war, ihm meinen Schritt erst zu melden, wenn das Gesuch Seiner Majestät vorläge. Der Generalfeldmarschall war Herr seiner Entschließung; ich wollte ihn nicht beeinflussen. Er sah aber das Schreiben. Die Form erregte seine Aufmerksamkeit. Er bat mich, es nicht abzuschicken. Ich solle bleiben. Ich dürfe den Kaiser und das Heer jetzt nicht verlassen. Ich willigte nach längerem inneren Kampf ein. Ich gewann die Überzeugung, ich müsse meine Stellung behalten, und schlug dem Generalfeldmarschall vor, nochmals den Versuch zu machen, den Prinzen Max zu sprechen. Dieser nahm uns nicht an. Er war noch krank.

Während ich auf diesen Bescheid wartete, meldete mir Oberst v. Haeften, die Regierung hätte bei Seiner Majestät meine Verabschiedung erwirkt, als äußerer Anlaß würde der vorher erwähnte Armeebefehl vorgeschützt werden. Seine Majestät würde mich gleich in das Schloß Bellevue befehlen. Ich war über nichts mehr erstaunt und gab mich für meine Person keinem Zweifel hin. Bereits während des Gesprächs mit Oberst v. Haeften wurden wir plötzlich zu ungewohnter Stunde zu Seiner Majestät befohlen.

Auf der Fahrt vom Generalstabsgebäude nach dem Schlosse Bellevue sagte ich dem Generalfeldmarschall das eben Gehörte. Später erfuhr ich, daß Prinz Max bei Seiner Majestät für den Fall meines Verbleibens die Kabinettsfrage gestellt hatte.

Der Kaiser war im Vergleich mit gestern wie umgewandelt, er äußerte sich, nur zu mir sprechend, namentlich gegen den Armeebefehl vom 24. abends. Es folgten einige der bittersten Minuten meines Lebens. Ich sagte Seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr Sein Vertrauen besäße und daher alleruntertänigst bäte, mich zu entlassen. Seine Majestät nahm das Gesuch an.

Ich fuhr allein zurück. Seine Majestät sah ich nicht wieder. Ich sagte nach der Rückkehr in das Generalstabsgebäude meinen Herren, darunter auch Oberst v. Haeften, in tiefer Sorge, in 14 Tagen hätten wir keinen Kaiser mehr. Auch sie waren sich darüber klar. Am 9. November waren Deutschland und Preußen Republiken.

Der Generalfeldmarschall kam noch einen Augenblick zu mir in mein Zimmer. Ich konnte ihm nur das Abschiedsgesuch zeigen, dessen Absendung er vor drei Stunden verhindert hatte. Darauf trennten wir uns.

Ich legte mein Amt sofort nieder. Das Abschiedsgesuch, das ich am Morgen geschrieben hatte, sandte ich ab; jetzt hätte ich ihm einen anderen Wortlaut geben müssen.

Am Abend des 26. fuhr ich nach Spaa zurück, um meinen Herren, mit denen ich während langer Jahre Freud und Leid geteilt hatte, Lebewohl zu sagen und meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Am 27. mittags war ich im Großen Hauptquartier, nachmittags verabschiedete ich mich. Ich war bewegt. Meine Herren und die Armee in diesem schweren Augenblicke zu verlassen, griff mich an. Bei der Auffassung, die ich von meiner Stellung als Offizier gegenüber meinem Allerhöchsten Kriegsherrn hatte, konnte ich nicht anders handeln, als ich es tat, so unendlich schwer es mir wurde.

Ich bin in meinem Soldatenleben nur einen Weg gegangen, den geraden Weg der Pflicht. Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zu dem angestammten Herrscherhaus. Ihnen hatte ich gelebt, auch diese vier letzten Jahre. Mein Streben war allein, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern.

Am 27. Oktober stand ich in Spaa in voller Manneskraft am Ende einer militärischen Laufbahn, die mir ein ungeheures Schaffensgebiet gebracht hatte, aber auch eine Verantwortung, wie sie nur wenigen Menschen auferlegt ist.

Abends verließ ich Spaa. In Aachen suchte ich mein erstes Kriegsquartier auf. Ich dachte an Lüttich. Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seitdem nicht geändert. Meine Muskeln strafften sich. Ich kehrte zurück in die Heimat.

Nachwort.

Die Ereignisse nahmen von Ende Oktober an reißenden Verlauf. Im Westen wurde das deutsche Heer am 4. November in fester Haltung in die Antwerpen—Maasstellung unter Druck des Feindes von Verdun her zurückgeführt. Die Elsaß-Lothringer Front hielt sich gut geordnet eines feindlichen Ansturms gewärtig.

Die k. u. k. Armee leistete in der Schlacht in Oberitalien vom 24. Oktober/4. November zunächst guten Widerstand, dann löste sie sich auf, nachdem die kopflose Regierung in Wien die Auflösung der Doppelmonarchie verkündet hatte.

Feindliche Truppen schoben sich gegen Innsbruck vor. Die O.H.L. führte umfassende Maßnahmen zur Sicherung der Südgrenze Bayerns durch. Gegen den Balkan wurde die Donau gehalten.

Wir standen nun allein in der Welt.

Anfang November brach die von der Unabhängigen Sozialdemokratie vorbereitete Revolution zunächst in der Marine aus. Die Regierung des Prinzen Max fand nicht die Kraft, die anfangs nur örtlichen Umsturzbewegungen russischen Musters im Keime zu ersticken. Ihr entglitt jede Führung; sie ließ den Dingen ihren Lauf.

Am 9. November mittags 12 Uhr verkündete Reichskanzler Prinz Max eigenmächtig die Abdankung des Kaisers. Die alte Regierung erließ an die Truppen Befehle, die einem Verbot des Waffengebrauchs gleichkamen. Unmittelbar darauf verschwand sie.

Der Kaiser sah sich vor die vollendete Tatsache gestellt. Auf den Rat hin, der ihm im Großen Hauptquartier in Spaa erteilt wurde, ging er nach Holland. Der Kronprinz folgte ihm, nachdem sein vorbehaltloses Angebot weiteren Dienstes in Berlin abgelehnt war. Die Bundesfürsten traten ab.

Am 9. November brach Deutschland, bar jeder festen Hand und bar jeden Willens, seiner Fürsten beraubt, wie ein Kartenhaus zusammen. Wofür wir gelebt und jetzt wiederum vier schwere Jahre lang geblutet hatten, verschwand. Wir hatten kein Vaterland mehr, auf das wir stolz sein konnten. Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung wurde vernichtet. Jede Autorität hörte auf. Chaos, Bolschewismus und Terror, undeutsch ihrem Wort und Wesen nach, hielten ihren Einzug in das deutsche Vaterland. Arbeiter- und Soldatenräte waren in der Heimat in langer, planmäßiger, unterirdischer Arbeit vorbereitet und geschaffen. Hierzu waren Männer da, die an der Front dem deutschen Volk einen anderen Kriegsausgang gesichert hätten, bis dahin aber als „unabkömmlich" galten oder Deserteure waren.

Die Mehrzahl der Ersatztruppenteile, in denen der Umsturzgedanke schon lange Boden gewonnen hatte, trat auf die Seite der Revolutionäre.

Die Etappenformationen, dabei die Truppen der besetzten Gebiete im Osten und Westen, unter denen die Umwälzung ebenfalls wohl vorbereitet war, vergaßen Zucht und Ordnung; sie drängten plündernd in wilder Kopflosigkeit nach Haus. Die Truppen aus Rumänien und von der Donaufront marschierten ab, nach Ungarn hinein, um hier festgehalten zu werden.

An der kämpfenden Westfront konnten Soldatenräte mit höherer Genehmigung nicht schnell genug geschaffen werden.

Die neuen Gewalthaber und ihre bürgerlichen Mitläufer verzichteten auf

jeden Widerstand und unterschrieben ohne Rechtstitel unsere Kapitulation auf Gnade und Ungnade vor einem unerbittlichen Feinde.

Das Heer im Westen überschritt noch in Ordnung die Grenze und ging hinter den Rhein, um dann durch überhastete Demobilisierung und in unmittelbarer Berührung mit den heimischen Umsturzherden ebenfalls der Auflösung zu verfallen.

Männer, die sich vor dem Feinde tadelfrei gehalten hatten, gaben im Nervenzusammenbruch dieser Tage Heer und Vaterland preis und dachten nur an sich. Auch Offiziere waren dabei, die ihre Standespflichten und ihre geschichtliche Mission beiseite schoben. Wir erlebten Szenen, wie sie seit 1806 kein Preuße mehr für möglich hielt. Um so höher ist die Treue des Offiziers, Unteroffiziers und Mannes zu bewerten, der sich auch unter den neuen Verhältnissen in alter Gesinnung zur Verfügung des Vaterlandes hielt.

Überall wurde Heeresgut verschleudert und die Verteidigungskraft des Vaterlandes vollständig zerstört. Unermeßliche Werte gingen verloren.

Das stolze deutsche Heer, das vier Jahre dem überlegenen Feinde siegreich widerstanden, in der Geschichte noch nie Gesehenes vollbracht und die Grenzen der Heimat geschützt hatte, verschwand. Die siegreiche Flotte wurde dem Feinde ausgeliefert. Die heimischen Gewalten, deren Vertreter nie am Feinde gekämpft hatten, konnten Deserteure und andere militärische Verbrecher und damit auch zum Teil sich selbst und ihre nächsten Freunde nicht schnell genug begnadigen. Sie und die Soldatenräte arbeiteten mit Eifer und entschlossener Absichtlichkeit an der Vernichtung allen militärischen Lebens. Das war der Dank der neu geformten Heimat an die deutschen Soldaten, die für sie zu Millionen geblutet und ihr Leben gelassen hatten. Die von Deutschen vollzogene Zertrümmerung der deutschen Wehrmacht war ein Verbrechen und von einer Tragik, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Eine Hochflut war über Deutschland hereingebrochen, aber nicht durch elementare Naturgewalt, sondern durch die Schwäche der vom Reichskanzler vertretenen Regierung und durch das Erlahmen des nicht geführten Volkes.

Diejenigen, die seit Jahrzehnten dem Volke den Blick getrübt und gewissenlose Versprechungen gemacht, die ebenso lange gegen die Autorität in Staat und Heer gehetzt und sie nun zerstört hatten, sahen sich bald gezwungen, ihre bisher verkündeten Grundsätze fallen zu lassen. Eine neue Autorität mußte geschaffen, ein neues Heer gebildet werden, um nun im Innern Gewalt gegen Gewalt zu setzen, wie es früher noch nie nötig war. Nicht die von der Revolution geschaffenen Truppen, sondern die freiwilligen Formationen mit dem Geist und der Mannszucht der Armee von 1914 retteten das Vaterland — ein Lichtblick in dieser verhängnisvollen Zeit —; die Menschheit war doch nicht reif für die vermeintlichen Segnungen der Revolution. Was sie erreicht zu haben glaubt, konnte auf gesetzlichem Wege ohne unsere Selbstvernichtung gewonnen werden. Es war ein frevelhaftes Spiel ohnegleichen, das mit dem deutschen Volk in seiner schwersten Stunde gespielt worden ist. Es bezahlt dies ungeheure Verschulden mit seinem Leben und mit seinen Idealen.

Die Welt stand dem allem staunend gegenüber; sie konnte das Ungeheuerliche, diesen Zusammenbruch des stolzen und mächtigen Deutschen Reiches, des Schreckens seiner Feinde, nicht fassen. Die Entente hatte Furcht noch vor unserer vernichteten Stärke und konnte nicht genug tun, um die Gunst des

Augenblicks auszunutzen, uns durch ihre Propaganda innerlich noch weiter zu schwächen und uns einen Sklavenfrieden aufzuzwingen.

Deutschland ist durch eigenes Verschulden tief gebeugt. Es ist keine Großmacht, kein selbständiger Staat mehr. Sein Bestand und sein Bestehen sind gefährdet.

In allem geschwächt und verkleinert, geht es aus diesem Weltkampf hervor, auch beraubt an Gebieten und Volksteilen, die ihm seit vielen Menschenaltern angehören.

Es verliert seine Kolonien.

Seine Wehrkraft ist ihm genommen. Der Deutsche hat das Recht verloren, seinem Vaterlande mit der Waffe zu dienen.

Deutschlands Handelsflotte verschwindet vom Weltmeer. Seine wirtschaftliche Kraft ist gebrochen, was übrig geblieben, unter des Siegers Aufsicht gestellt. Das Leben von 70 Millionen Deutschen steht auf schwankendem Boden.

Die Kriegsentschädigungen, die wir zu zahlen haben, sind unerschwinglich.

Die Schuld, die die Revolution auf sich geladen hat, ist mit diesem Frieden allein nicht beendet. Sie macht das schwere Joch der Hörigkeit, unter das sie das deutsche Volk gebeugt hat, zu einem voll zermalmenden.

Sie leistet der Arbeitsunlust Vorschub und vernichtet das Gefühl, daß Arbeit noch mehr bietet als Gelderwerb. Sie behindert die Betätigung schaffender Kräfte und streicht alles Persönliche. Sie setzt dafür Massenherrschaft und Mittelmäßigkeit. Die Triebkraft allen staatlichen und wirtschaftlichen Lebens für den Wiederaufbau ist in Frage gestellt, wenn nicht auf lange Zeit hinaus tot.

So kann die durch den Frieden geschwächte Heimat die Bevölkerung nicht erhalten.

In Deutschland fließt Bruderblut. Deutsches Gut wird zerstört. Staatsgelder werden verschleudert und zu eigennützigen Zwecken verwendet, die Finanzen des Reichs, der Einzelstaaten und Gemeinden mit jedem Tage zerrütteter. Die gesunkene Moral des Volkes treibt haltlos in der „Freiheit" der Revolution; die niedrigen Instinkte des Menschen suchen sich unbeschränkt und ohne jede Rücksicht auszuleben. Überall herrschen Unordnung, Arbeitsscheu, Trug und Übervorteilung, dabei an vielen Stellen der widerlichste Genußtaumel — dicht neben den Gräbern der Millionen für ihr Vaterland Gebliebenen und im Angesicht der vielen Verstümmelten, auf denen unser Auge ruht. Deutschland bietet ein grauenvolles und würdeloses Schauspiel, das unsagbare Trauer in jedem deutschfühlenden Herzen auslöst, beim Feinde und Neutralen aber Verachtung erweckt.

Deutsche Männer treten auf und klagen Deutschland vor dem Feinde angeblicher Schandtaten an, um ihm zu gefallen und Milde von ihm zu erbetteln. Deutsche Männer, die treu dem Vaterlande gedient, werden von seiner Regierung dem Feinde ausgeliefert, um dessen Triumph zu dienen. Das war der Tiefstand unserer Selbsterniedrigung, die mit Scham und Ekel vor dem deutschen Volk erfüllt.

Durch die Revolution haben sich die Deutschen zum Auswurf unter den Völkern gemacht, nicht mehr bundesfähig nach außen, Sklaven im Dienst fremder Männer und ausländischen Kapitals, der Achtung entkleidet vor sich selbst.

„In zwanzig Jahren wird das deutsche Volk die Parteien verdammen, die sich rühmen, die Revolution gemacht zu haben." Ein wahres Wort von ungeheurer Schwere, gesprochen auf dem 2. Rätekongreß in Berlin im April 1919 von einem Sozialdemokraten zu seinen Genossen.

*

Das Schicksal des deutschen Volkes ist durch den Frieden für die Gegenwart vollendet. Dunkel liegt die Zukunft vor uns; hell leuchtet nur die Tat der Männer von Scapa Flow in sie hinein!

Alle Gaukelbilder sind zerronnen, die Massentäuschung beginnt zu schwinden. Wir sehen in ein Nichts. Sich selbst belügen, auf andere oder auf Wahngebilde hoffen, Mut allein in Worten als Vertröstung für die Zukunft und Schwäche in der Gegenwart hilft uns nicht, wie es uns nie geholfen hat.

Anderes ist nötig:

Unerschrockenes Denken und männliches Handeln jedes einzelnen und doch selbstloses Unterordnen durch Zurückstellung des eigenen Ichs in nationaler Mannszucht ist Erfordernis. Das allein kann uns die völkische Würde wiedergeben, deren Rückgewinn Vorbedingung deutschen Auferstehens ist. Das ist das erste Gebot!

Liebe zur Scholle und zum Handwerk, Liebe zur Arbeit und unermüdliche Schaffensfreudigkeit, eiserner Fleiß, freie Betätigung im Wirtschaftsleben, gepaart mit Rücksicht auf den Nebenmenschen, vertrauensvolles Zusammenwirken von Arm und Reich, von Hand und Kopf, verkörpert in einer Arbeitspflicht, Freiheit für ehrliche Arbeit sind die Grundlagen deutscher Werte und die Voraussetzungen neuen Aufstieges. Sie sind das zweite Gebot!

Pflichttreu, redlich und wahrhaftig, mutig muß der Deutsche wieder werden, sittlicher Ernst ihn beherrschen. Das ist das dritte Gebot! Fichtes Wort, daß deutsch sein und Charakter haben ohne Zweifel gleichbedeutend sind, muß wieder Wahrheit werden. Nur das gibt uns die Selbstachtung wieder, und nur dadurch erzwingen wir uns die Achtung anderer.

In nationaler Sammlung und Erziehung, in deutschem Wirken, in harter Arbeit und menschlicher Würde, bei klarem Blick in die rauhe Wirklichkeit unserer entbehrungsreichen und trostlosen Zukunft sollen sich die Deutschen und der Deutsche in sich selbst finden. Solches Tun soll uns ein Vaterland wieder erdienen helfen, uns mit dem alten Geist selbstloser Vaterlandsliebe durchdringen, der uns befähigt, für unsere idealen Güter, für deutsches Wesen, für der deutschen Heimat Wohlfahrt und Sicherheit und für ihre Wiedererstarkung zu leben und, wenn das Schicksal es fordert, so in den Tod zu gehen, wie es die Helden des Riesenkampfes getan!

Gewaltig waren unseres Volkes Leistungen während der vier Kriegsjahre; sie geben beredtes Zeugnis von den in uns wohnenden, heute von der Revolution verschütteten Kräften. Ein Volk, das solches vollbracht, hat das Recht zum Leben. Möge es jetzt die Kraft haben, die Schlacken zu beseitigen, die es auf sich gehäuft; möge es die Männer finden, die, verantwortungsfreudig wie die Führer im Felde, mit starkem Wollen und hartem Willen es leiten und dem niedergetretenen Volksleben frischen und kräftigen Odem geben, Männer, die mit vertrauensvoller Gefolgschaft der Besten des Volks in schöpferischer Tat die nationalen, schaffenden Kräfte einen.

Lernen wir nach diesem tiefen Sturz in Erinnerung an unsere im Glauben an Deutschlands Größe gefallenen Helden, die dem Vaterlande jetzt so fehlen, wieder Deutsche werden und stolz sein, daß wir es sind!

Das walte Gott!

Gedruckt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68–71.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68–71

396 IX 20